



Aus dem Inhalt

■ Melanie Rohner Theodor Storms *Von Jenseit des Meeres* im literatur- und diskurgeschichtlichen Kontext ■ Mario Zanucchi Klandestine Autorschaft in Klabunds chinesischen Nachdichtungen *Dumpe Trommel und beraushtes Gong* (1915) ■ Herbert Uerlings Anna Seghers' *Das Licht auf dem Galgen* (Fragment, 1948/49) ■ Christine Arendt Varianten autobiographischen Schreibens bei Stefanie Zweig ■ Christoph Schaub Slums in Texten Meineckes, Tawadas und Trojanows ■ Daniela Roth The Functionalization of the Figure of the Refugee and the Role of the *Bildungsbürgertum* ■ Oksana Khrystenko Frauen als Objekte in männlichen Kommunikationspraktiken ■ Nahla Tawfik Sprachkontaktphänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen ■ Till Dembeck Es gibt keine einsprachigen Texte! ■ Mohammad Ismail Shibib Irakische Autoren im Migrationsland

Herausgegeben von Wilhelm Amann,
Till Dembeck, Dieter Heimböckel,
Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer,
Heinz Sieburg

zig | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

11. Jahrgang, 2020, Heft 1

Die Zeitschrift wird herausgegeben von

Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Wissenschaftlicher Beirat

Andrea Bogner (Georg-August-Universität Göttingen), Peter Colliander (Ludwig-Maximilians-Universität München/Copenhagen Business School), Dmitrij Dobrovol'skij (Russische Akademie der Wissenschaften), Ludwig Eichinger (Universität Mannheim), Anke Gilleir (Katholische Universität Leuven), Deniz Göktürk (University of California, Berkeley), Ortrud Gutjahr (Universität Hamburg), Michaela Holdenried (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Alexander Honold (Universität Basel), Oliver Lubrich (Universität Bern), Paul Michael Lützel (Washington University in St. Louis), Claudine Moulin (Universität Trier), Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal), Rolf Parr (Universität Duisburg-Essen), Martina Rost-Roth (Universität Augsburg), Wolfgang Steinig (Universität Siegen), Herbert Uerlings (Universität Trier), Manfred Weinberg (Karls-Universität Prag)

*Die Herausgeber danken dem Deutschen akademischen Austauschdienst (DAAD)
für die freundliche Unterstützung.*

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. (Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2020 im transcript Verlag, Bielefeld

© Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Lektorat: Jan Wenke

ISSN 1869-3660

eISSN 2198-0330

Print-ISBN 978-3-8376-4944-4

PDF-ISBN 978-3-8394-4944-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:

info@transcript-verlag.de

Inhalt

Editorial | 7

AUFSÄTZE

»Die Hand einer Farbigen«

Theodor Storms *Von Jenseit des Meeres*
im literatur- und diskursgeschichtlichen Kontext
MELANIE ROHNER | 11

»Was bleibt vom Heldentum?«

Klandestine Autorschaft in Klabunds chinesischen Nachdichtungen *Dumpe Trommel und beraushtes Gong* (1915)
MARIO ZANUCCHI | 25

Verschwiegene Gründungsgewalt

Anna Seghers' *Das Licht auf dem Galgen* (Fragment, 1948/49)
HERBERT UERLINGS | 43

Varianten autobiographischen Schreibens bei Stefanie Zweig

Vom Erlebnis Afrikas zur Darstellung und Dokumentation des Exils
CHRISTINE ARENDT | 65

Heterogene Stadträume der Globalisierung

Slums in Texten Meineckes, Tawadas und Trojanows
CHRISTOPH SCHAUB | 83

The Functionalization of the Figure of the Refugee and the Role of the *Bildungsbürgertum* in Jenny Erpenbeck's *Gehen, Ging, Gegangen* (2015) and Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis* (2016)

DANIELA ROTH | 101

»Hat sie lange Fiaß?«

Frauen als Objekte in männlichen Kommunikationspraktiken
OKSANA KHRISTENKO | 125

Akhi sucht Ukhti

Oder: Sprachkontakthänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen
in deutschsprachigen Heiratsanzeigen

NAHLA TAWFIK | 145

AUS LITERATUR UND THEORIE

Es gibt keine einsprachigen Texte!

Ein Vorschlag für die Literaturwissenschaft

TILL DEMBECK | 163

FORUM

Irakische Autoren im Migrationsland Deutschland

MOHAMMAD ISMAIL SHIBIB | 179

REZENSIONEN

Eszter Pabis: Literarische Grenzgänge. Dimensionen der Fremdheit
in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur der Schweiz

VON ANETT SZEGVÖLGYI-PÓCSIK | 195

Birgit Huemer, Eve Lejot, Katrien L. B. Deroey (Hg.): Academic writing
across languages: multilingual and contrastive approaches
in higher education. L'écriture académique à travers les langues:
approches multilingues et contrastives dans l'enseignement supérieur.
Wissenschaftliches Schreiben sprachübergreifend:

mehrsprachige und kontrastive Ansätze in der Hochschulbildung

VON ANNA TILMANS | 198

Walter Fähnders: Projekt Avantgarde. Avantgardebegriff
und avantgardistischer Künstler, Manifeste und avantgardistische Arbeit

VON JASMIN GRANDE | 203

GESELLSCHAFT FÜR INTERKULTURELLE GERMANISTIK

GiG im Gespräch 2020/1 | 213

***Call for Papers – Interkulturelle Räume. Historische Routen
und Passagen der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung
des Mittelmeerraums*** | 217

Autorinnen und Autoren | 221

Hinweise für Autorinnen und Autoren | 223

Editorial

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* feiert in diesem Jahr ein kleines Jubiläum. Sie besteht nun, manchem anfänglichen Unkenruf zum Trotz, seit zehn Jahren und kann, was die Qualität ihrer Beiträge und die allgemeine Aufmerksamkeit anbelangt, auf eine insgesamt sehr erfreuliche Entwicklung zurückblicken. Darum ist es einerseits ein guter Zeitpunkt, all denjenigen zu danken, die die Zeitschrift in der Vergangenheit ideell, materiell und durch ihre praktische Mitwirkung unterstützt haben: den Beiträgerinnen und Beiträgern ebenso wie den Leserinnen und Lesern sowie dem *Deutschen Akademischen Austauschdienst* (DAAD) und der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* (GIG), ohne die in dieser Form und Breitenwirkung das Projekt sicherlich nicht zustande gekommen wäre.

Andererseits erschien dem Herausbergremium der Zeitpunkt passend, angesichts der aktuellen publizistischen und digitalen Entwicklung über alternative Formen der Distribution der Zeitschrift und nutzungsfreundlichere Zugriffsmöglichkeiten auf sie nachzudenken. Als Ergebnis der gemeinsamen Überlegungen mit dem *transcript*-Verlag wird mit diesem Heft die ZiG erstmals digital (und ab dem ersten Heft 2021 dann auch unter Open-Access-Bedingungen) publiziert, das heißt konkret: Die ZiG wird von nun an auf den Plattformen des *transcript*-Verlags und der *Melusina Press* der Universität Luxemburg mit allen wissenschaftlichen Recherche-Vorzügen, die solche digitalen Plattformen mit sich bringen, digital zugänglich gemacht und ab dem kommenden Jahr dann auch kostenlos zur Verfügung gestellt. Das gilt außerdem für alle bis dahin erschienenen Hefte der Zeitschrift, die bis zum nächsten Jahr ebenfalls frei verfügbar gemacht werden. Zu einer formalen Umstellung kommt es jedoch nicht. Das bewährte Peer-Review-Verfahren sowie Struktur und Layout der ZiG bleiben erhalten, und auch die Buchliehaberinnen und -liebhaber werden nicht um das Vergnügen gebracht, ein Exemplar in den Händen halten zu dürfen. Die ZiG ist nach wie vor im Print-on-Demand-Verfahren auch gedruckt erhältlich.

Von der publizistischen Neuausrichtung bleibt darüber hinaus die Alterierung zwischen einem thematisch freien Heft im Frühjahr/Sommer und einem Heft mit einer thematischen Schwerpunktsetzung im Herbst/Winter weiterhin unberührt. So wird sich auch die erste Ausgabe für das laufende Jahr in gewohnter Manier unterschiedlichen und für die germanistische Interkulturalitätsforschung einschlägigen Themen aus Literaturwissenschaft und Linguistik widmen. Das Spektrum reicht in der *Aufsatz*-Rubrik literaturgeschichtlich von Theodor Storm bis Yoko Tawada, im sprachwissenschaftlichen Bereich kommen männliche Kommunikationspraktiken sowie Sprachkontaktphänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen in deutschsprachigen Heiratsanzei-

gen in den Blick. In den Rubriken *Aus Literatur und Theorie* sowie *Forum* geht es einerseits um den bemerkenswerten Vorschlag, Literaturwissenschaft als Mehrsprachigkeitsphilologie neu auszurichten, andererseits wird auf die eindrückliche Romanvielfalt irakischer Autoren in deutscher Migration aufmerksam gemacht. Den Abschluss bilden wie immer der Rezensionsteil, in dem drei Arbeiten zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur in der Schweiz, zu Ansätzen wissenschaftlichen Schreibens in verschiedenen Sprachen und zum Projekt der Avantgarde vorgestellt werden, und die Rubrik *GiG im Gespräch*, die sich mit den durch die Corona-Pandemie bedingten Auswirkungen auf Planung und Gestaltung aktueller und zukünftiger GiG-Aktivitäten beschäftigt.

Das kommende Heft wird sich turnusgemäß einem Schwerpunktthema zuwenden. Es lautet *Das Meer als Raum transkultureller Erinnerungen* und wird von Irina Gradinari und Elisa Müller-Adams betreut.

Bayreuth und Esch-sur-Alzette im Mai 2020

Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Aufsätze

»Die Hand einer Farbigen«

Theodor Storms *Von Jenseit des Meeres*

im literatur- und diskursgeschichtlichen Kontext

MELANIE ROHNER

Abstract

In Theodor Storm's novella *Von Jenseit des Meeres* (From Beyond the Seas, 1865), the main female character Jenni is the daughter of a German plantation owner and his West Indian lover, who is a ›mixed race‹ woman. As the North German first-person narrator has loved Jenni since childhood, and wants to marry her in the narrative present, the novella revolves around the question of the implications of her maternal inheritance. The only external residue of this is the bluish-dark crescents at the roots of Jenni's fingernails. This detail becomes central to the production of meaning in the text, for the way in which the crescents become the subject of the novella is symptomatic of how Storm tries to reconcile racial thinking and liberal humanism. This comparative study embeds the motif of the dark fingernails in its context, drawing on the history of literature and knowledge to clarify the ambivalences that underpin the novella.

Title: »The Hand of a Coloured Woman«: Theodor Storm's Novella *Von Jenseit des Meere* (From Beyond the Seas) in its Historical Literary and Discursive Context

Keywords: Theodor Storm (1817-1888); race/whiteness; Eugène Sue (1804-1857); ›Motivgeschichte‹; *Von Jenseit des Meeres*

1.

Von den »paar Bücher[n]«, die in Theodor Storms Novelle *Von Jenseit des Meeres* (1865) auf dem »Hängebrettchen über dem Bette« (Storm 1998: 665¹) der Protagonistin Jenni stehen, nennt der Erzähler nur ein einziges beim Titel. Es ist von einem seinerzeit breit rezipierten Autor, der – wie sich nach seinem Tod herausstellte – eigentlich Carl Anton Postl hieß und aus Österreich stammte, aber 1823 in die USA ausgewandert war und sich einen neuen Namen zugelegt hatte. Zurückgekehrt nach Europa, ließ er sich 1831 in der Schweiz nieder und verfasste dort die Mehrheit seiner Amerika-Romane, die ihn schon bald berühmt machten.

Die Rede ist von Charles Sealsfield und – wie es in der Novelle heißt – dem »Teil« aus seinem »Pflanzerleben«, der »die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält« (666): dem 3. Band der zwischen 1835 und 1837 publizierten *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*, der aus den beiden ›Teilen‹ *Pflanzerleben II* und *Die Farbigen* besteht. Jenni interessiert sich nicht von ungefähr für

1 | In der Folge wird für Storm 1998 nur die Seitenzahl angegeben.

dieses Buch, das sie mit teils derart »scharfen« Anstreichungen versieht, »daß das Papier davon zerrissen« (ebd.) ist. Denn als Tochter eines deutschen Plantagenbesitzers und einer »nichtweißen« Mutter aus Westindien ist sie selber eine sogenannte »Farbige« (690). Auf Wunsch ihres Vaters wächst sie allerdings in Deutschland auf, wo sie schon im Kindesalter auf Alfred trifft, den Binnenerzähler der Novelle. Die beiden verlieben sich ineinander, als sie sich auf dem Landgut von Alfreds Bruder erwachsen wiedersehen. Jenni lehnt Alfreds Heiratsantrag aber aufgrund ihrer Herkunft ab und reist kurz darauf auf die westindische Insel St. Croix, um dort ihre Mutter zu finden. Schockiert über die Lebensweise der auf der Insel ansässigen »[S]chwarzen« und in Gefahr, von ihrer Mutter in die Ehe mit einem »Mulatte[n]« (ebd.) gedrängt zu werden, fleht sie Alfred schon bald brieflich um Hilfe an. Alfred hat ihre Lage indessen erraten und ist bereits auf dem Weg zu ihr. Auf St. Croix angekommen, heiratet er Jenni in Christiansstadt und wird so – das geben der Insel- und der ebenfalls authentische Ortsname überdeutlich zu verstehen – zu ihrem »Erlöser« (vgl. 692).²

Dem intertextuell unmittelbar einschlägigen Verweis auf Sealsfields Roman, seiner »zentrale[n] Rolle« (Weedon 1999: 89) für Storms Novellentext, ist die Forschung bereits nachgegangen.³ Auch wenn nicht sämtliche Belege ermittelt worden sind, konnte sie aufzeigen, dass sich viele der in der Novelle patenten rassistischen Vorstellungen auch in Sealsfields *Lebensbildern* finden. Dessen Animalisierungen »nichtweißer« Figuren zum Beispiel kehren in *Von Jenseit des Meeres* ebenso wieder wie die Vorstellung, dass die intellektuelle Minderwertigkeit von »Farbigen« in ihrer vereinfachten Redeweise zum Ausdruck komme. Im Wortlaut der *Lebensbilder* sollen »die Neger und selbst jene Farbigen, deren Blut mehrere Male mit dem europäischen gekreuzt ist, unserer Sprache selten ganz mächtig« sein. »Ihre Sprache« gleiche vielmehr »abgebrochene[m] Kindergeplauder« (Sealsfield 1976: 272). Bei Storm warnt Jennis Vater sie vor ihrer Mutter, »man [dürfe] sie nicht reden hören; der schöne Mund« stümpere »in der gebrochenen Sprache der Neger«; es sei »das Geplapper eines Kindes« (681). Obwohl Jenni schon als kleines Kind nach Deutschland kommt, spricht auch sie als Erwachsene Alfreds Namen noch mit einem »eigentümliche[n] Akzent« aus (663).

Nur am Rande diskutierte die Forschung hingegen ein Merkmal Jennis, das so in Sealsfields *Lebensbildern* nicht vorkommt, aber sich wie kaum ein anderes dazu eignet, das diskursgeschichtliche Kräftefeld abzustecken, in das Storms Novelle eingeschrieben ist. Jennis auffallend dunkle Fingernägel werden in zwei aufeinander bezogenen Textpassagen zum Gegenstand der Erzählung: einmal im ersten Teil der Binnengeschichte, der von der Kindheitsbeziehung Jennis und Alfreds handelt; ein anderes Mal im zweiten Teil, nachdem die beiden sich bei

2 | St. Croix gehörte, als Storm an seiner Novelle schrieb, der Dänischen Westindien-Kompanie. Die Insel war damit – ebenso wie Storms Heimatstadt Husum bis zur preußischen Annexion 1867 – Teil des dänischen Gesamtstaats.

3 | Sealsfield-Referenzen besprechen außerdem Artiss 1978, Becker 2009, Dunker 2008, Lohmeier 1998, Pastor 1999 und Wilke 2007.

Alfreds Bruder nach etlichen Jahren wieder getroffen haben. Die Art und Weise, wie die Fingernägel zu diesem Gegenstand werden, ist symptomatisch dafür, wie sich in Storms Novelle universalistische Ideale der Aufklärung und partikularistische Rassenvorstellungen überlagern – eine Interferenz, die für die Ambivalenzen der Novelle verantwortlich ist und mentalitätsgeschichtlich für das liberale Bürgertum der Zeit, das an den allgemeinen Nutzen des europäischen Kolonialismus glaubte, durchaus nicht untypisch war (vgl. zum Beispiel Fitzpatrick 2008; Müller 2016). Um das Motiv der dunklen Fingernägel in seinem literatur- und wissensgeschichtlichen Zusammenhang zu verstehen, muss man die Novelle allerdings in einen größeren literarischen und kulturtheoretischen Horizont einordnen, als es in der Storm-Forschung bisher geschehen ist. Es bietet sich dazu nicht nur eine postkoloniale Perspektive an, die auch die *whiteness studies* einschließt; sondern – in Form einer Motivgeschichte – auch ein klassisch komparatistischer Ansatz.

2.

Eine Analyse auch aus dem Blickwinkel der *whiteness studies* drängt sich auf, weil Jenni in der Novelle konstant mit der Farbe Weiß assoziiert wird. Wie Alfred schon als Kind feststellt, ist Jenni »nicht schwarz, nicht einmal braun«. Stattdessen erscheint sie ihm sogar »weißer als irgend ein anderes Mädchen aus [s]einer Bekanntschaft« (650). Sie hat eine »weiße Hand« (657), »weiß[e] Fingerchen« (655), »weiß[e] Zähnnchen« (653) und ein »schönes blasses Gesicht« (661), das die »weiße Frauengestalt« (674) auch als Erwachsene noch ziert. Sie trägt ein »weißes Kleid« (654), »weißes Tüchelchen« (659), »weiße[s] Gewan[d]« (674) und ein »weiße[s] Sommerkleid« (663); im zweiten Teil der Binnenerzählung will Alfred sie »nie anders als in weißen Kleidern gesehen« (666) haben. Von dem guten Dutzend Blumen, die Jennis Auftritte in der Novelle umkränzen, sind alle, ohne Ausnahme, weiß: Als Alfred Jenni im Park des Landsitzes seinen Heiratsantrag macht, den sie, wie gesagt, zunächst ablehnt, leuchtet der »Jasmin mit seinen weißen Blüten« (671), schimmern »[w]eiße Teichrosen« (672) auf dem Wasser, »weiß[e] Blumen« (674), »weiß[e] Wasserrosen« (677). Und wenn Jenni Alfred als Kind Märchen erzählt, haben das ausgerechnet »Schneewittchen« und »Frau Holle« (652) zu sein.

Diese Motivreihe, die zwanghafte Wiederkehr des Weißen, ist im hier gegebenen Zusammenhang ein Indiz dafür, dass Jennis *whiteness* nicht per se gegeben ist. Weil sie prekär ist, muss sie immer wieder von Neuem markiert und betont werden. Damit partizipiert Storms Novelle an einem zeitgenössisch verbreiteten literarischen Topos der blendenden Weiße und verlockenden Schönheit von damals so genannten Mulattinnen, Quarteronen oder auch Okteronen (vgl. zum Beispiel Hoffmann 1973: 232; Pastor 1999: 72-76). Um dafür nur drei Beispiele zu geben: In *Marie ou l'esclavage aux États-Unis* von 1835, dem Amerika-Roman Gustave de Beaumonts, des Reisegefährten Alexis de Tocquevilles in den USA, begegnet der Protagonist Ludovic schon ganz zu Beginn einer sol-

chen ›Mulattin‹, einer »mulâtre [...] d'une éclatante beauté, et [...] d'une parfaite blancheur« (Beaumont 1835: VII).⁴ Und von der Titelfigur Marie mit ihrer »front blanc« (ebd.: 144)⁵ erfährt Ludovic erst durch ihr Geständnis, dass sie »de la race noire« (ebd.: 161)⁶ ist. Ein solches *passing*, dass also *non-whites* als solche nicht entdeckt und für weiß gehalten werden, glückt ebenso in Harriet Becher-Stowes Roman *Uncle Tom's Cabin* von 1852, der auch in Deutschland sofort zum Bestseller wurde. Die weibliche Hauptfigur Eliza ist darin »so white as not to be known as of colored lineage« (Beecher-Stowe 1994: 45). Die verführerischen Töchter einer Zuhälterin in Sealsfields bereits erwähnten *Lebensbildern* schließlich haben trotz »einiger Tropfen farbigen Blutes« (Sealsfield 1976: 289) abermals »schnee-weiße« Arme, »Alabasternacken« (ebd.: 251) und sollen »an blendender Weiße der ersten Herzogstochter Frankreichs nicht nachstehen« (ebd.: 289).

In der ersten Auflage von Meyer's *Konversationslexikon*, erschienen 1857-1860, steht sub voce »Farbige« denn auch: »Es gibt davon so viele Abstufungen, daß sie oft nur dem allergeübtesten Auge unterscheidbar sind und manche unter ihnen in Europa für ausgezeichnet weiß gehalten werden würden« (Meyer 1857: 386).⁷ Storms Erzählung dagegen erlaubt schon Alfreds ungeübtem Kinderauge, das stigmatisierende Körpermerkmal zu identifizieren, das Jennis Herkunft verrät. Noch ohne dass er sich das rassentypologische Wissen um die Distinktionsfunktion dieses Merkmals angelesen hätte, vermag es ihn doch schon zu fesseln und zu ›befremden‹:

Als ich [...] unwillkürlich auf die schlanken weißen Fingerchen blickte, [...] erschien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es sonst gesehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachsann, sah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, sondern bläulich und dunkler als der übrige Teil derselben. Ich hatte damals noch nicht gelesen, daß dies als Kennzeichen jener oft so schönen Parias der amerikanischen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen schwarzen Sklavenblutes läuft; aber es befremdete mich und ich konnte die Augen nicht davon wenden. (655)

»Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel« werden dergestalt zum physischen Zeichen einer Andersartigkeit, die auch im Verhalten des Mädchens deutlich wird, und zwar insbesondere in seinen Transgressionen der Geschlechtergrenze: Von »leidenschaftlich[er]« und nur schwer zu bändigender Art, ist Jenni »kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen« (651): Bei

4 | »Mulattin [...] von blendender Schönheit und [...] vollkommener Weißheit« (Übers. M. R.).

5 | »[W]eißen Stirn« (Übers. M. R.).

6 | »[S]chwarzer Rasse« (Übers. M. R.).

7 | Fast dasselbe steht im Eintrag zu »Westindien«: »Die jetzige Bevölkerung W.s besteht bloß aus Weißen und Neger[n] und den durch beiderseitige Vermischung neu entstandenen Farbigen. Von den letzteren gibt es so viele Abstufungen, daß sie oft nur dem allergeübtesten Auge erkennbar sind« (Meyer 1860: 786).

den »Knabenspielen« (ebd.) »regier[t] sie« alle anderen und steht »hinter dem wildesten Räuber nicht zurück« (653). Und obschon sie einige Jahre jünger ist als Alfred (vgl. 649), vermag er ihr in diesen Spielen »kaum zu folgen« (654). Selbst im Erwachsenenalter kommt dieses Naturell noch sporadisch zum Vorschein. So fliegen Jennis »Füße« beim Federballspiel regelrecht »über den Rasen« (668), und sie erinnert ihren späteren Bräutigam mit ihren »biegsamen Hüften«, ihren »kräftigen und doch so anmutigen Bewegungen« »unwillkürlich an die Ursprünglichkeit der Wildnis« (669). Wenngleich er an der so »betörend schön[en]« (677) Jenni nicht zuletzt dieses Ungestüm liebt, wird Alfred doch mulmig zumute, als er auf dem Anwesen des Bruders die »kleinen dunklen Monde an« Jennis »Nägeln« (675) erneut wahrnimmt. Dabei prätendiert er – obschon er inzwischen nach eigener Aussage ja »gelesen« hat, wofür die »dunklen Monde« (655) stehen –, den eigentlichen Auslöser seiner Beunruhigung nicht zu kennen: »Ich weiß nicht, weshalb ich darüber fast erschrak, so daß meine Augen wie gebannt waren« (675).

Das Motiv für Alfreds neuerliche Irritation, das er sich nicht einzugestehen oder das er nicht auszuformulieren wagt, nämlich die Frage nach der Einflussgröße von Jennis mütterlichem Erbteil, ist Antrieb und Kernthema der Novelle: das Problem, an dem sie sich abarbeitet und aus dem sie ihre soziale Energie zieht. Jennis Fingernägel, die zum Stigma ihrer prekären Herkunft und Identität werden, stehen entsprechend im Zentrum der Bedeutungsproduktion des Texts. Dennoch hat die postkolonial oder ideologiekritisch ausgerichtete Storm-Forschung sich bisher darauf beschränkt, die dunklen Halbmonde als Mythos zu entlarven – mit Belegen, die allesamt jünger sind als die Novelle.⁸ Die Frage, wo Alfred sein erlesenes ›Wissen‹ hergehabt haben oder wo Storm selbst darauf gestoßen sein dürfte, hat sie dahingegen noch nicht gestellt.

3.

Zum ersten Mal scheint die Schimäre der dunklen Halbmonde in der französischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts aufzutauchen.⁹ Médéric-Louis-Élie Moreau de Saint-Méry zum Beispiel schreibt in seiner *Description topographique, physique, civile, politique et historique de la partie française de l'isle Saint-Domingue* von 1797: »Les enfans nègres ont, à l'époque de leur naissance, une peau dont la teinte rougeâtre laisserait indécis sur leur couleur, si un léger bord noirâtre ne

8 | Vgl. zum Beispiel Artiss 1978: 58f., und Dunker 2008: 100. Im Gegensatz dazu hat die quellenkritische Forschung der 1940er Jahre versucht, in Friedrich Gerstäcker oder Dion Boucicault mögliche Quellen Storms für das Motiv auszumachen (vgl. Krumpelmann 1940). Dion Boucicaults *The Octoroon* (1859) wurde allerdings im deutschen Sprachraum erst mit Verspätung rezipiert und Gerstäckers in der hier relevanten Hinsicht einschlägiger Text *In Amerika* (1872) ist jünger als Storms Novelle.

9 | Vgl. hierzu und im Folgenden die ausführliche Darstellung bei Sollors 1997: 142–161.

se faisait pas remarquer autour des points que la pudeur veut qu'on cache, & à la naissance des ongles« (Moreau de Saint-Méry 1797: 56).¹⁰ Zitierenswert ist gerade diese Studie in unserem Zusammenhang – obwohl es namhaftere Belegstellen auch bei Cornelis de Pauw, Claude-Nicolas Le Cat und Georges-Louis Leclerc de Buffon gäbe –, weil die Idee allem Anschein nach von hier aus ihren Weg in die Literatur fand. Bei Victor Hugo wird der dunkle Unterteil der Fingernägel zum Zeichen rassistischer Alterität nicht nur bei Neugeborenen, sondern auch bei Erwachsenen. In seinem Erstlingsroman *Bug-Jargal* von 1820 (zweite Fassung 1826), den er noch als Teenager verfasste und in dessen Fußnotenapparat er auf Moreau de Saint-Méry verweist, präsentiert ein Pflanzer während der Haitianischen Revolution den aufständischen Sklaven seine Fingernägel zum Beweis dafür, dass er kein Weißer, sondern ein »sang-mêlé«, ein »Mischling« sei: »Monsieur le général en chef, la preuve que je suis sang-mêlé, c'est ce cercle noir que vous pouvez voir autour de mes ongles« (Hugo 1876: 51f.; vgl. Sollors 1997: 152).¹¹

Ob Storm den von Heinrich Laube ins Deutsche übersetzten *Bug-Jargal* zur Kenntnis nahm, ist nicht bekannt. Dennoch wird er das Motiv der dunklen Fingernägel wahrscheinlich aus der französischen Literatur gekannt haben.¹² Er dürfte ihm bei Eugène Sue begegnet sein, der seinerzeit mit dem Feuilletonroman *Les Mystères de Paris* einen Sensationserfolg landete: Die vom 19. Juni 1842 bis zum 15. Oktober 1843 im *Journal des débats* erschienenen *Mystères* machten derart Furore, dass die Lektürekabinette in ganz Frankreich ihre Preise erhöhten. Natürlich kursierten in Deutschland sofort zahlreiche Übersetzungen des Romans, den Theodor Fontane im Übrigen noch 1889 zu den »besten Büchern« (Fontane 1963: 499) überhaupt zählte. Dass auch Storm Sue rezipierte – obwohl er seiner Verlobten Constanze 1846 schrieb, sie solle »keine Übersetzungen der französischen Literatur lesen«, diese »verderb[t]en die Atmosphäre unserer Sittlichkeit« (Storm 1914: 265) –, lässt sich aus seinem Briefwechsel mit dem Literaturwissenschaftler Erich Schmidt herleiten (vgl. Royer 1989: 135f.).

In *Les Mystères de Paris* spielt eine ehemalige Sklavin aus Florida namens Cécily die zwielichtige Rolle einer ihre Schönheit und Verführungskünste gezielt einsetzenden Undercoveragentin. Und diese nicht gerade heilige Caecilie soll einmal mehr nur vom »allergeübtesten Auge« als eine »sang-mêlé« zu erkennen sein, nämlich einzig von einem Kreolen, was auch immer unter dem Begriff in diesem Zusammenhang genau zu verstehen ist:¹³ »Il faudrait l'œil impitoyable d'un Créole pour découvrir le sang mêlé dans l'imperceptible nuance bistrée qui colore légèrement la couronne des ongles roses de cette métisse; nos fraîches

10 | »Negerkinder haben bei der Geburt eine Haut, deren rötliche Tönung keinen Rückschluss auf ihre Hautfarbe zuließe, wenn nicht ein leichter schwärzlicher Rand an der Stelle, die die Scham versteckt wissen will, & am Ansatz der Fingernägel bemerkbar wäre« (Übers. M. R.).

11 | »Mein Herr Obergeneral, der Beweis, daß ich von gemischtem Blut bin, ist der schwarze Kreis, welchen Sie um meine Nägel sehen können.« (Hugo 1839: 173)

12 | Zu Storm und seiner Rezeption der französischen Literatur vgl. Royer 1989.

13 | Zur schwierigen Semantik des Kreolen-Begriffs vgl. Chaudenson 2001: 1-13.

beautés du Nord n'ont pas un teint plus transparent, une peau plus blanche, des cheveux d'un châtain plus doré« (Sue 2009: 191).¹⁴

Wenn Cécily Jenni äußerlich demnach nicht aufs Haar gleicht – Jenni hat »kohlschwarze Löckchen« (651) –, so doch aufs Horn. Beide vermögen das Stigma ihrer Abstammung nicht zu löschen und bleiben dank ihrer Fingernägel selbst dann noch als »Farbige« erkennbar, wenn ihre Hautfarbe und Physiognomie eine solche Identifizierung nicht mehr erlauben. Die große Anziehungskraft dieser Detektionsphantasie – ein eindrücklicher Beleg für die kommune Angst vor Rassenmischung – bezeugt noch die Literatur des 20. Jahrhunderts, als wissenschaftliche Studien diese Identifizierungsmethode längst als Humbug ausgewiesen hatten (vgl. Sollors 1997: 160f.). Noch in Alexander Döblins *Berlin Alexanderplatz* beispielsweise erzählt man sich in Franz Biberkopfs Stammkneipe, dass eine »Mestize« trotz ihrer »ganz weiß[en]« Haut anhand der Fingernägel vor Gericht als »Negerin« habe ausfindig gemacht werden können (Döblin 1999: 155). Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist nebenbei bemerkt auch, dass Francis Galton genau die Suche nach einem solchen biologischen Anhaltspunkt »indicating Race and Temperament« (Galton 1892: 17) dazu veranlasst hatte, die Fingerabdrucktechnik zu entwickeln. Aufzeigen konnte er allerdings nur das Gegenteil: »English, Welsh, Jews, Negroes, and Basques, may all be spoken of as identical in the character of their finger prints« (ebd.: 18; vgl. Sollors 1997: 157).

Was in der Realität nicht funktioniert, gelingt aber eben im Medium der Fiktionalität. So ähnlich sich die Fingernägel Jennis und Cécilys auch sein mögen, so unterschiedlich sind die beiden Figuren jedoch in puncto »Temperament«. Cécily entspricht als Femme fatale einem klassischen »Mulattinnen«-Stereotyp. Sie gehört, so der deutsche Wortlaut des Texts, zu »jenen für die Europäer fast tödlichen farbigen Mädchen«, »welche ihr Opfer mit schrecklicher Wonne berauschen, ihm den letzten Tropfen Geld und Blut aussaugen und ihm nur seine Tränen zum Tranke, sein Herz zum Nagen übrig lassen (zit. n. Marx 1977: 161).¹⁵

»Das Geheimnis der Cecily [sic] ist die *Mestize*« und »[d]as Geheimnis ihrer Sinnlichkeit [...] die *tropische Glut*« (Marx 1977: 161; Hervorh. i.O.), schrieben bereits Marx und Engels in der *Heiligen Familie* von 1845, in der sie Sues Roman einer kritischen Lektüre unterzogen. Jenni aber ist eine »Mulattin« anderer Prägung. Sie gleicht eher Marie aus dem erwähnten Roman de Beaumonts, einer

14 | In einer zeitgenössischen Übersetzung lautet die Stelle folgendermaßen: »[N]ur der unerbittliche Blick eines Creolen könnte in der fast unmerklichen braunen Färbung der Fingernägel dieser Mestize das farbige Blut unterscheiden; unsere frischen nordischen Schönheiten haben kaum einen durchsichtigeren Teint, eine weißere Haut und weichere Haare von glänzendem Kastanienbraun als sie.« (Sue 1843: 37)

15 | »Tout le monde a entendu parler de ces filles de couleur pour ainsi dire mortelles aux Européens, de ces vampires enchanteurs qui, enivrant leur victime de séductions terribles, pompent jusqu'à sa dernière goutte d'or et de sang, et ne lui laissent, selon l'énergique expression du pays, que ses larmes à boire, que son cœur à ronger« (Sue 2009: 870).

ebenfalls topischen ›Mulattin‹, die unter ihrer Herkunft zu leiden hat und ein tragisches Ende nimmt. »The Tragic Mulatto«, legte Stuart Hall in *The Spectacle of the Other* dar, ist eine »mixed-race woman, cruelly caught between ›a divided racial inheritance‹, [a] beautiful [...] sexy heroine, whose partly white blood makes her ›acceptable‹, even attractive, to white men, but whose indelible ›stain‹ of black blood condemns her to a tragic conclusion« (Hall 1997: 251).¹⁶

Dementsprechend hat Marie den herrschenden Diskurs über ihre Minderwertigkeit internalisiert und lehnt in Anbetracht dieses unauslöschlichen Schandflecks eine Heirat mit de Beaumonts Protagonisten ab: »[P]arce que vous me voyez un front blanc, vous pensez que je suis pure... mais non: mon sang renferme *une souillure* qui me rend indigne d'estime et d'affection...« (Beaumont 1835: 144; Hervorh. M.R.).¹⁷ Die Sealsfield-Leserin Jenni wiederum äußert, als sie Alfred ihre Hand, die »Hand einer Farbigen« (676), zunächst verweigert, in der gleichen Tonart: »Ich weiß wohl, daß wir schön sind [...], verlockend schön, wie die Sünde, die unser Ursprung ist. Aber, Alfred – ich will Dich nicht verlocken« (677). Die untüglbare Provenienz aus einer in mehrfacher Hinsicht illegitimen, einer außerehelichen *und* interethnischen Beziehung sexualisiert die ›gemischtrassige Figur‹ als ›Frucht‹ der »Sünde« von Anfang an.¹⁸ Die Verlockung und der besondere Appeal dieser Herkunft, das Versprechen, das sie birgt, lassen sich anhand der intertextuellen Bezüge konkretisieren, aus denen heraus die bereits erwähnte Federballszene ihre Bedeutung gewinnt.

4.

Das Federballmotiv ist in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts bemerkenswert rekurrent.¹⁹ Diese Rekurrenz dürfte es nicht zuletzt Jean-Jacques Rousseau verdanken, der Federball in seinem *Émile* als prototypisches »Spiel für Frauen« beschreibt, deren »weiße Haut« von keinem »fliegenden Ball [...] blaue Flecken bekommen« solle (Rousseau 1998: 136). Für Knaben und Männer hingegen, die dazu »geschaffen« seien, »stark zu sein!« (ebd.), sei es keine angemessene Art Spiel.

Insofern dürfte es zum Beispiel kaum Zufall sein, dass in Adalbert Stifters *Katzensilber* von 1853 die gutbürgerliche Familie mit dem ›wildenen‹, in der Er-

16 | Zur Kritik an der Wendung »Tragic Mulatto« vgl. Vauthier 1980: 88f.; Sollors 1997: 234-245.

17 | »Weil Sie meine weiße Stirn sehen, denken Sie, ich sei rein... aber das bin ich nicht: Mein Blut hat einen Makel, der mich der Wertschätzung und Zuneigung unwürdig macht...« (Übers. M. R.).

18 | Tatsächlich konnte *Von Jenseit des Meeres* nicht in der Damenzeitung *Der Bazar* erscheinen, der Storm seine Novelle zunächst angeboten hatte, weil Jenni eben – so Storm an Pietsch – »ein uneheliches Kind sei« (zit. n. Lohmeier 1998: 1194).

19 | Allerdings fehlen bis heute Untersuchungen zu diesem Motiv. Ein Beitrag zum Federballspiel in der englischen Literatur stammt von Foltinek (vgl. 1965).

zählung stets so genannten »braunen« Mädchen sogleich Federball spielt, als es sich zum ersten Mal auf den Gutshof traut, an den Ort der bürgerlichen Kultur, an dem sie es in »weibliche Kleider« stecken und zu zivilisieren versuchen (Stifter 1982: 312). Und insofern ist es gewiss auch bezeichnend, dass in Conrad Ferdinand Meyers Novelle *Gustav Adolfs Page* von 1882 das Federballmotiv im Rahmen der Geschlechterinversion erneut auftaucht, die die Beziehung der Titelheldin zu ihrem Vetter bestimmt. Dieser Vetter, August, dessen defiziente Männlichkeit konstant dem Verlachen preisgegeben wird, kann am Nürnberger Empfang von Gustav Adolf nicht teilnehmen und muss stattdessen »mit einer nassen Bausche über dem Auge« die »Kammer« hüten (Meyer 1959: 169). Denn das »boy-girl« Auguste, die an seiner Stelle den für ihn vorgesehenen Pagenposten antreten wird, hat ihm ausgerechnet einen nach Rousseau doch verletzungsungefährlichen »Federball ins Auge geschmissen« (ebd.).

Als Bezugsgröße bedeutsam ist für *Von Jenseit des Meeres* aber ein anderer, älterer Text, der auch an weiteren Stellen das eindeutig verifizierbare Substrat der Novelle abgibt: Joseph von Eichendorffs *Marmorbild* von 1819. Darin begegnet der Dichter Florio, die Hauptfigur der Erzählung, einem Federball spielenden Mädchen namens Bianka, das dabei wie Jenni »über den Rasen »dahinfliegt« und mit der »Anmuth aller ihrer Bewegungen« die Aufmerksamkeit des männlichen Zuschauers auf sich zieht (Eichendorff 1998: 33). Intertextuell signifikanter sind aber die Differenzen zwischen den jeweiligen Textpassagen. Denn Bianka, in die Florio sich stehenden Fußes verliebt, hat natürlich nicht an »die Ursprünglichkeit der Wildnis« zu erinnern. Ihre Bewegungen sind nicht »kräftig«, sie ist von »zierliche[r], fast noch kindliche[r] Gestalt« (ebd.). Während Jenni »das herabschießende Federspiel« schlägt, »daß es geflügelt in die Luft« zurücksteigt (668), heißt es von Bianka bloß, dass sie beim Spiel »mit ihren anmuthigen Gliedern in die heitere Luft hinauf[ang[e]« (Eichendorff 1998: 33). Biankas weiblichen Gegenpol bildet bekanntlich das titelgebende Marmorbild, eine Venus-Statue, die in einer nächtlichen Szene unvermittelt lebendig zu werden scheint und Florio mit ihrer verführerischen Macht und sexuellen Attraktivität bezirzt und auf Abwege zu bringen droht. Nachdem er diese Versuchung überwunden hat und darüber zum Mann gereift ist, erkennt Florio in der reinen Bianka seine Bestimmung (vgl. Lohmeier 1998: 1192).

Fortgeschrieben, aber umbesetzt wird diese Opposition der Weiblichkeitstypen in einer Novelle von Storms Duzfreund und Rivalen Paul Heyse. In *Beatrice* von 1867 verdreht erneut das Federballspiel eines italienischen Mädchens dem Protagonisten den Kopf. Allerdings ist dieser Protagonist, Amadeus, jetzt Genfer und der »Sohn eines strengen Calvinisten« (Heyse 1868: 292) – und die Position Biankas bereits vergeben: Denn Blanche heißt hier Amadeus' geliebte Schwester. Zwar trägt auch Beatrice ein »weißes Kleid« (ebd.: 278), aber ihr Ballspiel ist nun komplett anders geartet. Die italienische Titelheldin bricht, wenn sie den »niedersausenden« Ball mit ihrer »Jugendkraft« »hoch im Bogen« zurück-»schl[ä]gt«, in »Jubel« aus (ebd.: 279). Ihre »Augen«, mit denen sie Amadeus »mutwillige« Blicke zuwirft, und selbst ihre »Zähne« »leucht[en]« dabei; und ihre »schwarzen Haare« fallen ihr »während des lebhaften Spiels frei um

die Schultern« (ebd.: 278f.). Vor der Folie der Eichendorff'schen Erzählung, auf die Heyse's Novelle hier und andernorts also ziemlich penetrant anspielt, lassen diese Leidenschaftlichkeit und Mutwilligkeit bereits vermuten, dass wir es nun mit einer Federball spielenden Venusfigur zu tun haben, vor der die bereits durch ihren Namen als besonders weiß und rein ausgewiesene Blanche den Protagonisten auch hier zu retten hat. Blanche erkrankt nämlich, zwingt Amadeus dadurch zu einer Rückkehr nach Genf und verhindert so letztlich – der Kulturkampf zwischen Preußen und dem Vatikan bahnt sich 1867 bereits an – das Skandalon einer interkonfessionellen Heirat.

Storms Jenni dagegen hält zwischen diesen beiden Federballspielerinnen, zwischen Bianka und Beatrice, die Mitte. Sie wird ihrerseits mit einer Venus assoziiert, in einer erneuten Anspielung auf Eichendorffs *Marmorbild*, die freilich auch in einen ikonographiegeschichtlichen Kontext einzulesen ist: Denn wie mehrere Studien aufgezeigt haben, orientierte sich die Repräsentationstradition der ›Mulattin‹ spätestens seit der Aufklärung an Venusdarstellungen (vgl. Brien 2016; Grimaldo Grigsby 1999; Kriz 2003). Diese Venusassoziation wird in Storms Novelle aber eigens verunklart. Während Alfred eine Statue im Park seines Bruders zunächst für ein »Marmorbild der Venus« hält und »im Hinschauen immer an Jenni denken« muss (672f.), erklärt sein »Vetter«, ein »Philologe«, die Plastik nämlich »für eine Galathea« (673), eine »Milchweiße« also oder in Theokrits Worten eine, die sogar »weißer [...] anzuschauen« ist »als Quark« (Theokrit 1999: 87). Als Alfred sich die Statue noch einmal ansehen und die »Frage« »entscheiden« möchte (673), verläuft er sich jedoch in der Parkanlage und trifft dort, wo er eigentlich glaubte, das Marmorbild vorzufinden, auf eine lebendig gewordene Skulptur, eine »weiße Frauengestalt«, in der er alsbald Jenni erkennt und an der er noch in der gleichen Szene die »dunklen Monde an ihren Nägeln« zum zweiten Mal wahrnehmen wird. Die erwachsene Jenni kurzum ist – um es auf das Leitmotiv eines ganzen zeitgenössischen Novellenzyklus zu bringen (vgl. Keller 1881) – eine weiße Galathee, deren errötendes Lachen im Fall eines Kusses ihre Fingernägel bereits voraussagen, die als Zeichen der Venus, des Wilden und Leidenschaftlichen fungieren, das Jennis mütterliche Herkunft dem Erzähler der Novelle verheißt.²⁰ Ihr Name, Jennifer, ist denn auch seinerseits anschlussfähig an die Topik der ›schönen Mulattin‹. Er führt wieder auf die eng bestückte Motivebene des Weißen zurück, mit der Storm die Figur gestaltete. Denn er leitet sich vom keltischen Namen ›Guenevere‹ her, der seinestils das Element ›gwen‹, »weiß, blond; gesegnet, heilig« enthält (Duden 2003: 171).

Dass Storms weibliche Hauptfigur in der deutschen Literatur nicht die einzige ›Mulattin‹ solchen Namens ist, vermag angesichts dieser Topik kaum mehr zu überraschen. Bereits in der Novelle *Die Verlassenschaft des Pflanzers* des österreichischen Schriftstellers und Dramatikers Ignaz Franz Castelli von 1848, die wie Sealsfields *Romane in Louisiana* spielt, tritt eine hier sogar blonde Jenni auf,

20 | Schon Dunker stellte fest, dass Jenni nicht nur die Venus-, sondern auch die »Bianka-Seite aus Eichendorffs Erzählung« (Dunker 2008: 106) verkörpere, übergang aber Jennis Assoziierung mit Galathea.

die nach dem Tod ihres bankrotten Vaters, eines Pflanzers, erfährt, dass sie ihrerseits »Sklavenblu[t]« in sich hat, die »Tochter einer Sklavin« ist (Castelli 1848: 104). Jenny Makenzie, so ihr voller Name, gehört als solche zum Nachlass, mit dem die Gläubiger des Vaters entschädigt werden sollen. Weil ein grausamer irischer Sklavenhalter sie mit naheliegenden Absichten zu einem völlig überrassenen Preis ersteigert, nimmt sie sich am Ende der Novelle mit einem Sprung in den Alabama River das Leben.

5.

Storms *Von Jenseit des Meeres* indessen endet nicht tragisch. Seine Jenni darf zuletzt ihr »Glück« – so das letzte Wort des Texts – finden und Alfred heiraten, der sich »glücklich« schätzt, mit ihr »ein neues Haus zu gründen und sein künftiges Geschlecht aus ihrem Schoße emporblühen zu sehn« (692f.). Der Storm-Biograph David Jackson meinte daher:

Storm wird seine Novelle für fortschrittlich-liberal gehalten haben, enthält sie doch die Vorstellung, dass die Tochter einer Negerkonkubine in die angesehene weiße Gesellschaft aufgenommen werden kann. Aber Jenni ist nur deshalb akzeptabel, weil die Halbmonde an ihren Fingernägeln die einzigen Zeichen ihres »Negerbluts« sind (Jackson 2001: 169).

Umgekehrt ließe sich allerdings auch sagen, dass die rassistische Legende der dunklen Halbmonde das Happyend der Novelle nur desto progressiver macht. Denn Jenni darf Alfred heiraten, *obwohl* ihre Herkunft an ihren Fingernägeln ablesbar ist. Und obschon dieses Zeichen die Funktion hat, das »Reine« und »Unreine« zu separieren und die Grenzen der symbolischen Ordnung zu festigen, scheint Storms Erzähler zuletzt auch vor der Vorstellung eines »künftige[n] Geschlecht[s]« aus Jennis »Schoße« nicht oder nicht mehr zurückzuschrecken.

Ganz wohl dürfte es Storm dabei – nur wenige Jahre, nachdem Arthur de Gobineau in seinem *Essai sur l'inégalité des races humaines* Rassenmischung zum Movens der Degeneration erklärt hatte²¹ – gleichwohl nicht gewesen zu sein (vgl. Lohmeier 1998: 1194f.). Seine brieflichen Selbstkommentare schei-

21 | Gerade die eingangs erwähnte Korrelierung von intellektueller Leistungsfähigkeit und gesprochener Sprache, wie Jennis Vater sie vornimmt, findet sich in extenso bei Gobineau, der zum Beispiel schreibt: »[L]es langues sont [...] inégales en valeur et en portée, dissemblables dans les formes et dans le fond, comme les races; [...] leurs modifications ne proviennent que de mélanges avec d'autres idiomes, comme les modifications des races [...]. Je pose donc cet axiome général: La hiérarchie des langues correspond rigoureusement à la hiérarchie des races« (Gobineau 1853: 348f.). »[D]ie Sprachen wie die Rassen [sind] ungleich [...] nach ihrem inneren Wert und ihrer Bedeutung, ungleich in den Formen und ungleich in ihren innersten Gesetzen; [...] ihre Veränderung [entsteht] nur durch Vermischung [...], genau wie die Veränderung der Rassen

nen das Spannungsverhältnis noch einmal zu bezeugen, in dem das universalistisch-optimistische Denken der Aufklärung – mit seinen freiheitlichen Idealen bis hinunter zur individuellen Familiengründung – und partikularistische Rassenideen in *Von Jenseit des Meeres* stehen. Denn die Integrationsleistung der Novelle, ihr Bruch mit dem Stereotyp der ›tragischen Mulattin‹, bereitete Storm bis zuletzt Kopfzerbrechen (vgl. ebd.). Am 16. Februar 1865 schrieb er an Fontane, er wolle den Schluss noch umarbeiten, weil er »den tragischen Conflict nicht erschöpf[e]« (Storm/Fontane 1981: 124). Nachdem er die Novelle 1866 dennoch in unveränderter Form als Buch publiziert hatte, fragte er am 9. Dezember Iwan Turgenjew, ob er »den tragischen Schluß vermiss[e]« (Storm 1985: 91). Und schon einen Tag später konzedierte er gegenüber Ludwig Pietsch: »Du hast Recht, der Schluß muß tragisch sein« (Storm 1939: 169).

LITERATUR

- Artiss, David (1978): Theodor Storm: Studies in Ambivalence. Symbol and Myths in His Narrative Fiction. Amsterdam.
- Beaumont, Gustave de (1835): Marie, ou L'esclavage aux États-Unis. Tableau de mœurs américaines. Paris.
- Becker, Franz (2009): Globalhistorische Perspektiven im fächerübergreifenden Geschichtsunterricht. Das Problem des interkulturellen Verstehens in Theodor Storms Novelle *Von Jenseit des Meeres*. In: Elke Reinhardt-Becker (Hg.): Literatur, Kultur, Verstehen. Neue Perspektiven in der interkulturellen Literaturwissenschaft. Duisburg, S. 177-180.
- Beecher Stowe, Harriet (1994): Uncle Tom's Cabin. Hg. v. Elizabeth Ammons. New York.
- Brienen, Rebecca P. (2016): Joanna and her Sisters. Mulatto Women in Print and Image. In: Early Modern Women 10, H. 2, S. 65-94.
- Castelli, Ignaz Franz (1848): Die Verlassenschaft des Pflanzers. In: Ders.: Erzählungen. Wien, S. 85-110.
- Chaudenson, Robert (2001): Creolization of Language and Culture. London.
- Döblin, Alfred (1999): Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Roman. München.
- Duden (2004): Duden. Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 6000 Vornamen. 4., völlig neu bearb. Aufl. Hg. v. Rosa Kohlheim u. Volker Kohlheim. Mannheim u.a.
- Dunker, Axel (2008): Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts. München.
- Eichendorff, Joseph von (1998): Sämtliche Werke. Hg. v. Hermann Kunisch u. Helmut Koopmann. Bd. V.1: Erzählungen. Tübingen.
- Fitzpatrick, Matthew O. (2008): Liberal Imperialism in Germany. Expansion and Nationalism. 1848-1884. New York.

[...]. Ich stelle darum den allgemeinen Grundsatz auf: Die Rangordnung der Sprachen entspricht streng der Rangordnung der Rassen« (Gobineau 1935: 150).

- Foltinek, Herbert (1965): Battledore and Shuttlecock. A Stock Image in 19th Century Literary Prose. In: *English Studies* 46, S. 488-491.
- Fontane, Theodor (1963): *Sämtliche Werke*. Hg. v. Edgar Gross. Bd. 22.1: *Literarische Essays und Studien*. Erster Teil. München.
- Galton, Francis (1892): *Finger Prints*. London/ New York.
- Gobineau, Arthur de (1853): *Essai sur l'inégalité des races humaines*. Paris.
- Ders. (1935): *Die Ungleichheit der Menschenrassen*. Aus dem Franz. v. Rosa Kempf. Berlin.
- Grimaldo Grigsby, Darcy (1999): »Whose colour was not black nor white nor grey, But an extraneous mixture, which no pen Can trace, although perhaps the pencil may«. *Aspasie and Delacroix's Massacres of Chios*. In: *Art History* 22, H. 5, S. 676-704.
- Hall, Stuart (1997): *The Spectacle of the 'Other'*. In: Ders. (Hg.): *Representation. Cultural Representation and Signifying Practices*. London, S. 223-279.
- Heyse, Paul (1868): *Beatrice*. In: Ders.: *Novellen und Terzinen*. Berlin, S. 263-354.
- Hoffmann, Léon-François (1973): *Le nègre romantique. Personnage littéraire et obsession collective*. Paris.
- Hugo, Victor (1876): *Bug-Jargal*. Paris.
- Ders. (1839): *Bug Jargal*. Ein historischer Roman. Übers. Friedrich Seybold. Stuttgart.
- Jackson, David A. (2001): *Theodor Storm. Dichter und demokratischer Humanist. Eine Biographie*. Berlin.
- Keller, Gottfried (1881): *Das Sinngedicht*. Berlin.
- Kriz, Dian Kay (2003): *Marketing Mulatresses in the Paintings of Agostino Brunias*. In: Felicity A. Nussbaum (Hg.): *The Global Eighteenth Century*. Baltimore, S. 195-210.
- Krumpelmann, John T. (1940): *Some Observations on Storm's Von Jenseit des Meeres*. In: *Germanic Review* 15, H. 1, S. 46-49.
- Laage, Karl Ernst (1999): *Theodor Storm. Eine Biographie*. Heide.
- Lohmeier, Dieter (1998): *Kommentar*. In: *Theodor Storm: Sämtliche Werke*. Hg. v. Karl Ernst Laage u. Dieter Lohmeier. Bd. I. Frankfurt a.M., S. 735-1224.
- Marx, Karl (1977): *Die kritische Kritik als Geheimniskrämer oder Die kritische Kritik als Herr Szeliga*. In: Helga Grubitzsch (Hg.): *Materialien zur Kritik des Feuilleton-Romans Die Geheimnisse von Paris* von Eugène Sue. Wiesbaden, S. 146-216.
- Meyer, Conrad Ferdinand (1959): *Gustav Adolfs Page*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. v. Hans Zeller u. Alfred Zäch. Bd. 11: *Novellen I*. Bern, S. 165-214.
- Meyer, Karl Joseph (Hg.; 1857): *Meyer's Neues Conversations-Lexikon für alle Stände*. Bd. 6. Hildburghausen.
- Ders. (Hg.; 1860): *Meyer's Neues Conversations-Lexikon für alle Stände*. Bd. 15. Hildburghausen.
- Moreau de Saint-Méry, Médéric-Louis-Élie (1797): *Description topographique, physique, civile, politique et historique de la partie française de l'isle Saint-Domingue*. Philadelphia.
- Müller, Philipp (2016): *Liberale Kannibalisierung. Zum Problem einer Globalgeschichte der Ideen*. In: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 10, H. 1, S. 107-113.

- Pastor, Eckhart (1999): Theodor Storms Novelle *Von Jenseit des Meeres*, oder Überlegungen zu der Frage, ob »es möglich ist, einen Mohren weiß zu waschen«. In: David A. Jackson/Mark G. Ward (Hg.): Theodor Storm. Narrative Strategies and Patriarchy. Lewiston, S. 61-84.
- Rousseau, Jean-Jacques (¹³1998): Emil oder Über die Erziehung. In neuer dt. Fassung besorgt v. Ludwig Schmidts. Paderborn u.a.
- Royer, Jean (1989): Storms Verhältnis zum französischen Realismus des 19. Jahrhunderts. In: Brian Coghlan/Karl Ernst Laage (Hg.): Theodor Storm und das 19. Jahrhundert. Berlin, S. 133-144.
- Sealsfield, Charles (1976): Sämtliche Werke. Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bd. 14: Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. Teil 4. Pflanzeleben und Die Farbigen. Hildesheim/Zürich.
- Sollors, Werner (1997): *Neither Black nor White Yet Both. Thematic Explorations of Interracial Literature*. Cambridge/London.
- Stifter, Adalbert (1982): Bunte Steine. In: Ders.: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. v. Alfred Doppler. Bd. 2. Stuttgart.
- Storm, Theodor (1914): Nachgelassene Schriften. Hg. v. Gertrud Storm. Bd. 1: Briefe an seine Braut. Berlin u.a.
- Ders. (1939): Blätter der Freundschaft. Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Ludwig Pietsch. Hg. v. Volquart Pauls. Heide.
- Ders. (1985): Brief an Turgenjew vom 9. Dezember 1866. In: Karl Ernst Laage (Hg.): Theodor Storm. Studien zu seinem Leben und Werk mit einem Handschriftenkatalog. Berlin, S. 90-92.
- Ders. (1998): Sämtliche Werke. Hg. v. Karl Ernst Laage u. Dieter Lohmeier. Bd. I. Frankfurt a.M.
- Ders./Fontane, Theodor (1981): Theodor Storm – Theodor Fontane. Briefwechsel. Hg. v. Jacob Steiner. Berlin.
- Sue, Eugen [Eugène] (1843): Pariser Mysterien. Vierter bis sechster Teil. Übers. v. Erwin von Moosthal. Stuttgart.
- Dies. (2009): *Les Mystères de Paris*. Hg. v. Judith Lyon-Caen. Paris.
- Theokrit (1999): Gedichte. Griechisch – deutsch. Hg. u. übers. v. Bernd Effe. Düsseldorf/Zürich.
- Vauthier, Simone (1980): *Textualité et stéréotype. Of African Queens and Afro-American Princes and Princesses. Miscegeneation in Old Hepsy*. In: Michel Fabre (Hg.): *Regards sur la littérature noire américaine*. Paris, S. 65-107.
- Weedon, Chris (1999): Konstruktion rassistischer Differenz in Theodor Storms *Von Jenseit des Meeres*. In: David A. Jackson/Mark G. Ward (Hg.): Theodor Storm. Narrative Strategies and Patriarchy. Lewiston, S. 85-107.
- Wilke, Sabine (2007): *Masochismus und Kolonialismus. Literatur, Film und Pädagogik*. Tübingen.

»Was bleibt vom Heldentum?«

Klandestine Autorschaft in Klabunds chinesischen

Nachdichtungen *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong* (1915)¹

MARIO ZANUCCHI

Abstract

*The internationality of the expressionist avant-garde, which has been frequently underestimated by scholars, is above all evidenced by the extensive body of translations of the so-called expressionist decade (1910-1920). During First World War translation became a strategic medium for pacifist writers to mark their distance from prescribed patriotism. This phenomenon is perhaps best described as »clandestine authorship«. It characterises also one of the most productive translators among the Expressionists, Alfred Henschke, known as Klabund (1890-1928), and his anthology of Chinese war songs, *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong* (Muffled Drum and Intoxicated Gong, 1915). The aim of the present paper is to examine exemplarily this anthology and to show how Klabund in the disguise of his translator role distances himself from his earlier war-affirmative poetry. The following paper thus provides a contribution to the study of expressionist translation during World War I, to the internationality of the German avant-garde and to the changing attitude of German intellectuals from war enthusiasm to war criticism.*

Title: »What Remains of Heroism?« Clandestine Authorship in Klabund's Chinese Poetic Adaptations *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong* (Muffled Drum and Intoxicated Gong, 1915)

Keywords: Klabund (1890-1928); poetic adaptation; World War I; German Expressionism; Li Bai (701-762)

Die bis heute unterschätzte Internationalität der expressionistischen Avantgarde ist vor allem durch ein umfangreiches Korpus an Übersetzungen belegt, das im sog. expressionistischen Jahrzehnt (1910-1920) entstand und immer noch einer genaueren Auswertung harret. Mit dem Ersten Weltkrieg verbunden ist ein deutlicher Rückgang dieser übersetzerischen Tätigkeit.² Das chauvinistische Klima

1 | Für ihre sinologische Unterstützung bedanke ich mich herzlich bei Tingting Cong (MA).

2 | Legt man die von Wolfgang Rössig in seinem Übersetzungslexikon zusammengetragenen Daten zugrunde (vgl. Rössig 1997), so zeigt sich in den Kriegsjahren eine drastische Reduktion der übersetzten Literatur auf dem deutschsprachigen Buchmarkt. Im Kriegsjahr 1915 belaufen sich die in Buchform publizierten Übersetzungen auf lediglich sieben Bände, 1916 sind es 15 Buchpublikationen – zum Vergleich: 1914 erscheinen etwa 80 Bände übersetzter Literatur auf dem deutschsprachigen Buchmarkt.

führte zu einem allgemeinen Prestigeverlust des Übersetzens als Medium des interkulturellen Transfers. Für die pazifistischen Schriftsteller allerdings entwickelte sich gerade in den Kriegsjahren das Übersetzen zu einem bevorzugten, strategischen Medium, um ihre Distanz zum verordneten Patriotismus zu markieren. So widmete Franz Pfemfert, der sich aus Zensurgründen direkter politischer Stellungnahmen enthalten musste, Sonderhefte seiner Zeitschrift *Die Aktion* demonstrativ gerade den Ländern, mit denen sich Deutschland im Krieg befand: Russland, Großbritannien, Frankreich, Belgien und Italien. Diese Hefte erschienen mitten im Krieg, also vom Oktober 1915 bis Mai 1916, und waren als Anthologien angelegt, in denen die zeitgenössische Dichtung der anderen europäischen Nationen in deutscher Übersetzung zu Worte kam. Dieses literaturästhetisch hoch spannende Phänomen lässt sich vielleicht am treffendsten als ›klandestine Autorschaft‹ bezeichnen. Man spricht mit der Stimme eines anderen Autors und vermittelt subversive Inhalte, ohne sich in erster Person dazu bekennen zu müssen. Auch bei einem der produktivsten Übersetzer unter den Expressionisten, Alfred Henschke, genannt Klabund (1890-1928), lässt sich gerade in den Kriegsjahren diese Dimension klandestiner Autorschaft ausmachen. Sie prägt etwa seine Anthologie chinesischer Kriegslieder *Dumpe Trommel und beraushtes Gong*, die im Folgenden exemplarisch untersucht werden soll, da sie einen Wendepunkt in Klabunds Haltung zum Ersten Weltkrieg dokumentiert.³ Folgender Aufsatz versteht sich als Beitrag zur Erforschung des expressionistischen Übersetzens in den Kriegsjahren, zur Internationalität der deutschen Expressionisten und auch zu ihrer Wandlung von Kriegsbegeisterung zur Kriegskritik.

Klabunds Anthologie steht im Zeichen der starken Faszination, welche die expressionistische Dichtergeneration für die chinesische Dichtung empfand.⁴ Der Band umfasst insgesamt 30 Texte, die der Epoche der Dynastie Thang (618-907 n.Chr.) angehören. Die zahlenmäßig am stärksten vertretenen Autoren sind Li Bai (oder Li Po) mit zwölf Texten und sein Dichterfreund Du Fu mit neun Gedichten. Zentral ist allerdings die Dialektik von Übersetzung und Eigenschöpfung. Etwas weniger als die Hälfte von Klabunds Nachdichtungen aus dem Chinesischen besitzt keine chinesische Vorlage.⁵ Die Rezeption der kulturellen

3 | Zu Klabunds Sammlung *Dumpe Trommel und beraushtes Gong* vgl. bisher nur den summarischen Überblick von Pan-Hsu Kuei-Fen 1990: 84-91.

4 | Vgl. dazu Jian 1990; Han 1993; Liu 2007. Klabund selbst gab nicht weniger als fünf Sammlungen von chinesischen Nachdichtungen heraus: *Dumpe Trommel und beraushtes Gong* (1915), *Li-Tai-Pe: Dichtungen* (1916), *Laotse: Sprüche* (1920), *Das Blumenschiff* (1921) und *Wang-Siang: Das Buch der irdischen Mühe und des himmlischen Lohnes* (1921).

5 | Diesen wichtigen Aspekt übergeht Pan-Hsu Kuei-Fen. Von Klabunds 30 Nachdichtungen konnte Han (vgl. 1993) lediglich 16 chinesische Vorlagen identifizieren. Freilich ist Hans Liste lückenhaft. So geht Klabunds Nachdichtung *Tod der Jünglinge auf dem Schlachtfeld* – wie zu zeigen sein wird – auf ein Gedicht des Qu Yuan zurück (国殇), das Han nicht kennt. Bei Han ebenso wenig verzeichnet ist Li Bais Gedicht 春日行: 深

Alterität verbindet sich mit der Projektion des Eigenen auf das Fremde. Zudem handelt es sich bei Klabunds Übersetzungen um Übertragungen aus zweiter Hand, die auf französische und deutsche Vorgängerversionen zurückgehen.⁶

Auf stilistischer und formaler Ebene steigert der Dichter die Expressivität der Vorlagen und überformt die chinesischen Dichtungen im Geist des Expressionismus. Dadurch entfernt er sich von dem emotional eher gedämpften Ton der Ausgangstexte.⁷ Expressionistische Emotionalisierung verrät bereits der Titel seiner Anthologie, der eine Stelle aus Li Bais Gedicht *Nach der Schlacht* (军行)

官高楼入紫清, das die Vorlage für Klabunds *Friedensfest* darstellt (vgl. Fung/Lai 1984: 94, Nr. 0584). Trotzdem besitzt eine immer noch beträchtliche Anzahl von Klabunds chinesischen Nachdichtungen keinen chinesischen Prätext. So gehen von den zwölf Gedichten, die Klabund Li Bai zuschreibt, einzig zehn auf chinesische Vorlagen zurück: *Krieg in der Wüste Gobi*, *Nach der Schlacht*, *Die vier Jahreszeiten*, *Schreie der Raben*, *Der große Räuber*, *An der Grenze*, *Winterkrieg*, *Fluch des Krieges*, *Ode auf Nanking* und *Das Friedensfest*. Die restlichen beiden Gedichte, die Klabund Li Bai zuschreibt, dürften dagegen Fälschungen sein. So stellt *Die weiße und die rote Rose* einen Text dar, der offenbar von Judith Gautier fabriziert und als chinesische Dichtung ausgegeben wurde, wie Ferdinand Stocès vermutet (vgl. Stocès 2006: 343). *Die junge Frau steht auf dem Warteturm* dürfte dagegen die Eigenschöpfung eines anderen Übersetzers, Otto Hauser, bilden. Noch prekärer ist es um die Autorschaft von Li Bais Dichterfreund Tu Fu bestellt. In Klabunds Sammlung ist er mit neun Dichtungen vertreten, von denen allerdings nur fünf auf chinesische Originalgedichte zurückgehen: *Ausmarsch*, *Der Werber*, *Die junge Soldatenfrau*, *Rückkehr in das Dorf Ki-ang* sowie *Waffenspruch*, den Klabund versehentlich dem Dichter Tsüi-tao zuschreibt. Vier weitere Nachdichtungen, nämlich *Die Maske*, *Nachts im Zelt*, *Sieger mit Hund und schwarzer Fahne*, *O mein Heimatland*, besitzen hingegen keine Vorlage bei Tu Fu. Auch bei dem *Abschied* dürfte es sich um eine Fälschung bzw. Eigenschöpfung Gautiers handeln. Wie *Die weiße und die rote Rose* ist auch dieses Gedicht Gauthiers Anthologie *Le livre de jade* entnommen, wo es unter der Überschrift *Les adieux* zuerst Roa-Li, dann in einer späteren Auflage von 1902 Li-Oey zugeschrieben wird (vgl. dazu ebd.: 341).

6 | Klabund selbst benennt im Nachwort zu seiner Anthologie die von ihm herangezogenen Übersetzungen: »Den Übertragungen liegen hauptsächlich zugrunde: Marquis d'Hervey Saint Denys: *Poésies de l'époque des Thangs*, Paris 1862; Judith Walter: *Le livre de Jade* (gemeinsam mit Tin-tun-ling), Paris 1867; Harlez, *Bulletins de l'académie belge royale* (La poésie chinoise), Brüssel. Ergänzend wurden herangezogen: Viktor von Strauß' Übersetzungen des Schi-King (Heidelberg 1899); A. Forke, *Blüthen chinesischer Dichtung* (Magdeburg 1899, zuerst im *Ostasiatischen Lloyd*, Shanghai); O. Hauser: *Li-tai-po* (Weimar); O. Hauser: *Die chinesische Dichtung* (Berlin 1908); W. Grube: *Geschichte der chinesischen Literatur* (Leipzig 1902); Pfizmaier: *Li-sao* (in den *Denkschriften der Wiener Akademie* 1852) und sonstige Arbeiten Pfizmaiers in den *Denkschriften*; H. Heilmann: *Chinesische Lyrik* (München 1905)« (Klabund 2009: 44).

7 | Eine solche Sublimierung der Affekte gehört bekanntlich zu den Grundzügen der chinesischen Ethik. Konfuzius zufolge soll der Weise in der Lage sein, seine Emotionen zu regulieren. Übersteigerte Gefühle führen zum Selbstverlust. Auch im Daoismus zeichnet sich der Weise durch Gleichmut aus.

zitiert: »城头铁鼓声犹震« (Dingqiu u.a. 1986: 429, »Die eiserne Trommel an den Mauerhöhen tönt im Feld immer, was ein Echo bildet«, Übers. M.Z.). Bereits Alfred Forke hatte anstelle des Trommelechos das *Gong* als zweites Instrument eingeführt: »Wie Donner von den Mauerhöhen / Tönt Trommel- und das Gonggedröhn« (Forke 1899: 124, V. 5f.). Klabund geht von Forkes Vorlage aus, modifiziert allerdings das »Gonggedröhn« zum »berauschten Gong« und spricht dem Instrument somit metonymisch die Eigenschaft zu, Rausch zu erwecken: »Von der erstürmten Festung brummen / Die dumpfe Trommel, das berauschte Gong« (Klabund 2009: 28, V. 7).

Ebenso deutlich verstärkt Klabund den antimilitaristischen Diskurs der chinesischen Vorlagen. Bekanntlich befürworteten viele Vertreter der expressionistischen Generation Deutschlands Eintritt in den Ersten Weltkrieg und erklärten im Fahrwasser der deutschen Kriegspropaganda den Weltkrieg zum Erlebnis der Verbrüderung und moralischen Läuterung. Zahlreiche unter ihnen – darunter Franz Marc, Oskar Kokoschka, Carl Zuckmayer, Paul Zech, Ernst Toller, Rudolf Leonhard, Alfred Lichtenstein – meldeten sich als Freiwillige. Die kriegseuphorische Stimmung kippte allerdings relativ früh angesichts der konkreten Kriegswirklichkeit an der Front um. Diese generationsspezifische Dialektik lässt sich auch an Klabund beobachten. Zu Beginn des Konflikts hatte er sich als begeisterter Kriegsapologet durch seine Kriegsliederproduktion hervorgetan.⁸ Seine patriotische Einstellung bestätigt auch seine inzwischen belegte Tätigkeit als Informant des Militärnachrichtendienstes in der Schweiz (vgl. Pöhlmann 2007). Von der allmählichen Wandlung in seiner Einstellung zum Krieg legen seine chinesischen Nachdichtungen Zeugnis ab. In einer autobiographischen Skizze, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrt ist, betont er selbst retrospektiv die bedeutsame Rolle dieser Übersetzungsarbeit: »Schon im Frühling 1915 bereitete sich der Umschwung in ihm vor, als er die chinesische Kriegsliteratur schrieb«.⁹

Signifikant ist in dieser Hinsicht bereits Klabunds Nachwort, das den elegischen Duktus der chinesischen Kriegsliteratur unterstreicht und deren Abstand von der heroischen Tradition der abendländischen Kriegsdichtung betont:

Die chinesische Kriegsliteratur überrascht durch die Kraft ihrer Anschauung und die Unerbittlichkeit ihrer Resignation, die sie von der meist hymnisch oder episch gearteten Kriegsdichtung aller übrigen Völker scharf unterscheidet. [...] In seinem Sohn allein erscheint der Mensch verewigt. In der Familie ist er unsterblich. Darum heißt Krieg für den Chinesen: fern von der Heimat sterben ... unbestattet im Mondlicht verwesen ... die Knochen nicht von frommer Kinder Hand gesammelt ... kein Ahne sein ... sterben ... (aber ein Ahne ist unsterblich). (Klabund 2009: 45)

8 | Dazu zählen die Anthologien *Soldatenlieder* (1914), das von Richard Seewald illustrierte *Kleine Bilderbuch vom Kriege* (1914), *Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird* sowie *Dragoner und Husaren* (beide 1915).

9 | Klabund: Autobiographie (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Signatur: 93.151.58), zit. n. Raabe 1990: 111.

Diese Charakterisierung der chinesischen Kriegsslyrik als wesentlich elegisch trifft auch auf Klabunds Anthologie zu. Zwar sind dort auch Gedichte vertreten, die den Tod für das Vaterland verklären oder an die soldatische Kameradschaft appellieren. Insgesamt dominiert allerdings eine elegische Sicht auf den Krieg, durch welche Klabund – im Modus klandestiner Autorschaft – seine eigene Skepsis gegenüber dem deutschen Militarismus artikuliert. Klabund dekonstruiert das heroische Ethos nicht nur durch die Selektion der Gedichte, also dadurch, dass er in seine Anthologie vor allem kriegskritische Texte aufnimmt.¹⁰ Er greift auch in die Vorlagen ein, indem er einerseits die in den Dichtungen bereits präsente Kritik des Krieges verstärkt oder indem er andererseits bellizistische Dichtungen im antiheroischen Sinne kontrafakturartig modifiziert. Gerade diese beiden textuellen Strategien sollen im Folgenden durch genauere Textanalysen rekonstruiert werden. Schließlich verrät auch das Arrangement der Gedichte Klabunds Versuch, seinen Abstand von der offiziellen Kriegspropaganda zu markieren. Das Abschlussgedicht der Anthologie ist nicht zufällig *Das Friedensfest* nach Li Bai – eine Friedensapothese, welche die jahreszeitliche Frühlingsymbolik zusätzlich unterstreicht.¹¹ Was sich in Klabunds Sammlung abzeichnet,

10 | Von den insgesamt 30 Texten der Sammlung haben nur wenige – nämlich acht – explizit bellizistischen Charakter, und zwar *Chinesisches Soldatenlied*, *Die Maske*, *Die junge Soldatenfrau*, *Sieger mit Hund und schwarzer Fahne*, *Nach der Schlacht*, *Der große Räuber* und *An der Grenze*. *Chinesisches Soldatenlied* appelliert an den Wert der Kameradschaft, *Der große Räuber* unterstreicht die Überlegenheit des kriegerischen Ruhms gegenüber der dichterischen Fama und feiert den expressionistischen Vitalismus in Gestalt des kraftstrotzenden Räubers, in der *Jungen Soldatenfrau* ermuntert die Braut den Ehemann zum tapferen Kampf für das Vaterland, *An der Grenze* rechtfertigt den Krieg als Kampf gegen die Barbaren. Eine größere Anzahl von Texten – etwa 18 – hinterfragt dagegen explizit oder implizit den militaristischen Diskurs. Zahlreiche Gedichte reflektieren die menschlichen und materiellen Verwüstungen des Krieges (darunter *Epitaph auf einen Krieger*, *Tod der Jünglinge auf dem Schlachtfeld*, *Der weiße Storch*, *Ausmarsch*, *Der Werber*, *Rückkehr in das Dorf Ki-ang*, *Krieg in der Wüste Gobi*, *Fluch des Krieges*, *Ode auf Nanking*). *Ausmarsch* geißelt die Machtgier des Kaisers (»Unersättlich ist des Kaisers Hunger nach der Macht der Welt. / Vor seiner Stirn verdampft des Volkes Odem«, Klabund 2009: 14, V. 13f.). *Krieg in der Wüste Gobi* charakterisiert den Patriotismus als Deckmantel des Mordes (»In Fahnen hüllt der Mordrausch sich wie in Gewänder«, ebd.: 26, V. 7). Zentral ist ferner das elegische Motiv des durch den Krieg getrennten Liebespaares. Etliche Gedichte lassen Gattinnen zu Wort kommen, die auf ihre in die Schlacht gezogenen Männer sehnsüchtig warten (*Abschied*, *Vom westlichen Fenster*, *Die weiße und die rote Rose*, *Schreie der Raben*, *Die junge Frau steht auf dem Warteturm*), oder Soldaten, die über ihre zurückgelassenen Geliebten sinnieren (*Nachts im Zelt*). Andere Texte wiederum sind als Rollengedichte von Soldaten angelegt, welche über die Unmenschlichkeit des Krieges reflektieren und den Wunsch äußern, keine Soldaten mehr sein zu müssen (*Klage der Garde*, *Der müde Soldat*, *Winterkrieg*).

11 | Der Forschung ist bisher entgangen, dass diese Nachdichtung auf Hans Heilmanns Übersetzung *Frühlings Anfang* nach Li Bai beruht (vgl. Heilmann 1905: 31-33).

lässt sich als eine klandestine Poetik beschreiben, die im Medium der Übersetzung den von der deutschen Kriegspropaganda verordneten Heroismus unterläuft. Unter dem Deckmantel der Nachdichtung erprobt Klabund neue, unheroische Perspektiven auf den Krieg und problematisiert damit auch seine frühere kriegsaffirmative Lyrikproduktion.

Paradigmatisch für Klabunds Verfahren, der Kriegskritik seiner Vorlagen zusätzlichen Nachdruck zu verleihen, ist bereits das Eröffnungsgedicht *Klage der Garde*. Den Ausgangstext bildet die deutsche Übersetzung des Rollengedichts *Kriegsminister* (祈父) aus den kleineren höfischen Festliedern des *Shījīng* durch Victor von Strauss.¹² Das Gedicht wird von Soldaten der königlichen Garde von König Xuan (827-782 v.Chr.) der Zhou-Dynastie gesprochen, die sich an den Kriegsminister und Chef der Garde mit dem Ton eines bitteren Vorwurfs wenden.¹³ Ihre *Klage* ist zugleich eine *Anklage* gegen den ungebührlichen Einsatz der königlichen Hofgarde durch den Kriegsminister und Feldmarschall in einer ruinos verlaufenen offenen Schlacht gegen die nördlichen Grenzstämme im Jahre 788 v.Chr. (vgl. Strauss 1880: 296).

Die Übersetzung des Gedichts durch Victor von Strauss ist eine ziemlich getreue Übertragung des chinesischen Textes:

Klage der Garden über ihre ungehörige Verwendung

Reichsfeldmarschall!
Wir sind des Königes Gebiß und Krallen.
Was hast du in das Elend uns gestürzt,
Wo kein Verweilens bleibt uns Allen?

Reichsfeldmarschall!
Wir sind des Königs Krallen und Soldaten.
Was hast du in das Elend uns gestürzt,
Wo wir an's Ende nie gerathen?
Reichsfeldmarschall!
Fürwahr du thatst nicht weise.

Im Mittelpunkt des Textes steht Ming-Hoang-Ti (Hiouan-tsoung), der zumindest in der ersten Zeit seiner Regierung dem Land eine Zeit des Friedens sicherte (vgl. ebd.: 125, Anm. 25). Den irenischen Charakter des Kaisers betont Klabund durch den Titel *Das Friedensfest* sowie durch die Apostrophierung des Herrschers als »Friedenskaiser« (Klabund 2009: 40, V. 16).

12 | Die Sammlung des *Shījīng* (*Buch der Lieder*) ist die älteste Sammlung chinesischer Gedichte, entstanden wohl zwischen dem 10. und dem 7. Jahrhundert v.Chr., und gliedert sich in 160 Volkslieder (*fēng*), 105 kleinere und größere höfische Festlieder (*xiāoyǎ* bzw. *dàyǎ*) und 40 hymnische Preislieder zu Ehren der Ahnen (*sòng*). Vgl. Schmidt-Glintzer 1999: 28-35.

13 | Vgl. Fu/Ke 2009: 158.

Was hast du in das Elend uns gestürzt,
Daß Mütter müh'n sich müssen um die Speise? (Ebd.)¹⁴

Die Übersetzung von Victor von Strauss diente Klabund als Vorlage für die eigene Nachdichtung:

Klage der Garde

General!
Wir sind des Kaisers Leiter und Sprossen!
Wir sind wie Wasser im Fluß verflossen ...
Nutzlos hast du unser rotes Blut vergossen ...
General!

General!
Wir sind des Kaisers Adler und Eulen!
Unsre Kinder hungern ... Unsre Weiber heulen ...
Unsre Knochen in fremder Erde fäulen ...
General!

General!
Deine Augen sprühen Furcht und Hohn!
Unsre Mütter im Fron haben kargen Lohn ...
Welche Mutter hat noch einen Sohn!
General? (Klabund 2009: 5)

In seiner Nachdichtung potenziert Klabund die bereits in der Vorlage präsente Kritik am Krieg. Gegenstand der Klage bei Klabund ist nämlich nicht mehr das Elend der endlosen Kriegsmärsche, sondern der Tod in der Schlacht. Wie die Aposiopesen am Versende als Indikatoren eines verhallenden Sprechens suggerieren, wird die Klage bei Klabund von den Kriegsgefallenen selbst, im Sinne einer Eidolopoie, vorgetragen. Keine anderen als die toten Soldaten sind es, die ihren Feldherrn beschuldigen.¹⁵ Im Vergleich zum Original, in dem sich der Anklagevers »Was hast du in das Elend uns gestürzt« (»胡转予于恤«) dreimal identisch wiederholt, wirkt die Schelte jetzt differenzierter: In der ersten Strophe mo-

14 | Im Vergleich zum chinesischen Original zeichnet sich die Nachdichtung des Victor von Strauss durch eine Poetisierung der Vorlage aus. Die schlichte Aussage: »靡所止居« (»Ich habe kein Haus«) wird zu: »Wo kein Verweilens bleibt uns Allen?«, stilisiert. Während im chinesischen Original sich die Kritik am General daran richtet, dass er die Klage der Garde »nicht hören kann« (»亶不聰。«), wird die Schelte des Feldherrn in der deutschen Übersetzung explizit gemacht und dessen uneinsichtiges Verhalten ausdrücklich moniert: »Fürwahr du thatst nicht weise« (V. 10).

15 | Diesen Interpretationshinweis verdanke ich Susanne Neubrand, der an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

nieren die Soldaten ihren nutzlosen Tod an der Front (vgl. V. 4), in der zweiten Strophe schildern sie das bittere Los der hinterbliebenen Kinder und Gattinnen sowie das Verfaulen der Soldatenleichen »in fremder Erde« (V. 9), schließlich beklagen die Soldaten in der dritten Strophe das Schicksal der Mütter, die sich für kargen Lohn abmühen müssen und ihre Söhne an der Front verloren haben. Ebenso auffallend ist, dass Klabund die Soldaten nobilitiert – sie sind nicht mehr »Gebiss und Krallen«, sondern »Leiter und Sprossen« (V. 2), d.h. ein unverzichtbares Instrument für das Erklimmen der Machtleiter, und als »Adler und Eulen« (V. 7) gewähren sie dem Kaiser Tag und Nacht ihren Schutz. Die Amplifikation der Kritik am Krieg führt dazu, dass Klabund in der dritten Strophe den Feldherren selbst als Zielscheibe der Klage auftreten lässt. Zu den bereits gebrauchten Doppelformeln (»des Kaisers Leiter und Sprossen!«; »des Kaisers Adler und Eulen!«) tritt jetzt ein weiteres Hendiadyoin hinzu (»Deine Augen sprühen *Furcht und Hohn!*«), das den Feldherrn als sinistre und menschenverachtende Figur porträtiert und auch von der expressionistischen Technik der Transitivierung intransitiver Verbformen zeugt.¹⁶ Hatte bereits von Strauss das chinesische Gedicht in Reimform gebracht,¹⁷ so intensiviert Klabund die Reimpoetik durch einen Haufenreim in der Strophenmitte (V. 2-4, 7-9, 12-14).

Ein weiteres Beispiel für Klabunds amplifizierende Militarismuskritik prägt auch seine Nachdichtung eines Textes, den Hans Heilmann als Gedicht des Konfuzius präsentiert. Der reimlose, freirhythmische Text hat bei Heilmann folgende Gestalt:

Menschenlos

Improvisation an dem verfallenen Grabmal eines berühmten Kriegers

Folgt nicht dem heißen Sommer der kühle Herbst?
Ist nicht der holde Lenz der Herold des traurigen Winters?
Wenn die Sonne im Osten aufgeht, eilt sie in Hast zum Untergang,
Und die Wässer aller Flüsse streben dem Ende im Meere zu.

Und doch kommen die Jahreszeiten immer wieder; von Tag zu Tag nimmt die
Sonne ihren Lauf zur Nacht, die Wässer erneuern sich und
fließen ohn' Unterlaß; Der Mensch allein lebt einmal und nicht wieder.
Und welche Spuren hinterläßt er von seinem Leib und seinen Taten?
Einen verfallenen Hügel, auf dem Unkraut wächst. (Heilmann 1905: 6f.)

16 | Die Kritik am Krieg unterstreicht auch das fallende Metrum in der zweiten Gedichthälfte (»*Unsre* Kinder hungern ... *Unsre* Weiber heulen ... / *Unsre* Knochen in fremder Erde fäulen«, V. 8f.). Zusätzlich beschwert wird der fallende Rhythmus in der letzten Strophe durch einen Hebungsprall in V. 13 (»Frón háben«), der die Mühen der von ihren Söhnen alleingelassenen Mütter versinnbildlicht. Die weiblichen Kadenz, welche die Mittelverse in den ersten beiden Strophen charakterisieren, werden in der Abschlussstrophe männlich klingend und verleihen der Klage somit zusätzliches Gewicht.

17 | Die identischen Verse sind reimlos, die anderen hingegen gereimt.

Heilmann greift einige Reflexionen des Konfuzius über den ewigen Naturkreislauf aus dem *I-Ching*¹⁸ auf und kontrastiert sie mit der Vergänglichkeit des menschlichen Kriegsruhms, die auch der Hinweis auf das »verfallene Grabmal« eines berühmten Soldaten im Untertitel hervorhebt.

In seiner kreuzgereimten, metrischen Nachdichtung in Vers communs erweitert Klabund die Vorlage um eine Strophe, die jetzt ausschließlich der Vergänglichkeit des militärischen Heldentums vorbehalten ist, und bekräftigt somit die Reflexion über die Vergänglichkeit des Heroismus:

Epitaph auf einen Krieger

Es blühen aus dem Schnee die Anemonen.
Mit seinem Herzen spielt das Kind. Und es verweint's.
Uns, die am Brunnenrand der Erde wohnen,
Ist Sonnenauf- und niedergang nur eins.

Doch immer wieder quillt der Fluß vom Felsen,
Und immer wieder Mond um Frauen wirbt;
Der Herbst wird ewig seinen goldnen Kürbis wälzen,
Und ewig Grillenruf im Grase zirpt.

Es führten viele fest ihr Pferd am Zügel.
Der Ruhm der tausend Schlachten ist verweht.
Was bleibt vom Heldentum? Ein morscher Hügel,
Auf dem das Unkraut rot wie Feuer steht. (Klabund 2009: 8)

Von der universellen Kontinuität des Naturzyklus nimmt bereits die chinesische Vorlage gerade die heroische Soldatenexistenz und ihren Anspruch auf unvergänglichen Ruhm aus. Klabund seinerseits unterstreicht diese Pointe dadurch, dass er jetzt der Vergänglichkeit des Heroismus eine eigenständige Strophe, die dritte, widmet.

Ein weiterer wichtiger Punkt betrifft die Entindividualisierung, welche den heroischen Diskurs unterläuft. In der Vorlage von Heilmann ist im Untertitel immerhin vom Grab eines »berühmten Kriegers« (Heilmann 1905: 6; Hervorh. M.Z.) die Rede. Klabund dagegen – durchaus im Einklang mit der Vergänglichkeitsproblematik – spricht ihm diesen Nimbus ab. Der Untertitel lautet jetzt einfach: *Epitaph auf einen Krieger*.

18 | »The way of Heaven and Earth is characterized by its consistent change. Everything is going forth and coming back, its end is followed by a new beginning. The sun and the moon are always moving and shining in the sky, the four seasons are changing to foster the harvest, and the sages are consistently practicing their way to change the world. The nature of everything in the universe is revealed by watching its consistent change" (*I Ching, Heng*, Kap. 32, zit. n. Hwang 2012: 103).

Die pointierte Ruhmlosigkeit der soldatischen Existenz betont auch die letzte Strophe. Die auf dem Feld erworbene Glorie erweist sich als eine flüchtige Größe, die vom ewigen Kreislauf der Natur ausgenommen ist und eben nicht wiederkehrt. Die Vergänglichkeit des Heroismus unterstreicht formal auch die Antithese zwischen der vordergründigen Festigkeit des Griffs am Zügel der Pferde durch die Reiter (vgl. V. 9) und dem ›Verwehen‹ des Ruhmes (vgl. V. 10). Die Hyperbel von den »tausend Schlachten« (V. 10), die eben verweht sind, steigert noch per Kontrast den Eindruck der Vergänglichkeit des Heroischen. Die Evokation der Masse der Krieger (V. 9: »viele«) trägt andererseits auch dazu bei, die Konturen des im Titel evozierten Helden, der im Gedicht hätte gefeiert werden sollen, aufzulösen. In Klabunds *Epitaph auf einen Krieger* kommt dieser Krieger nicht vor, er erscheint lediglich als Teil der obskuren Masse der Gefallenen. Obgleich sich das Gedicht noch vordergründig als *Epitaph* (*Epitaph auf einen Krieger*) versteht, ist das Grab jetzt unauffindbar. Was auf dem »morschen Hügel« »steht«, ist einzig das Unkraut, das – durch den ergänzten chromatischen Vergleich »rot wie Feuer« – die Kraft der Zerstörung und des Vergessens symbolisiert. Mit seinem subversiven ἐπιτάφιος ohne τάφος verarbeitet Klabund offensichtlich die Erfahrung des Ersten Weltkriegs – den entindividualisierten, unheroischen Tod der Frontsoldaten in den Schützengräben – und projiziert sie auf das antike China zurück.

Eine Amplifikation des pazifistischen Diskurses lässt sich schließlich auch dem Gedicht *Fluch des Krieges* entnehmen. Klabunds Nachdichtung beruht auf einer freirhythmischen, reimlosen Übersetzung von Alfred Forke nach einem Text des Li Bai – *Elend des Krieges*:¹⁹

19 | »*Elend des Krieges* Letztes Jahr kämpfte man / An der Quelle des Sangkan, / Dieses Jahr aber ficht / Man am Ufer des Tsung-Flusses. / In den Well'n des Tiau-tschij-Sees / Wäscht von Blut man rein die Waffen, / Und man lässt die Rose streifen / Auf Tien-schan's beschneiten Almen. / Zehntausend Li weit / Wogt und tost der Kampf, / Und drei Heere sind / Schon zertrümmert. / Sengend und mordend bestell'n die Hsiungnu ihr Feld, / Die gelbe Sandwüste, / Mit weissen Tottenknochen besät; / Seit Alters haben sie's nie anders gekannt. / Gegen die Mongolen baute / Das Haus Tsin die grosse Mauer, / Auf den Wachtthürmen entfachte / Das Haus Han die Signalfeuer, / Nie erlischt die Gluth, / Und nie ruht der Kampf. / Auf dem Schlachtfeld sinkt, / Zerstoichen und zerhau'n / Mancher Krieger hin. / Das zu Tode getroffene Ross / Stösst zum Himmel seinen Schrei. / Von der Brust der Leichen reissen / Rabe und Sperber das Fleisch, / Es im Schnabel haltend, fliegen / Sie auf einen dünnen Ast. / Still im Grase ruhn / Schon die Streiter all', / Und der Feldherr steht / Jetzt vereinsamt da. // All dieses Elend bringet uns / Das Schwert allein, das Mordwerkzeug. / Drum greift danach der edle Mann / Nur in der allergrössten Noth« (Forke 1899: 124f.). »战城南 去年战, 桑干源, 今年战, 葱河道。 / 洗兵条支海上波, 放马天山雪中草。 / 万里长征战, 三军尽衰老。 / 匈奴以杀戮为耕作, 古来唯见白骨黄沙田。 / 秦家筑城避胡处, 汉家还有烽火燃。 / 烽火燃不息, 征战无已时。 / 野战格斗死, 败马号鸣向天悲。 / 乌鸢啄人肠, 衔飞上挂枯树枝。 / 士卒涂草莽, 将军空尔为。 / 乃知兵者是凶器, 圣人不得已而用之。« (Dingqiu u.a. 1986: 383).

Fluch des Krieges

Im Schnee des Tien-schan grast das dürre Roß.
Drei Heere sanken vor dem wilden Troß.

Die gelbe Wüste liegt von weißen Knochen voll.
Der Pferde Schrei wie schrille Flöte scholl.

Es schlingen Eingeweide sich von Baum zu Baum in Schnüren,
Die Raben krächzend auf die Zweige führen.

Soldaten liegen tot auf des Palastes Stufen.
Es mag der General die Toten rufen.

So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen!
Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen.

Er wird die Waffe nur als letzte Rettung schwingen,
Um durch den Tod der Welt das Leben zu bezwingen. (Klabund 2009: 38)

Klabunds Nachdichtung liefert eine gekürzte und in gereimte jambische Distichen gebrachte Fassung der 39 reimlose Verse zählenden Version von Forke. Die Vorlage gliedert sich in eine lange Schilderung von Kriegsverwüstungen, auf welche als Summation ein vierzeiliger Schluss folgt, der den Waffengebrauch nur im Falle einer berechtigten Notwehr rechtfertigt:

All dieses Elend bringet uns
Das Schwert allein, das Mordwerkzeug.
Drum greift danach der edle Mann
Nur in der allergrössten Noth. (Forke 1899: 125)

Klabund intensiviert die Kriegskritik des Originals bereits in der Überschrift seiner Nachdichtung, welche das »Elend des Krieges« zum »Fluch des Krieges« steigert, wobei offen bleibt, ob dieser Titel als Genitivus subiectivus oder obiectivus gedeutet werden soll – je nachdem, ob man darunter den Fluch, den der Krieg mit sich führt, oder eine programmatische *detestatio* und Verwünschung des Krieges durch den Dichter versteht.

Klabund eliminiert bis auf V. 1 alle chinesischen Toponyme der Vorlage sowie die zeitlichen Deiktika (V. 1: »Letztes Jahr«; V. 3: »Dieses Jahr«) mit dem Effekt, die Kriegsschilderung zu universalisieren sowie zu enthistorisieren – und dies bedeutet auch, im Hinblick auf die zeitgenössische Realität des Ersten Weltkrieges zu aktualisieren. Im Unterschied zum stark enjambierten, erzählerisch ausschweifenden Duktus der Übersetzung konzentriert sich Klabund auf Einzelbilder, die er im Einklang mit dem expressionistischen Zeilenstil in Einzelversen entfaltet und dann wie Fotogramme kinoähnlich aufeinanderfolgen lässt, ob-

wohl die Form des Distichons und der Paarreim den Effekt haben, die Sequenzierung zu verlangsamen. Einerseits verrät seine Nachdichtung noch die Ästhetisierungstendenz, welche seine sonstige kriegsaffirmative Lyrik kennzeichnet. Im Unterschied zur klanglichen Nüchternheit der Übersetzung von Forke werden die Bilder der Zerstörung bei Klabund musikalisch instrumentiert, wie der stark alliterierende Duktus belegt.²⁰ Andererseits – und im Gegenzug zu dieser euphonischen Poetik – verstärkt Klabund im Schluss die Kritik an der Waffengewalt durch die explizite doppelte Verwünschung des als »Wahn« (V. 10) apostrophierten Krieges (V. 9: »So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen! / Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen«), wobei die markanten W-Alliterationen jetzt für die klangliche Ineinssetzung von »Waffen« und »Wahn« sorgen.

Dass Klabund sich jedoch nicht nur auf eine Amplifikation der Vorlagen beschränkt, sondern auch *kontrafakturartig* verfährt und kriegsaffirmative Texte pazifistisch modifiziert, soll im Folgenden abschließend an seiner Nachdichtung des Gedichts *Die für das Vaterland sich opfernden Soldaten* aus den *Neun Liedern* (九歌 · 国殇) des patriotischen Dichters Qu Yuan gezeigt werden.²¹ Als Vorlage diente eine Übersetzung Hans Heilmanns:

20 | Vgl. V. 3f.: »voll«, »Pferde«, »Flöte«; V. 4: »Schrei«, »schrille«, »scholl«; V. 5: »schlingen«, »Schnüren«. Auch der Vergleich der Pferdeschreie mit einem schrillen Flötenklang (vgl. V. 4) weist in die Richtung einer musikalischen Ästhetisierung des Ausgangstextes.

21 | »九歌 · 国殇 // 操吴戈兮被犀甲， / 车错毂兮短兵接。 / 旌蔽日兮敌若云， / 矢交坠兮士争先。 / 凌余阵兮躐余行， / 左骖殪兮右刃伤。 / 霾两轮兮絏四马， / 援玉枹兮击鸣鼓。 // 天时怱兮威灵怒， / 严杀尽兮弃原野。 / 出不入兮往不反， / 平原忽兮路超远。 // 带长剑兮挟秦弓， / 首身离兮心不惩。 / 诚既勇兮又以武， / 终刚强兮不可凌。 / 身既死兮神以灵， / 子魂魄兮为鬼雄。 李山 (译注): 《楚辞译注》，北京: 中华书局, 2015年6月, 第77到78页。« (Shan 2015: 77f.). »Die Soldaten nehmen den scharfen Dolch aus Wu in die Hand und ziehen einen Harnisch von Nashornhaut an. Die Kriegswagen stoßen aufeinander, es kommt zum Nahkampf. Die Sonne wird von den Fahnen verhüllt und die feindliche Armee versammelt sich wie Wolkenmassen. Die Pfeile fallen einer nach dem anderen und die Soldaten wetteifern miteinander, die Gegner zu töten. // Die Feinde greifen unsere Stellung an und machen sich über unsere Kampftruppe her. Das Gespannpferd zur Linken ist gestorben und das rechte wird von einem Schwert verletzt. Zwei Räder des Kriegswagens sind abgefallen und vier Pferde werden behindert, die Soldaten trommeln mit den Schlegeln aus Jade. // Der Himmel ist in Rage und die würdevollen Götter sind wütend. Alle Soldaten werden grausam getötet und ihre Leichen ins Feld geworfen. Sie kämpfen, schreiten immer vorwärts und weichen nicht zurück. Der Wind wirbelt Staub auf und der Weg ist weit. Sie tragen das lange Schwert und den Bogen aus Qin. Selbst wenn der Kopf vom Rumpf abgetrennt wird, ändert dies nichts an ihrer Treue. // Die Soldaten sind äußerst mutig und voll Schlagkraft. Stets sind sie stark und unerschrocken, niemand kann sie bezwingen. Ihre Körper sind gestorben, während ihr Geist unsterblich ist. Ihre unerschütterlichen Seelen werden zu Helden unter den Geesten« (Übers. M.Z.).

Der Tod für's Vaterland

Schild und Lanze schwingend, panzerbedeckt, ziehen sie in die Schlacht.
Die Kriegswagen stoßen auf einander, es kommt zum Handgemenge.
Die Sonne wird verhüllt von den zahllosen Fahnen, im Getümmel ballen sich
die Heere wie Wolkenmassen.
Die Geschosse kreuzen sich und voll heißer Kampfbegier dringen die Mutigen
unaufhaltsam weiter.

»Vorwärts mit den Wagen!« klingt der Ruf, »brechen wir hervor aus den Reihen!«
Zur Rechten stürzen die Schlachtrosse unter ihren Streichen, zur Linken streckt
ihr Schwert die Feinde zu Boden.
Wolken von Staub wirbeln auf zu beiden Seiten und hemmen die Viergespanne.
Sie feuern einander an, ihr Schlachtgeschrei dröhnt durch die Lüfte.

»Ach, der Himmel hat unseren Untergang beschlossen, doch unsere Herzen
sind voll Stolz und Begeisterung!«
Wie Heroen fallen sie, ihr Schicksal erfüllend, und stürzen hinab
in den reißenden Gebirgsstrom.
Sie verließen ihr Vaterland, um es nie wiederzusehen, sie zogen in den Kampf,
um nicht wiederzukehren.
Sie bleiben verloren und vergessen unter den wogenden Wellen,
die ihre Leichen begraben, fern der Heimat.

Aber ihre Faust hält noch das Schwert, ihr Arm noch den Schild,
Ihr Haupt mochte sinken, doch nicht ihr Herz.
Todesmutig sterben sie mit den Waffen in der Hand.
Ihre Tapferkeit und Mannhaftigkeit sind unerschütterlich.
Ihre Leiber sind gefallen, ihre Seelen schwangen sich auf ins Geisterreich.
Wie unter den Lebenden, werden sie Helden unter den Geistern sein.
(Heilmann 1905: 7f.)

In seiner Nachdichtung schafft Klabund eine Kontrafaktur der heroisch-patriotischen Vorlage:

Tod der Jünglinge auf dem Schlachtfeld

Sie schwingen über den bestirnten Häupten
Der Lanzen tausend Sonnen jugendlich.
Die Sichelwagen rollen in bestäubten
Glanzwolken. Pfeil und Auge kreuzen sich.
Sie stoßen kurze Schwerter in die Pferde.
Am Abgrund steigen Leichen hügelan.
Der Viergespanne regellose Herde
Verbeißt sich Tier in Tier und Mann in Mann.

Und Knaben, von der Tiefe angezogen,
Fallen von Stein zu Stein. Im Bergstrom zart
Treiben die Leiber auf den weißen Wogen
Von guter Mütter schlanker Hand bewahrt.

Die betten sie im Meer an ihre Herzen,
Wenn der Gesang der Geister himmlisch braust.
Noch halten sie die Schwerter grau und erzen
In der zum letzten Kampf verkrampften Faust. (Klabund 2009: 9)²²

Signifikant ist bereits der paratextuelle Eingriff: Aus *Der Tod für's Vaterland* wird jetzt *Tod der Jünglinge auf dem Schlachtfeld*. Dadurch streicht Klabund die patriotische Emphase des Prätextes. Die adverbiale Finalbestimmung »für's Vaterland« ersetzt er durch die nüchterne lokale und modale Bestimmung »auf dem Schlachtfeld«, welche nur noch Ort und Umstände des Sterbens benennt. Zudem betont Klabund das junge Alter der Gefallenen: Es sind jetzt »Jünglinge«, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld zurücklassen, und »jugendlich« (V. 2) schwingen sie die Lanzen über ihren Häuptern. Darin liegt eine aktualisierende Annäherung des chinesischen Prätextes an den Ersten Weltkrieg, bei dem bekanntlich die Welle der »August-Begeisterung« gerade auch die – von der Wilhelminischen Schule entsprechend indoktrinierte – junge Generation der Gymnasiasten und Studenten erfasst hatte.

Mit der chinesischen Vorlage teilt Klabunds Nachdichtung den zweigeteilten Aufbau. Während die beiden ersten Strophen dem Kampf der Knaben gelten – ein Parallelismus, den auch die Anapher von V. 1 und 5 (»Sie schwingen«, »Sie stoßen«) unterstreicht –, sind die beiden letzten Strophen ihrem »Tod« gewidmet.

In der Anfangsstrophe steigert Klabund die Erscheinung der jungen Krieger ins Hyperbolische. Die Vorlage erzählt nämlich eher sachlich-neutral vom Ziehen der Krieger in die Schlacht (»Schild und Lanze schwingend, panzerbedeckt, ziehen sie in die Schlacht«, V. 1) und verleiht der Szenerie einen unheimlichen Charakter durch die von den Fahnen verhüllte Sonne (»Die Sonne wird verhüllt von den zahllosen Fahnen«, V. 3) sowie den Vergleich der Heere mit sich ballenden Wolkenmassen (»im Getümmel ballen sich die Heere wie Wolkenmassen«, V. 3). Dagegen stilisiert Klabund die jungen Soldaten durch den Rekurs auf Lichteffekte zu glanzvollen Kriegerern. Dazu zählen das Bild der »bestirnten Häupte[r]« (V. 1), die hyperbolische Genitivmetapher »der Lanzen tausend Sonnen« (V. 2), welche die im Sommerlicht glänzenden Piken ins Kosmische überhöht, sowie die durch die rollenden Sichelwagen entstehenden »Glanzwolken« (V. 4).

Die anfängliche Heroisierung untergräbt allerdings der weitere Verlauf des Textes systematisch. So eliminiert Klabund die zahlreichen Hinweise der deutschen Vorlage auf den heldenhaften Kampfesmut der Krieger. In seiner

22 | Die prosaischen Langzeilen von Heilmanns Vorlage gießt Klabund in kreuzgereimte fünfhebige Jamben mit regelmäßig alternierenden Kadenzen um.

Nachdichtung entfallen etwa die Antonomasie von V. 4: »voll heißer Kampfbegier dringen *die Mutigen* unaufhaltsam weiter«, und auch der Hinweis auf den Kampfmuth in V. 15: »*Todesmutig* sterben sie mit den Waffen in der Hand«. Die heroisierende Glosse von V. 16: »Ihre Tapferkeit und Mannhaftigkeit sind unerschütterlich« hat bei Klabund keine Entsprechung. Auch die Apostrophierung der Kämpfenden als Helden in V. 10 des Prätextes (»*Wie Heroen* fallen sie, ihr Schicksal erfüllend«) lässt er unerwähnt. Ferner tilgt Klabund die im Original eingesetzten Ethopoiiai als Mittel der dramatischen Vergegenwärtigung heroischer Beherztheit (»Vorwärts mit den Wagen!« klingt der Ruf, »brechen wir hervor aus den Reihen!«, V. 5; »Ach, der Himmel hat unseren Untergang beschlossen, doch unsere Herzen sind voll Stolz und Begeisterung!«, V. 9). Zudem lässt Klabund die ἀριστεία, den heroischen Zweikampf, als Regression ins Animalische erscheinen und verquickt in der Schlachtszene die Sphäre des Menschlichen und des Tierischen. Dass die jungen Soldaten ihre Schwerter nicht in andere Krieger, sondern in deren »Pferde« (V. 5) stoßen, ist zwar bereits in der deutschen Vorlage vorhanden.²³ Darüber hinaus aber führt Klabund die metaphorische Anastrophe »Der Viergespanne regellose Herde« (V. 7) ein, welche die Kriegswagen als wilde Tierhorde charakterisiert. Auf diese Weise erscheint die Schlachtsituation als regressiver Schauplatz tierhafter Instinkte. Zur Animalisierung trägt auch die durch Enjambement hervorgehobene Verbmetapher »Verbeißt sich« (V. 8) bei, die sich als Zeugma sowohl auf die Tiere als auf die Soldaten bezieht (»Verbeißt sich Tier in Tier und Mann in Mann«). Auch die dritte und vierte Strophe relativieren die heroisierende Rhetorik des Incipits. Bereits V. 6 (»Am Abgrund steigen Leichen hügelan«) profiliert neben der Horizontalen als Dimension heroischer Kampfbewährung die Vertikale, das Sichauftürmen der Leichen. Die beiden letzten Strophen dann lösen die horizontale Perspektive des Kampfes durch eine vertikale, nach unten gerichtete Blickachse endgültig ab. So sinkt der Blick sukzessive stufenweise abwärts, von der heroischen Sphäre der »*bestirnten* Häupte[r]« und der »tausend *Sonnen*« der Lanzen hinab zum Grab der Soldaten auf dem Meeresgrund.²⁴

Der Gedichtschluss ästhetisiert das Kriegsgeschehen ins Märchenhafte und verleiht dem Text den Charakter einer spätmantischen Ballade. So erscheint das Sterben auf dem Schlachtfeld wie in der chinesischen Vorlage (»Ach, der Himmel hat unseren Untergang beschlossen«, V. 9 der Heilmann-Übersetzung) als das Resultat numinoser Naturkräfte und als die Folge der Sogwirkung, die von der Tiefe auf magisch-unerklärliche Weise ausgeht (»von der Tiefe angezogen«, V. 9 in Klabunds Nachdichtung).²⁵ Andererseits verklärt Klabund weni-

23 | Vgl. »Zur Rechten stürzen die Schlachtrosse unter ihren Streichen« (V. 6).

24 | Den Sturz der Knaben »von Stein zu Stein« betonen formal ein dreifaches Enjambement (vgl. V. 9-11) sowie die Synaphie von V. 9f. (»*angezogen* / *Fällen*«), welche für rhythmische Kontinuität sorgt.

25 | Eine Überformung ins Imaginäre zeigt auch die Szene vom Liegen der Leichen unter den Meereswellen. Im Unterschied zur Vorlage, welche die Verlorenheit und das Vergessenwerden der Gefallenen im Meer beklagt (»Sie bleiben verloren und verges-

ger den Heroismus als die mütterliche Liebe. Sind bei Qu Yuan die Gefallenen noch im Jenseits Helden (»Wie unter den Lebenden, werden sie Helden unter den Geistern sein«, V.18 der Heilmann-Übersetzung), verwandeln sie sich bei Klabund in Kinder zurück. Ins Jenseits gehen sie nicht als Krieger, sondern als Söhne ein, die von mütterlichen Wogen geborgen werden.

Es hat sich gezeigt, dass die Nachdichtungen aus der Sammlung *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong* eine Wandlung in Klabunds Einstellung zum Krieg dokumentieren. Zwar blieb der Schriftsteller weiterhin Informant des Militärnachrichtendienstes und publizierte in der patriotischen Zeitschrift *Jugend* unter Pseudonym noch immer Schmähgedichte gegen Russland, England und Italien.²⁶ Gerade die Begegnung mit der chinesischen, pointiert unheroischen Kriegsliteratur gab ihm jedoch die Möglichkeit, den eigenen Bellizismus zu hinterfragen und unter dem Schutz klandestiner Autorschaft subversive Inhalte zu vermitteln. Nicht zuletzt darin liegt die Bedeutung dieser Episode interkulturellen Transfers, die in der Forschung bisher völlig unterbelichtet blieb und gerade in unserer kriegsschwangeren, propagandaüberfluteten Gegenwart verdient, wiederentdeckt zu werden.

LITERATUR

- Dingjiu, Peng u.a. (Hg.; 1986): *Quan Tang Shi* [Shang]. Shanghai.
- Forke, Alfred (1899): *Blüthen chinesischer Dichtung mit 21 reproducirten chinesischen Original-Pinselzeichnungen, aus der Zeit der Han- und Sechs-Dynastie, II. Jahrhundert vor Christus bis zum VI. Jahrhundert nach Christus. Aus dem Chines. metrisch übers. v. A.F. Magdeburg.*
- Fu, Xuancong/Ke Shījīng, Li (Hg.; 2009): Shenyang. [O.O.].
- Fung, Sydney S.K./Lai, Shu Tim (1984): *25 T'ang poets. Index to English translations.* Hongkong.
- Han, Ruixin (1993): *Die China-Rezeption bei expressionistischen Autoren.* Frankfurt a.M.
- Heilmann, Hans (1905): *Die Fruchtschale. Eine Sammlung. Erster Band: Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v.Chr. bis zur Gegenwart. Übers., eingeleitet u. mit Anm. vers. v. H.H. München/Leipzig.*
- Hwang, Kwang-Kuo (2012): *Foundations of Chinese Psychology. Confucian Social Relations.* New York.
- Jian, Ming (1990): *Expressionistische Nachdichtungen chinesischer Lyrik.* Frankfurt a.M.
- Klabund (2009): *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegsliteratur.* Berlin.

sen, unter den wogenden Wellen, die ihre Leichen begraben, fern der Heimat«, V. 12), pathetisiert Klabund die Szene und anthropomorphisiert die Wellen zu Müttern, welche ihre gefallenen Söhne beerdigen.

26 | Darauf weist Pan-Hsu Kuei-Fen (vgl. Kuei-Fen 1990: 219) zu Recht hin.

- Kuei-Fen, Pan-Hsu (1990): Die Bedeutung der chinesischen Literatur in den Werken Klabunds. Eine Untersuchung zur Entstehung der Nachdichtung und deren Stellung im Gesamtwerk. Frankfurt a.M.
- Liu, Weijian (2007): Kulturelle Exklusion und Identitätsentgrenzung. Zur Darstellung Chinas in der deutschen Literatur 1870-1930. Bern.
- Pöhlmann, Markus (2007): Der Grenzgänger. Der Dichter Klabund als Propagandist und V-Mann im Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 55, H. 5, S. 397-410.
- Raabe, Paul (Hg.; 1990): Klabund in Davos: Texte, Bilder, Dokumente. Zusammengest. v. P.R. Zürich.
- Rössig, Wolfgang (1997): Literaturen der Welt in deutscher Übersetzung. Eine chronologische Bibliographie. Stuttgart/Weimar.
- Schmidt-Glintzer, Helwig (1999): Geschichte der chinesischen Literatur: von den Anfängen bis zur Gegenwart. München.
- Stocès, Ferdinand (2006): Sur les sources du *Livre de Jade* de Judithe Gautier (1845–1917). In: Revue de littérature comparée 3, 319, S. 335–350.
- Shan, Li (2015): Chuci. Übers. u. mit Anm. vers. v. L.S. Peking.
- Strauss, Victor von (1880): Schī-Kīng. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chines. übers. u. erkl. v. V.v.S. Heidelberg.

Verschwiegene Gründungsgewalt

Anna Seghers' *Das Licht auf dem Galgen* (Fragment, 1948/49)

HERBERT UERLINGS

Abstract

*After returning from exile in Mexico to Germany in spring 1947, Anna Seghers began to write three historical novellas on anti-slavery revolts in the Westindies around 1800. But the cycle *Karibische Geschichten* (Caribbean Tales) couldn't be finished before 1960. Seghers had to interrupt writing the third short story *Das Licht auf dem Galgen* (The Light on the Gallows). What was the reason? All of the *Karibische Geschichten* deal with violence and revolution in different times and places: the French Revolution, the Haitian Revolution, the Mexican Revolution and the Russian Revolution (especially under Stalin). Focusing on the original version of *Das Licht auf dem Galgen*, written in 1948, I will try to show that Seghers had difficulties in coming to terms with the inevitability of violence when a society is formed, i.e. with the question of authority and its legitimization (>Gründungsgewalt<).*

Title: Concealed Violence: Anna Seghers's *The Light on the Gallows* (*Das Licht auf dem Galgen*, Fragment, 1948/49)

Keywords: Anna Seghers (1900-1983); revolution; Haiti; *Karibische Geschichten*; Founding Power

Eine Untersuchung zum (Post-)Kolonialismus in der ostdeutschen Nachkriegsliteratur der SBZ und frühen DDR ist ein Desiderat der interkulturellen Germanistik.¹ Eine entsprechende Arbeit hätte eine deutlich andere literaturpolitische Landschaft als in Westdeutschland zu zeichnen: Erfahrungen aus dem (auch außereuropäischen) Exil, ein Antiimperialismus, der den Kolonialismus primär als Ausdruck ökonomischer Verhältnisse begriff und sich der internationalen Solidarität mit der Arbeiterklasse verpflichtet fühlte, sozialistische Deutungen des Faschismus, des Zweiten Weltkriegs, der Shoah und der Rolle der Sowjetunion sowie marxistische Konzepte von Literatur und Geschichte erzeugten andere Perspektiven, Leerstellen und Hypotheken als im Westen. Es wurde anderes und anders erinnert. Das hatte u.a. Folgen für die literarische Auseinandersetzung mit aktuellen wie historischen ›Befreiungsbewegungen‹, zumal solchen im Kontext der Dekolonisierung.

Eine Schlüsselfigur in diesem kulturpolitischen Feld war Anna Seghers, nicht nur wegen ihrer herausgehobenen, auch die Nachgeborenen prägenden

1 | Vgl. dagegen für Westdeutschland Albrecht 2008; für die späte DDR vgl. Uerlings 2012.

Rolle im Literaturbetrieb, sondern auch, weil sie aus dem mexikanischen Exil kulturelle, politische und ästhetische Erfahrungen und Kenntnisse sowie historische und aktuelle Stoffe und Themen mitbrachte, die ihr schriftstellerisches Selbstverständnis nachhaltig prägten und sich zwischen 1945 und 1980 in einer Reihe von Werken niederschlugen, die man zumindest insofern als ›postkolonial‹ bezeichnen kann, als sie im Bewusstsein geschrieben sind, dass Kunst und Literatur dazu beitragen müssen, das bereits heraufgezogene Ende des Zeitalters des Kolonialismus zu beschleunigen und damit auch die Ursachen für alle Verhältnisse zu beseitigen, in denen, mit Marx gesprochen, der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verächtliches Wesen ist.

1. GRÜNDUNGSGEWALT

Seghers hat nach ihrer Rückkehr aus dem Exil drei von ihr so benannte *Karibische Geschichten* geschrieben. Zwei davon entstanden und erschienen unmittelbar nacheinander: *Die Hochzeit von Haiti* (1948) und *Die Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe* (1949). Die dritte, ebenfalls in dieser Zeit begonnene Erzählung *Das Licht auf dem Galgen* blieb dagegen zunächst Fragment und erschien erst 1960.

Diese *Karibischen Geschichten* (1962) sind der ambitionierte Auftakt einer postkolonialen deutschsprachigen Nachkriegsliteratur.² Den Deutschen 1948 Toussaint Louverture, die Zentralfigur der Haitianischen Revolution, als welthistorische Idealfigur anzubieten und in der Geschichte der Karibik um 1800 Unabgeholtenes für die Gegenwart und Zukunft Europas wie auch der übrigen Welt zu entdecken, das war für die marxistische jüdische Exilantin, die durch den antirassistischen Internationalismus der Weimarer Republik geprägt war, ein kleiner Schritt, für ein Volk, das gerade von außen von Faschismus und Rassismus befreit werden musste bzw. sollte, aber eine Herausforderung.

Gleichwohl sind die Erzählungen wegen ihres Eurozentrismus und einer damit verbundenen Zeichnung der Geschlechterverhältnisse schon früh in die postkoloniale und interkulturelle Kritik geraten.³ Dieser ist zuletzt durch Hinweise auf durchaus vorhandene Perspektiven ›Subalterner‹ (Spivak) und politisch aktive Frauenfiguren begegnet worden.⁴ Das sind wichtige Differenzierungen. An den grundsätzlichen Grenzen des ambitionierten Erzählprojekts ändern sie jedoch wenig. Vielleicht liegen die Gründe dafür etwas tiefer als gedacht.

Literatur sollte für Seghers »Gedächtnis der Revolution« (Batt 1980: 195) sein. Die Kernfrage lautet deshalb, was in den *Karibischen Geschichten* erinnert

2 | Die biographischen Skizzen *Große Unbekannte* (1947), die *Miranda* und *Ein Neger gegen Napoleon* umfassen (Seghers 1980b), gehören zum Stoffumkreis des Zyklus der *Karibischen Geschichten*, die später durch *Drei Frauen aus Haiti* (1980) zu einem karibischen Doppelterzett erweitert wurden.

3 | Die Kritik begann mit Gutzmann 1988; vgl. u.a. Uerlings 1997: 49-102.

4 | Vgl. Mast 1997 und Layne 2017. Zum Stand der Forschung vgl. Uerlings 2020.

wird – und vor allem: was nicht. Die Ereignisse in der Karibik um 1800 sind in Seghers' Sicht vor allem eine Fortführung der Französischen Revolution, die, daheim von Napoleon verraten, an der Peripherie fortlebte in längst vergessenen Kämpfen. Deren Erinnerung soll dazu beitragen, den Kampf gegen Hitlerdeutschland und für die bevorstehenden gesellschaftlichen Revolutionen als Teil *einer* – sozialistischen – Weltrevolution verständlich zu machen. Damit ist ein Spannungsfeld von Alterität und Identität bezeichnet, bei dem der Blick in die andere Zeit und die andere Kultur durch Interessen der eigenen Gegenwart mit gesteuert wird: Die jakobinische Phase der Französischen und die Frühphase der Haitianischen Revolution erscheinen als Orte und Zeiten einer noch unschuldigen Erhebung und begeisternder, Erfüllung verheißender Anfänge einer weltweiten revolutionären Umgestaltung und ihres Verrats. Lateinamerika war zudem die Region, die der Exilantin Seghers Zuflucht gewährt und ihr Überleben ermöglicht hatte, und die Karibik wird auch nach 1945 immer wieder zum imaginären Fluchort in einem oft als fremd und bedrückend erlebten Deutschland.

Was nicht, oder nur sehr verschoben und indirekt, erinnert wird, so die im Folgenden vertretene These, das ist die spezifische Gründungsgewalt der Revolutionen. Die Gründung gesellschaftlicher Systeme und Teilsysteme geht bekanntlich einher mit dem (performativ immer wieder neu herzustellenden) Abschluss dessen, was nicht Teil der eigenen Ordnung sein soll.⁵ Die Gründung der Demokratie beruht auf nichtdemokratischen Grundlagen, die Gründung des Rechts auf nichtrechtlichen Grundlagen usw. Das macht die Legitimitätsparadoxie aus, und es bedeutet auch: Jede Selbstkonstituierung enthält ein Moment dessen, wovon sie sich abgrenzt. Die Bearbeitung solcher Gründungsparadoxien ist essentiell für Gesellschaften, und die Art der Bearbeitung entscheidet darüber, ob eine Entdramatisierung gelingt, oder ob es, klassischerweise durch Externalisierungen, zur Dramatisierung bis hin zum Terror kommt. Dass das für revolutionäre Bewegungen, zumal dann, wenn sie »siegen« und die Form eines Staates annehmen, zentral ist, ist evident.

Die Grenzen von Seghers' *Karibischen Geschichten* dürften mit einer Form des kulturellen Gedächtnisses oder, was in diesem Fall dasselbe ist, mit einem Erzählmodell zusammenhängen, das man als das der »verschwiegenen Gründungsgewalt« bezeichnen könnte. Verschwiegen wird nicht nur durch Ausblendung, sondern auch durch Spaltung sowie durch Opfer-Narrative, die Gefahr laufen, durch Überhöhung Leiden zu verklären oder anderweitig unsichtbar zu machen. Zu solchen Opfer-Narrativen zählt bei Seghers das Erzählmuster »Passion und Erlösung«, meist realisiert als heroisches Selbstopfer des männlichen Märtyrers der Revolution und Verzicht der weiblichen Gefährtin auf eigene Lebensansprüche – beides Formen der Unterordnung unter die revolutionäre Sache. Im interkulturellen Kontext gehört in den Zusammenhang der

5 | Das Thema ist in den letzten Jahrzehnten in unterschiedlichen Theoriezusammenhängen behandelt worden. Vgl. z.B. Derrida 1991, Lüdemann 2004 und, für eine literaturwissenschaftliche Analyse, die zeitlich und thematisch Seghers' Ausgangspunkt, die Französische Revolution, in den Blick nimmt, Koschorke 2003.

verschwiegenen Gründungsgewalt das Verhältnis von weißen und schwarzen Revolutionären, eine Deutung der Haitianischen Revolution als Fortsetzung der Französischen Revolution und vor allem das Leitthema der *Karibischen Geschichten* vom ›Verrat der Revolution‹. Mit Letzterem nähert sich Seghers zumindest potentiell dem Thema der Gründungsgewalt, denn der Topos vom ›Verrat durch die eigenen Leute‹ ist so alt wie der von der Revolution: Noch jede Revolution hat ihre ›Verräter‹ produziert, das ist ja Ausdruck der Gründungsgewalt. Die entscheidende Frage ist, wie man sich mit diesem Thema auseinandersetzt, affirmativ oder kritisch, d.h., ob es gelingt, den ›Verrat‹ als einen Ausdruck der Gründungsgewalt darzustellen und zu reflektieren.

Dieses soll im Folgenden am Beispiel eines einzigen kurzen, 15 Typoskriptseiten umfassenden Textes untersucht werden. Dabei handelt es sich um die 1948/49 geschriebene, aber erst 2012, im Rahmen der Werkausgabe, veröffentlichte »Urfassung«⁶ der Erzählung *Das Licht auf dem Galgen*. Seghers hat die Arbeit an dieser *Karibischen Geschichte* seinerzeit abgebrochen und erst zehn Jahre später wieder aufgenommen.

2. DAS LICHT AUF DEM GALGEN, FRAGMENT 1948/49

Diese Urfassung – das Fragment – enthält in Grundzügen bereits den (historisch belegten) Plot der späteren Erzählung: Die französische Revolutionsregierung sendet zwei Emissäre in die britische Kolonie Jamaika, die dazu beitragen sollen, dass die dortigen Sklavenunruhen zu einem veritablen Aufstand gegen die britische Herrschaft werden. Das Unternehmen gerät in eine Krise, als in Frankreich mit dem Ende der Jakobinerherrschaft die ursprünglichen Auftraggeber abtreten. Der jüngere der beiden Agenten, der im Fragment den Namen Siqueiros trägt, hält daran fest, weiter zu kämpfen und die Aufständischen nicht im Stich zu lassen. Der andere aber, Baudin, rettet sich und sein Leben, indem er zum Verräter wird, so dass das ganze Unternehmen auffliegt und sein Gefährte Siqueiros gehängt wird. Das alles wäre in Frankreich längst vergessen, wenn nicht ein Dritter als Zeuge einen Bericht geschrieben hätte, der über Umwege nach längerer Zeit tatsächlich einen alten Jakobiner in Paris erreicht, einen Mann namens Antoine, der auch nach dem Ende der jakobinischen Phase ein Anhänger der Revolution geblieben ist. Mit dem Eintreffen dieses Briefes setzen die Rahmenhandlung und damit der Text ein. Der Titel, *Das Licht auf dem Galgen*, bezieht sich darauf, dass von der Spitze des Galgens, an dem der junge Revolutio-

6 | Brandes 2007: 431. Die Urfassung wurde veröffentlicht in Seghers 2012: 137-149. In den folgenden Zitaten wird die Schreibweise dieser Fassung übernommen. Der Band enthält auch *Die Hochzeit von Haiti* (ebd.: 5-58) und die *Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe* (ebd.: 59-117). Die Erzählungen werden im Folgenden nach diesen Ausgaben mittels der Siglen F (*Das Licht auf dem Galgen*, Fragment), HH (*Die Hochzeit von Haiti*) und WG (*Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe*) zitiert. Zur Datierung des Fragments vgl. Cohen 2012: 218.

när gehenkt wurde, ein symbolisches Licht leuchtet. Dessen Bedeutung ist damit festgelegt: Auch und gerade die Erinnerung an die Niederlagen und die (Selbst-) Opfer für die Revolution enthält ein Hoffnungszeichen.

Für die Frage nach Seghers' Erzählmodell entscheidend ist die Ausarbeitung des Themas ›Verrat‹. Interessant ist die Verknüpfung der Verratsthematik mit der Französischen Revolution.

Sie erfolgt zum einen, was in der Seghers-Forschung auch bereits gesehen wurde, über die Vorbildfigur Siqueiros. Er hat, in der jakobinischen Phase mit ihrer Terreur, den gegenseitigen Verdächtigungen und Denunziationen, der Versuchung widerstanden, seine Freundschaft mit einem soeben hingerichteten Priester zu verleugnen. Vielmehr bekennt er sich zu ihm: »Mein Freund und mein Lehrer.« (F 146) Antoines Reaktion unterstreicht die Vorbildlichkeit dieser Haltung: »Der Hahn brauchte also nicht zum dritten Mal zu kraehen. Der Junge brauchte also nicht bitterlich zu weinen, weil er den Herrn verleugnet hatte.« (Ebd.)

Bereits Inge Diersen, die sich bislang als Einzige mit dem (damals noch ungedruckten) Fragment befasst hat, hat darauf hingewiesen, dass die Figur des Siqueiros eine Kritik der jakobinischen Phase der Revolution enthält. Diersen hat das kontextualisiert und auf den Gegenwartsbezug dieser Kritik hingewiesen:

In dem historischen Paradigma [der Französischen Revolution; H.U.] steckt beides: Die Entartung zur Großmachtpolitik auf der einen, die Ausstrahlungskraft des revolutionären Beispiels auf der anderen Seite. Die Brisanz des Paradigmas erhöht sich durch seine Dogmatisierung in der offiziellen Ideologie der DDR: Die radikale Jakobinerphase mit ihrer terreur wird als vorbildliches Beispiel revolutionärer Gewalt verklärt. Das geht auf Positionen zurück, die die kommunistische Intelligenz bereits in den dreißiger Jahren ausgeprägt hat und hinter denen das Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung durch die historische Analogie steht, nicht allein des revolutionären Terrors schlechthin, sondern der aktuellen Terrorprozesse und Massenrepressalien. Dafür muß auch Georg Büchner herhalten, er erscheint als Kronzeuge. Die Figuren Robespierre und St. Just aus seinem Stück *Dantons Tod* werden als Vorbildfiguren aufgefaßt, ihre großen Reden als Bekenntnisse Büchners. (Diersen 1993: 46)

Diersens Befund ließe sich zunächst zusätzlich stützen, und zwar, das wurde bislang nicht gesehen, durch die Darstellung des zweiten Agenten, also dessen, der die Revolution später verraten wird. Er ist als Spiegelbild Robespierres gezeichnet, als Alter Ego dessen, der in allen gedruckten *Karibischen Geschichten* als der Unbestechliche, als Garant der Integrität der Revolution inszeniert wird, der die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien auf ihre Agenda gesetzt hat. Daran wird auch im Fragment nicht gerüttelt, wohl aber werden über die Figur des Doppelgängers auch Schattenseiten Robespierres angedeutet.

Antoine kommt schon bei der ersten Begegnung mit Baudin zu dem vorläufigen Resultat: »Er haette vielleicht einen gutmuetigen Eindruck gemacht, wenn sich nicht das Vorbild des ›Unbestechlichen‹, seines Abgotts, in seinen Zuegen eingepraegt haette« (F 142). Zwar mahnt er sich zur Zurückhaltung: »Die

aeusseren Zuege besagen fast garnichts. Es stand ihm keineswegs ins Gesicht geschrieben, dass er an Bord eines englischen Kriegsschiffes flüchten wuerde, nachdem er seinen Komplizen Siqueiros verraten hatte« (ebd.: 143), aber: »Seine Haerte war echt. Seine Unbestechlichkeit war auch mehr als das Nachäffen seines Idols.« (Ebd.) Auch wenn er »das Zeug ein Original zu sein, nicht besass«, habe er sich ein gutes »Vorbild« gewählt (ebd.). So eröffnet der Text ein Spiel mit Kopie und Original und treibt es fast bis zur Ununterscheidbarkeit: Antoine, obwohl ihm Baudin »recht langweilig« vorkam, wünscht sich jetzt, nach dem Thermidor, »mehr dieser trockenen, einbildungsarmen strengen Art!« (Ebd.) Das bezieht sich noch auf Baudin, wird aber an Robespierre veranschaulicht:

Der unbestechliche Robespierre wirkte bestuerzend auf Freund und Feind wenn er seine Prinzipien genau und trocken durchfuehrte, ohne sich auf die Verfuehrungen einzulassen, die innere und aeussere Stimmen ihm einfloessten. Er schweifte nicht ab, er hatte nicht Phantasie genug sich auf Bestechungen und Verlockungen einzulassen, es mochte Mitleid und Schonung heissen, Weiber, Essen und Trinken, Anpassung oder Lavieren mit fremden Gedanken. Er merkte an sich selbst unter anderen was seinen Begriffen ueber Revolution und Freiheit zuwiderlief, auf dem Papier und in Fleisch und Blut. (Ebd.)

Dieser Gedankenstrom eines loyal gebliebenen Jakobiners in nachrevolutionärer Zeit, der sich seine Bewunderung für den »Unbestechlichen« erhalten hat, hat etwas Abgründiges, denn unwillkürlich werden hier auch die Schrecken des im Namen der Tugend ausgeübten Terrors erinnert. Antoinettes Rede enthält beides: das Ideal und die mit ihm verbundene Gewalt. Mitleid und Schonung als Verrat? Eine »bestuerzende« Wirkung auf Feind und Freund? Ein Leben als Verkörperung von Begriffen? Das hat nichts zu tun mit der verlebendigenden Wirkung des revolutionären Aufbruchs bei Siqueiros, der beim Anblick der ersten Schwarzen in der Karibik zunächst das gegenseitige Nichtverstehen betont und dann aus den schönen Bewegungen eines Schwimmers schließen zu können glaubt, dass dieser verstanden habe, warum sie gekommen seien (vgl. ebd.: 148). In Wahrheit, so legt es der Text nahe, hat Siqueiros selbst etwas von sich verstanden, von dem, was ihn zutiefst bewegt bei dem Gedanken an »Revolution«. Was immer es ist: Es sind Dimensionen des Lebens, die Robespierres Begriffen zum Opfer fallen.

All das geht über den Bewusstseinshorizont der Figur Antoine hinaus. Es ist das Ergebnis eines Textverfahrens, bei dem Robespierre und Baudin zunächst als zwei Seiten einer Medaille, als das Idol und sein Schatten, als Original und Kopie erscheinen, bis die Kopie das Original kontaminiert. Die Fortführung des inneren Monologs gerät dadurch zur Lobrede, die gegen den Strich gelesen werden kann und will.⁷

7 | Ein kritisches Licht auf Robespierre wirft Seghers auch in ihrem Porträt des venezolanischen Revolutionärs Miranda in *Große Unbekannte* (vgl. Seghers 1980b: 223-241). Sie berichtet, dass neben General Dumouriez, der wegen Misserfolgs vom Revo-

Dass der spätere Verräter Baudin so stark in die Nähe Robespierres gerückt wird, verstärkt also die bereits von Diersen erkannte Kritik der Jakobiner in der Erzählung. Sie hält sich jedoch zugleich in gewissen Grenzen. Die Jakobiner erscheinen in einem ambivalenten Licht, ihr Tugendterror erhält Bedeutungsmerkmale einer Ersatzhandlung, vielleicht gar eines Verrats an Idealen, die aber vom Vertreter einer jüngeren Generation in die koloniale Peripherie getragen und dort mit neuem und zugleich ursprünglichem Leben erweckt werden.

Die eigentliche Pointe der Deutung von Diersen war aber die Behauptung, es gehe Seghers um eine – durch die marxistische Büchner-Rezeption vermittelte – Gegenwartskritik.

Dass Büchner, vor allem *Dantons Tod*, seit den 1930er Jahren im Rahmen einer ›Selbstrechtfertigung des Terrors durch historische Analogie‹ interpretiert wurde, erscheint nun aber sehr fraglich. Die von Diersen dafür genannten Beispiele belegen das jedenfalls nicht.⁸

lutionstribunal als »Verräter verurteilt« (ebd.: 231) wurde, auch Francisco de Miranda, der unter ihm gekämpft hatte, angeklagt wurde. Er wird, als einer der wenigen, denen dies je gelang, freigesprochen. »Kurz darauf wird er neu verhaftet: Robespierre hat, nach dem Sturz der Gironde, die alten, schon abgeschlossenen Prozesse neu aufrollen lassen. Im Fall Miranda findet sich ein geheimer Ankläger, der ihn der Konspiration mit dem Minister Pitt beschuldigt. Er bleibt bis zum Januar 1795 im Gefängnis. Durch seine Briefe steht er mit der äußeren Welt in Verbindung, mit den französischen Intellektuellen und seinen Landsleuten in- und außerhalb Frankreichs. Er kommt durch Robespierres Sturz kurz in Freiheit. Aber der Staatsstreich Napoleons bringt ihn wieder in den Verdacht der neuen Machthaber.« (Ebd.: 232) Das ist eine der wenigen Passagen, in denen eine Lichtgestalt in die Kritik gerät, möglicherweise nur, weil sie einer anderen Lichtgestalt in die Quere kommt. Robespierre gilt Seghers eigentlich als der ›Unbestechliche‹ und ist im zweiten Teil von *Große Unbekannte*, dem Essay über Toussaint, *Ein Neger gegen Napoleon* (vgl. ebd.: 241-257), Garant des Universalismus der Französischen Revolution. Im *Miranda*-Essay streift Seghers die Frage, wie die Französische Republik unter Robespierre mit Republiken verfährt, die sich nicht dem französischen Machtanspruch unterordnen wollen, wie die Niederländische Republik Dumouriez' und wie die noch zu gründenden lateinamerikanischen Republiken, für die Miranda kämpft. Damit blitzt für einen Moment die Möglichkeit auf, dass die Ideen der Revolution schon in ihrer jakobinischen Phase durch expansionistische oder gar imperiale Machtansprüche kontaminiert sind. Es ist kein Zufall, dass Robespierre hier in die Nähe Napoleons gerückt wird. Weiter geht Seghers allerdings auch an dieser Stelle nicht. Insbesondere, das könnte für die Interpretation ihrer Rezeption von *Dantons Tod* relevant sein, erinnert sie hier nicht, was nahegelegen hätte, auch an Danton, den Kontrolleur Dumouriez' im Auftrag des Konvents und Robespierres Mitkämpfer, Gegenspieler, Kritiker und Opfer.

8 | Als Belege nennt Diersen Lukács' 1937 getroffene Charakterisierung St. Justs als »Verkörperung des tatkräftigen, ungebrochenen, plebejischen Revolutionärs« und damit einer »Wunschfigur« Büchners, die Grundtendenz der wesentlich von antifaschistischen Emigranten getragenen Zürcher Aufführung von *Dantons Tod* 1940, in der nach dem Bericht Mittenzweiss »die Revolution und nicht die Enttäuschung an der Revolution

Die entscheidende Frage ist aber, ob, wie Diersen nahelegt, Seghers im Fragment eine Kritik auch der »aktuellen Terrorprozesse und Massenrepressalien« intendiert hat, also der Verfolgung und Liquidierung innerparteilicher Gegner seit den 1920er Jahren, die sich in den Ländern des Exils und, nach dem Krieg, auch in der SBZ und der frühen DDR fortgesetzt hatte.

2.1 Siqueiros oder die Gründungsgewalt im mexikanischen Exil

Das Fragment nimmt in der Tat Bezug auf die Zeitgeschichte, insbesondere in Gestalt einer Verarbeitung des mexikanischen Exils der Autorin. Seghers besaß zum Zeitpunkt der Niederschrift immer noch die mexikanische Staatsbürgerschaft, entzogen wurde ihr diese erst bei der Übersiedlung in den Ostteil Berlins 1950. Dass das Fragment sich auf das Exil bezieht und es eine Überlagerung von Französischer und Haitianischer Revolution, Sklavenaufständen in Jamaika und mexikanischem Exil gibt, macht schon der Name des Arztes auf der britischen Insel deutlich, den Baudin als Teil seiner Legende »vertreten« soll: Cardenas. Lázaro Cárdenas, der liberale antifaschistische Präsident Mexikos zwischen 1934 und 1940, hatte dafür gesorgt, dass das Land zum Zufluchtsort für europäische Kommunisten jeglicher Couleur wurde; das Spektrum reichte von stalinistischen Vertretern insbesondere der deutschen und italienischen KP bis hin zu einer breiten Palette unorthodoxer, dissidenter oder antistalinistischer Gruppen wie tausender eher anarchistischer oder anarcho-syndikalistischer spanischer Republikaner, Trotzismus-Sympathisanten und (seit 1937) Trotzki selbst.

Und in der Tat müsste bei einer Auseinandersetzung mit »aktuellen Terrorprozesse[n] und Massenrepressalien« (Diersen) doch wohl zuallererst Trotzki im Mittelpunkt stehen, nicht unbedingt wegen seiner Theorie und seiner politischen Praxis (obwohl sich auch an ihnen das Problem der Gründungsgewalt demonstrieren ließe) und auch nicht nur wegen seiner Anwesenheit in Mexiko, sondern in seiner Eigenschaft als Kritiker Stalins und als dessen promi-

vorgeführt wird«, und ein Titelmotto der mexikanischen Exilzeitschrift *Freies Deutschland* von 1941, das Robespierres Rede im Jakobinerklub (*Dantons Tod* I,3) entnommen ist: »Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade; ihnen verzeihen ist Barbarei. Georg Büchner« (Diersen 1993: 54, Anm. 11). Lukács will jedoch niemandes Terror rechtfertigen, sondern Büchner als politischen Autor und *Dantons Tod* als Geschichtsdrama würdigen. Dabei wendet er sich (wie Hans Mayer) gegen die seiner Überzeugung nach damals in Deutschland grassierende geistesgeschichtliche Mystifizierung und völkisch-nationale Vereinnahmung des Vormärz dichters. Die Terreur in *Dantons Tod* ist für Lukács im Übrigen nichts, was gerechtfertigt werden könnte, sondern ein von Büchner zu Recht kritisch behandelter Ausdruck einer notwendigen Verirrung der Akteure und ihrer »Illusion, daß ein konsequentes Zu-Ende-Führen des jakobinischen Terrors von selbst zu einer Erlösung der Massen aus ihrem materiellen Elend führen müßte.« (Lukács 1969: 206) Auch das mexikanische Titelmotto, von der Zürcher Aufführung ganz zu schweigen, rechtfertigt keinen Terror, sondern nimmt Büchner für den antifaschistischen Kampf in Anspruch.

nentestes Opfer sowie aufgrund seiner Schlüsselrolle in den Moskauer Schauprozessen (1936-1938), in denen Trotzki der nicht anwesende Hauptangeklagte war. Seither bedeutete der ›Trotzkismus‹-Vorwurf das Todesurteil für linke Dissidenten. Das setzte sich auch im mexikanischen Exil und nicht ohne Beteiligung von Seghers fort, und zwar verstärkt ab Mitte 1941, nach Hitlers Angriff auf die Sowjetunion. Denn jetzt galten der Hitler-Stalin-Pakt, die Moskauer Prozesse u.a.m. als Momente von Stalins weitsichtiger Abwehrstrategie gegen den Faschismus, und die Kritiker Stalins wurden als trotzkistische fünfte Kolonne Hitlers denunziert (vgl. Pohle 1986: 133-140). Das entsprach dem (auch von Seghers vertretenen) Dogma, dass die Parteinahme für den Sozialismus mit der ebenso unbedingten Loyalität zur Sowjetunion zusammenfällt.

Auch der Name Siqueiros verweist auf das Mexiko der Exilzeit, nämlich den Maler David Alfaro Siqueiros (1896-1974). Er war, neben José Clemente Orozco und Diego Rivera, einer der Begründer des Muralismo, jener mexikanischen Form der Wandmalerei im öffentlichen Raum, die sich auf indigene wie auch europäische Traditionen beruft. Seghers kannte und schätzte Siqueiros' Kunst.⁹

Sie hat in ihrem Essay *Die gemalte Zeit. Mexikanische Fresken* (1947) den Muralismo als höchste Form der Kunst gelobt: »Denn wahrscheinlich hat es seit der Renaissance (die ja nach dem Mittelalter auch eine Art Umerziehung war) keine künstlerische Bewegung gegeben, die so tief in den Massen verwurzelt war und gleichzeitig in den seltensten, durchgebildetsten Menschen.« (Seghers 1980a: 215)¹⁰ Unter den befreundeten Künstlern hebt sie Siqueiros hervor, »der in seinen Fresken und seinen Wandbildern Zeugnis für sein Volk abgelegt hat.« (Ebd.: 219)

Das Mexiko der Anna Seghers wird hier zum emphatischen Augenblick, in dem »Weltkunst« entsteht, weil »die Ideen, die die Welt und ein Volk in der Welt bewegen, die Künstler erfasst, die fähig sind, sie für ihr Volk und für die Welt auszudrücken« (ebd.: 220). Seghers' Utopie von der Einheit von Kunst, Politik und Leben, hier wird sie Wirklichkeit und ist zugleich ein noch unabgeschlossener Prozess.¹¹ Nur weil das analphabetische Volk zur revolutionären Bewegung wurde, können die Wandmalereien entstehen und vice versa als Bilderschrift dem Volke spiegeln, welches Geistes es ist – im Unterschied zum Berlin des Jahres 1947, in das Seghers zurückgekehrt ist: »die ›Alte Welt‹ [...], wo all das mehr oder weniger in den einzelnen Menschen erloschen oder mit dem Alphabet vertauscht zu sein scheint.« (Ebd.: 215)

9 | Zehl Romero hat auf die Nähe zwischen Seghers' *Crisanta*-Erzählung, vor allem des Leitmotivs des blauen *Rebozo*, der Mutter und Kind umhüllt, und Siqueiros' Bild *Madre Campesina* (1929) hingewiesen (vgl. Zehl Romero 1993: 113). Zu Seghers' Beschäftigung mit der mexikanischen Wandmalerei vgl. zuletzt Bernstorff 2005.

10 | Eine erste namentliche Erwähnung Siqueiros' findet sich in Seghers 1980a: 217.

11 | »In Mexiko kann man noch in Massenbewegung und in der individuellen Bewegung des einzelnen Gehirns verfolgen, wie ein Volk, wie ein Staat wird. Dort ist noch nichts abgeschlossen.« (Ebd.: 215f.) Zu Seghers' Kunstutopie vgl. auch ihren Aufsatz *Aufgaben der Kunst* (1944, ebd.: 168-174).

Zweifelsohne wollte Seghers, indem sie den Helden ihrer Erzählung *Das Licht auf dem Galgen* nach ihm benannte, Siqueiros ein literarisches Denkmal setzen.

Der junge Revolutionär im Fragment ist jedoch kein Künstler, sondern ein politisch Handelnder. Wenn Seghers David Alfaro Siqueiros ein literarisches Denkmal setzt, dann nicht dem Maler, sondern dem Revolutionär, d.h. dem Kämpfer in der mexikanischen Revolution und dem Bürgerkrieg (ab 1914) sowie dem Spanienkämpfer (1937/38) und dem politischen Aktivisten im nachrevolutionären Mexiko.

Der Name dieses politischen Aktivisten Siqueiros ist nun aber besonders eng mit dem Leo Trotzki verbunden. Das führt in den Kern von Seghers' Auseinandersetzung mit aktuellen Erscheinungsformen der Gründungsgewalt der Revolution.

Dass Seghers, im Unterschied zu anderen, auch deutschen Exilanten, beim Thema Trotzki und Trotzkismus ganz auf der Linie der Partei lag, ist gut belegt. Zehl Romero vermutet, dass Seghers' Ehemann Schmidt/Radványi, seit 1924 KPD-Mitglied und Mitbegründer sowie später Leiter der Marxistischen Arbeiterschule in Berlin, möglicherweise nach anfänglichen Sympathien, spätestens seit seiner Moskaureise 1929 den letztlich von Stalin diktierten Direktiven gefolgt ist (vgl. Zehl Romero 2000: 207). Auch Seghers dürfte seither ›Trotzkismus‹ mit einer Kritik an der Sowjetunion verbunden haben, die sich verbiete. Überliefert ist ihre Antwort auf die als Trotzkistin geltende Magdeleine Paz, die aus der KP Frankreichs wegen ›Trotzkismus‹ ausgeschlossen worden war, als diese auf dem Ersten Internationalen Schriftstellerkongress in Paris 1935 einen Protest gegen die Verbannung Victor Serges forderte, der in Russland zur linken Opposition um Trotzki gehörte und als Kominternmitglied in Deutschland aktiv gewesen war – Seghers wies das schroff zurück: »Der Fall Serge gehört nicht hierher. In einem Hause, in dem es brennt, kann man nicht einem Menschen helfen, der sich in den Finger geschnitten hat. Und wir befinden uns in den Ländern der bürgerlichen Ordnung in einem brennenden Haus.«¹²

Seghers hat zu den kurz darauf beginnenden Moskauer Schauprozessen nie öffentlich Stellung genommen. Die Parteikämpfe setzten sich im mexikanischen Exil mit unverminderter Härte fort. Auch dabei stand Trotzki im Mittelpunkt. Aufsehen erregten vor allem die zahlreichen Anhörungen, in deren Ergebnis eine Kommission unter dem Vorsitz von John Dewey die wenigen vorgelegten ›Beweise‹ durchgängig widerlegen konnte (vgl. Dewey u.a. 1937).

12 | Hier zitiert nach Zehl Romero 2000: 302f. – Die Ironie des Schicksals wollte es, dass die Solidaritätskampagne der Unterstützer, darunter neben Paz auch Romain Rolland, 1936 doch noch erreichte, dass Serge die Sowjetunion verlassen konnte und schließlich 1941, auf demselben Schiff wie Anna Seghers (sowie Lévi-Strauss, André Breton, Wilfredo Lam u.a.), der *Capitaine Paul Lemerle*, von Marseille nach Lateinamerika entkommen konnte, d.h. zunächst nach Martinique und von dort nach Mexiko, das ihm bis zu seinem Tode 1947 politisches Asyl gewährte.

In diese Auseinandersetzungen war auch Siqueiros involviert. Er war in dieser Zeit überzeugter Stalinist und Mitglied der moskautreuen mexikanischen KP. Unter seiner Führung wurde im Frühjahr 1940 in Mexiko ein Attentatsversuch auf Trotzki unternommen, bei dem ein Leibwächter getötet wurde. Trotzki selbst entkam, er wurde drei Monate später von einem stalinistischen Agenten getötet. Siqueiros wanderte in Haft und wurde später für mehrere Jahre aus Mexiko ausgewiesen, erhielt aber nach seiner Rückkehr erneut staatliche Aufträge.¹³

Dass Seghers dem Stalinisten und Trotzki-Attentäter Siqueiros noch 1948/1949 ein literarisches Denkmal setzen wollte, lässt den Schluss zu: Um eine Auseinandersetzung mit »aktuellen [stalinistischen; H.U.] Terrorprozesse[n] und Massenrepressalien« ging es ihr nicht.¹⁴

Wie sehr die parteiinternen Kämpfe aus der Zeit des Exils in der Nachkriegszeit mit unverminderter Härte fortgesetzt wurden, lässt sich auch an Seghers' Haltung zu Diego Rivera ablesen, den sie als Künstler sehr schätzte und in ihrem Aufsatz *Diego Rivera* (1949) gewürdigt hatte. In parteipolitischer Hinsicht war Rivera allerdings ein heikler Fall. Es ist kein Zufall, dass Seghers den Protagonisten des Fragments nicht »Rivera« genannt hat.

Denn Rivera, seit 1922 zeitweise führendes Mitglied der KP Mexikos, war 1929 wegen seiner entschiedenen Kritik an der stalinistischen Politik aus der KP Mexikos ausgeschlossen worden. In den dreißiger Jahren wandte er sich trotzkistischen Ideen zu und war, gemeinsam mit seiner Frau Frida Kahlo, durch seine Fürsprache bei Cárdenas maßgeblich daran beteiligt, dass Trotzki 1937 politisches Asyl in Mexiko erhielt. Nach persönlichen und politischen Auseinandersetzungen brach Rivera 1939 mit Trotzki und bewarb sich ab 1946 um eine Wiederaufnahme in die KP Mexikos, die sich jedoch lange Jahre, bis 1954, weigerte, dem ehemaligen Renegaten seine Läuterung abzunehmen.¹⁵

Auch Anna Seghers blieb, bei aller Bewunderung für den Künstler, der Stalinismuskritiker und ehemalige Trotzkist Rivera suspekt. Im Rahmen der Wandbildbewegung der SBZ/DDR bemühte Seghers sich wie andere aus dem mexikanischen Exil zurückgekehrte Schriftsteller, namentlich Bodo Uhse und Ludwig Renn, mit Erfolg um die Vermittlung des Muralismo als aktuelles

13 | Seghers ist bislang nicht mit Siqueiros' Attentatsversuch in Verbindung gebracht worden, obwohl Letzterer in der Exilforschung durchaus Thema war: vgl. Kießling 1980: 193, und – auch als Korrektur dieser geschichtsklitternden Darstellung – Pohle 1986: 28 u. 406. Zu Siqueiros vgl. die nicht ganz unparteiische Biographie seines ehemaligen Assistenten (1948-1958) Philip Stein (1994), zum Attentat auf Trotzki ebd.: 115-130.

14 | Vgl. Zehl Romeros Kommentar zur gleichzeitig geschriebenen *Hochzeit von Haiti*: »Es ist verlockend, die Geschichte so zu interpretieren, daß Napoleon mit Stalin gleichgesetzt wird, daß er der mächtige Lügner und Verräter ist. Das entspräche unserem Wissen um Stalin, aber nicht dem von AS [Anna Seghers; H.U.] zur Zeit und auch nicht ihrer damaligen Einstellung zum Diktator.« (Zehl Romero 2003: 356, Anm. 55)

15 | Rivera gibt als Zeitpunkt der Wiederaufnahme in die KP das Jahr 1955 an (vgl. Rivera 1960: 100), Kettenmann nennt das Jahr 1954 (vgl. Kettenmann 2001: 79f.).

kunstpölitisches Programm. »Die Rezeption des mexikanischen Muralismo erfuhr jedoch 1950 einen Bruch. Diego Riveras zeitweilige Freundschaft mit Leo Trotzki nahm man zum Anlaß, weitere Veröffentlichungen über den Mexikaner abzulehnen.«¹⁶ Um eine Stellungnahme zu einer geplanten Veröffentlichung über das Werk Riveras gebeten, empfahl Seghers der Parteileitung in einem Schreiben vom 2.11.1950 die Einbeziehung auch von Orozco, Siqueiros und Guerrero, urteilte aber über Rivera: »als Künstler genial, jedoch politisch unzuverlässig.«¹⁷ Kann man darin eine Art List zugunsten des Künstlers sehen, verbunden mit der Hoffnung, sein Werk auf diesem Wege doch noch bekannt zu machen? Dann muss man aber auch die Voraussetzung dafür klar benennen: Der stalinistische Trotzki-Attentäter Siqueiros gilt als »politisch zuverlässig«.

2.2 Grenzen der Kritik: Haitianische Revolution

Auch die Darstellung Haitis im Fragment vermeidet eine Auseinandersetzung mit dem Problem der Gründungsgewalt. Stattdessen wird Toussaints Haiti – wie in allen *Karibischen Geschichten* – von unauflösbaren inneren Widersprüchen frei gehalten. Antoines Freund Durtin spielt darauf an:

Wir hatten damals gute Leute heruebergeschickt. Um den Neger-Sklaven zu helfen, sich zu befreien. Ich glaube, bei dieser Befreiung haben die Neger mehr unseren guten Leuten geholfen. Die Insel lag ja im Ozean wie eine zweite Vendée. Die Aristokraten riefen dort englische Schiffe zur Hilfe. Damals fing dieser Toussaint an, von sich hoeren zu machen. Ein kleiner halbnackter Schwarzer mit einem Buschmesser. Er hat mehr fertig gebracht als wir. Die Freiheit ist immer noch gut bei ihm aufgehoben. Er hat den vierzehnten Juli mitgemacht, aber danach keinen Termidor. (F 138f.)

In der Tat haben die Schwarzen und namentlich Toussaint Frankreich »geholfen«, die Kolonie Saint Domingue gegen eine Koalition aus Briten und Aristokraten zu verteidigen, wobei »geholfen« ein Euphemismus ist: Frankreich hatte

16 | Schönfeld 1996: 446. Schönfeld zitiert dort auch aus einem zweiten Gutachten, dessen Verfasser Gerd Caden unter offener Bezugnahme auf Trotzki gegen Rivera argumentiert. Eine erneute Wende, deren deutlicher Ausdruck eine Ausstellung mexikanischer Graphik und ein Besuch Riveras in Ost-Berlin waren, erfolgte erst Mitte der 1950er Jahre, zeitgleich mit der Wiederaufnahme Riveras in die KP Mexikos.

17 | Schreiben vom 2.11.1950, s. Stiftung der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DY 30/IV 2/906/169, Bl. 63-71, hier zitiert nach Schönfeld 1996: 446. Vgl. auch Seghers' Brief an Rudolf Engel vom 12.6.1950, in dem sie zum Thema *Einladung mexikanischer Wandkunstmaler in die DDR* schreibt: »Ueber die politische Angelegenheit darin, (besonders ueber Rivera, der zeitweise weit weg war und jetzt wieder bei uns sein soll und im Friedenskongreß arbeitet) moechte ich lieber muendlich mit Euch sprechen.« (Seghers 2008: 373) »[W]eit weg« war Rivera in den Jahren der Unterstüttzung Troztkis (vgl. auch den Herausgeberkommentar ebd.: 641).

es nur Toussaint zu verdanken, dass die Insel eine französische Kolonie blieb – vorerst jedenfalls. Der Text lässt zudem offen, ob der französische Kommissar die Abschaffung der Sklaverei im Interesse der »Freiheit« der Schwarzen verfügte oder um gegen die aufständischen freien »Mulatten« und die Pflanzeraristokratie bestehen zu können und Frankreich Saint Domingue als Kolonie zu erhalten.¹⁸ Dahinter verbirgt sich das Dilemma, dass die Abschaffung der Sklaverei mit einer Dekolonisierung, die auch die französische Revolutionsregierung nicht wollte, unvereinbar war. Ein Haiti bzw. Saint Domingue ohne Sklaverei hätte nur als französische Kolonie der Verelendung und den unendlichen Machtkämpfen rivalisierender Gruppen entgehen und prosperieren können. Das hätte aber nicht nur die Zustimmung Frankreichs (Robespierres oder Napoleons) zur Abschaffung der Sklaverei erfordert, sondern auch die Beibehaltung der Plantagenökonomie. Toussaint war sich dessen vermutlich bewusst und führte deshalb 1800 einen mit drakonischen Strafmitteln bewehrten entsprechenden Arbeitszwang ein.¹⁹

Das führt auf die von Seghers vermiedene grundsätzliche Frage nach der Gründungsgewalt der Haitianischen Revolution. Sie zu stellen, bedeutet, nach den Gründen für das Ende Toussaints zu fragen: Warum verlor er den Rückhalt so vieler Generäle, Soldaten und Plantagenarbeiter? Ausschlaggebend war seine Politik des allseitigen Interessenausgleichs. Sie bedeutete, dass der Preis für die Abschaffung der Sklaverei die weitgehende Beibehaltung der alten Ordnung war. Die Masse der Bevölkerung, die ehemaligen Sklaven, leistete Zwangsarbeit auf den Plantagen weniger weißer Großgrundbesitzer. Das führte im Oktober 1801 im Norden Haitis zu einem Aufstand gegen Toussaint, der von revolutionären Schwarzen getragen wurde, die keine Zwangsarbeit für weiße Plantagenbesitzer leisten wollten. Toussaint sah sich gezwungen, die Rebellion niederzuschlagen und den Kommandanten der Nordprovinz Moïse, seinen Neffen, der seinen Anhängern als einer der Helden der Haitianischen Revolution galt, hinrichten zu lassen. Das sollte den Weißen gegenüber demonstrieren, dass Toussaint ihre Interessen achtete, entfremdete aber die aufbegehrenden Schwarzen noch mehr

18 | In der *Hochzeit von Haiti* werden die Zusammenhänge ausführlicher geschildert. Die von der Nationalversammlung (am 4.4.1792) beschlossene »Abschaffung der Negersklaverei« (HH 31) stößt in Saint Domingue auf erbitterten Widerstand nicht nur der Aristokraten, sondern auch der »Mulatten« und der sog. »kleinen Weißen« (vgl. ebd.: 32). Dagegen mobilisieren die Kommissare die Schwarzen: »Die Not hatte den Kommissaren richtig geraten. Von allen Teilen ihrer Bevölkerung im Stich gelassen, wäre die Insel verlorengegangen, wenn sie nicht Halt an den Negern gefunden hätte. Toussaint wußte jetzt, daß die Republik stark genug war, um ihr Versprechen [die Sklaverei abzuschaffen; H.U.] zu halten.« (Ebd.: 36) Die Erzählstimme formuliert hier eine Zustimmung zu einer Politik, die Abolition und Kolonialismus verbinden zu können glaubt.

19 | Vgl. *Toussaint's Labor Decret (Supplement to the Royal Gazette [Jamaica], 15 Nov. 1800)* in Geggus 2014: 153f. Über die Zusammenhänge war Seghers durch ihren Gewährsmann Korngold informiert (vgl. Korngold 1944: 205f.).

von ihm, zumal er seine schwarzen Gegner weiter gnadenlos hinrichten und die Arbeitsgesetze weiter verschärfen ließ. Diese Politik (und wohl auch die Unfähigkeit oder der durch Misstrauen genährte Unwille, sie klar darzulegen) trug dazu bei, dass weitere auch hochrangige Gefolgsleute sich von ihm abwandten. Es kam hinzu, dass das napoleonische Expeditionsheer unter Leclerc einige Generäle Toussaints besiegte und sie alle mit dem Versprechen der Beibehaltung von Rang und Funktion auf seine Seite zu locken versuchte. Toussaint geriet in die Defensive und stellte schließlich, gegen Leclercs Versprechen, die Sklaverei nicht wieder einzuführen, die Kämpfe ein und zog sich auf ein Landgut zurück. Hier war er zwar durch seine Truppen geschützt, dennoch war es jetzt ein Leichtes für Leclerc, ihm mithilfe von übergelaufenen Generälen eine Falle zu stellen, ihn gefangen zu nehmen und nach Frankreich zu deportieren. Die anschließende Proklamation der Wiedereinführung der Sklaverei führte zum Wiederaufflammen des Krieges. Toussaint war das Opfer eines zu großen Vertrauens in die Französische Republik bzw. ihrer Bereitschaft zur Abolition geworden, vor allem aber unauflösbarer innerer Widersprüche der Haitianischen Revolution, deren Gründungsgewalt er exekutierte.²⁰

Seghers thematisiert das alles so gut wie nicht, sie spielt das Entscheidende, die Zwangsarbeit, zum kaum nennenswerten Problem herunter: »Die Schwarzen [...] ärgerten sich über den Zwang, wie sich die Herren über die Steuern ärgerten. Der Ärger versiegte langsam« (HH 45; vgl. Seghers 1980b: 253). Sie orientiert sich dabei wahrscheinlich an Korngold, der ebenfalls keinen grundsätzlichen politischen Widerspruch erkennen will, sondern nur einen fähigen Führer und unfähige Kommandeure und Arbeiter.²¹ Nicht nur hätten die meisten Schwarzen Toussaints weitsichtige Politik und die Notwendigkeit von Zwangsarbeit und Plantagensystem nicht nachvollziehen können, sondern er sei von seinen eigenen Generälen verraten worden, namentlich zuletzt von Dessalines und Christophe, zuallererst aber von seinem Neffen Moïse, der, um selbst an die Stelle Toussaints treten zu können, den Unmut der Schwarzen bis zum

20 | Vgl. zuletzt knapp und pointiert Michael Zeuse: »Der erfolgreiche Revolutionär Toussaint Louverture war, als er um 1799/1800 militärisch gesiegt hatte, bereit, die Plantagenexportwirtschaft und eine de-facto-Sklaverei wiedereinzuführen. Und er tat es auch. Das kostete ihn den Posten und das Leben; Toussaint wurde, faktisch durch die eigenen Leute, 1802 an die Franzosen ausgeliefert.« (Zeuse 2019: 118) Anders als gelegentlich behauptet (vgl. z.B. Korngold 1944: 207), sind der vorübergehende Zusammenschluss der Schwarzen unter Toussaint und ihr späterer, nach seiner Deportation unter Dessalines geführter Kampf gegen die von Leclerc proklamierte Wiedereinführung der Sklaverei kein Indiz für eine Zustimmung zu seinem Regime der Zwangsarbeit.

21 | Vgl. Korngold 1944: 226-229. Seghers fand im Übrigen bei Korngold eine stark sympathisierende Sicht auf Toussaint vor, die, auch mit ihrer personalisierenden Grundausrichtung, ihr Erzählen von weltgeschichtlichen Ereignissen in der *Hochzeit von Haiti* (im Unterschied etwa zur *Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe*) deutlich geprägt hat.

Aufstand und zu Massakern an Weißen geschürt habe. Für Korngold ist Toussaint nicht in unauflösbare strukturelle Widersprüche geraten, sondern verraten worden.²² Moise »was working in the interest of the enemy by stirring up discontent during a most critical period.« (Korngold 1944: 227) Die mörderische Vergeltung, die Toussaint übte, mochte zwar auch Züge von Willkür gehabt haben, war im Kern aber die Bestrafung eines Schuldigen und seiner Gefolgsleute.²³

Ironischerweise wurde eine ganz andere Sicht auf die Zusammenhänge ausgerechnet in einem trotzkistisch-marxistischen »Klassiker« der Haiti-Geschichtsschreibung entwickelt, der zudem (wie Korngolds Darstellung, aber einige Jahre früher) während Seghers' Exilzeit entstand: C. L. R. James' *The Black Jacobins. Toussaint L'Ouverture and the San Domingo Revolution* (1938).²⁴ James interpretiert die »terroristischen« Maßnahmen Toussaints durchaus als Verbrechen gegen die eigenen Leute und vergleicht sie nicht nur mit Robespierres Politikversagen, sondern bringt sie auch in eine Kausalbeziehung dazu: »Had the Jacobins been able to consolidate the democratic republic in 1794, Haiti would have remained a French colony, but an attempt to restore slavery would have been most unlikely.« (James 1989: 283)

Man muss James' Prämissen (nicht einmal den Demokratiebegriff)²⁵ und seine Spekulationen nicht teilen, um zu sehen, dass hier, ausgehend vom Schei-

22 | Dessalines und Christophe haben in Korngolds Sicht die Seiten gewechselt, weil sie nicht verstanden hätten, dass Toussaint sich Leclerc nur scheinbar ergeben hätte (vgl. Korngold 1944: 284).

23 | Zweifel an Toussaints Politik und eine Kritik an in seinem Namen ausgeübter Gewalt gegen Nichtweiße werden nur einmal geäußert, gelten aber dem Kampf gegen die »Mulatten« unter Rigaud und werden Mali, Nathans eifersüchtiger Schwester, in den Mund gelegt, die »Mulattengeschwätz« kolportiere (vgl. HH 43).

24 | Im Rahmen einer historischen Selbstverortung bemerkt James im Vorwort zur ersten Auflage von 1938, er habe das Buch in einer Zeit geschrieben, in der »could be heard most clearly and insistently the booming of Franco's heavy artillery, the rattle of Stalin's firing squads and the fierce shrill turmoil of the revolutionary movement striving for clarity and influence.« (James 1989: XI) Seghers hat James' Darstellung weder besessen noch erwähnt. Dass ihr die bekannteste aktuelle Darstellung der Haitianischen Revolution, zudem die einzige marxistische, entgangen ist, erscheint wenig wahrscheinlich. Sollte sie sie aus ideologischen Gründen nicht näher zur Kenntnis genommen oder verworfen haben? In einem Brief an Irene With vom 10.6.1948 verwendet sie einmal die durch James bekannt gewordene Bezeichnung *black jacobins*, wobei die Beibehaltung des englischen c im Deutschen ein Indiz dafür sein mag, dass ihr das Buch bekannt war: »schwarze Jacobiner« (Seghers 2012: 303).

25 | Die wichtigste Prämisse bildet der marxistische Rahmen. In dieser Sicht ist Toussaint ein »schwarzer Jakobiner«, der am Ende, weil er den Großgrundbesitz nicht aufhebt, in einen Widerspruch zwischen politischem Jakobinismus und »ökonomischem Feudalismus« gerät. Zu den weiteren Prämissen gehören einige trotzkistische Grundannahmen, die sich gegen Stalins Politik wenden: Arbeiterdemokratie statt Parteidiktatur und Weltrevolution statt »Sozialismus in einem Land«. – James stellt im zwölften Kapitel seines Buches (*The Bourgeoisie Prepares to Restore Slavery*, vgl. James 1989:

tern der sozialistischen Revolution,²⁶ die Fragestellung zugrunde liegt, die Anna Seghers zu vermeiden sucht: die nach den Ursachen und Ursprüngen einer sich fortzeugenden Gründungsgewalt.²⁷ In James' Sicht haben alle drei Revolutionen, anders als Seghers glauben machen möchte, ihren Thermidor selbst hervorgebracht, den Napoleon und Dessalines verkörpern sowie, wie als Erster Trotzki konstatiert hatte, Stalin.

Weil Seghers diese Zusammenhänge, pointiert gesagt: die Terreur des Befreiers gegen die zu Befreienden, ähnlich der *Guerre de Vendée*, ausblendet,

269-288), das sich mit der Endphase Toussaints befasst, einen Vergleich zwischen Französischer und Haitianischer (sowie Russischer) Revolution an. Den wichtigsten Unterschied sieht er darin, dass der ›bürgerliche‹ Robespierre das Volk notwendig habe verraten müssen, während es im Falle Toussaints diesen Interessengegensatz nicht gegeben habe und er deshalb anders hätte handeln können. Was James übergeht, ist, dass die von ihm geforderte ›jakobinische‹ Enteignung der Plantagenbesitzer, die zwangsläufig die Unabhängigkeit implizierte, Haiti unausweichlich vom Weltmarkt für Zucker abgeschnitten hätte, denn keine europäische Macht (und auch nicht die USA) hatte ein Interesse an der Stärkung eines Staates, der aus einer Selbstbefreiung auf ehemals kolonisiertem Boden hervorgegangen war. Genau das zeigte sich nach der Unabhängigkeitserklärung von 1804 (die im Übrigen mit dem Verbot des Grundbesitzes für Weiße die soziale Revolution vollzog). Dekolonisierung war die Voraussetzung für die Freiheit von der Sklaverei, bedeutete aber auch Verelendung. Mit diesem Problem wurde mutatis mutandis die sozialistische Welt (von der nichtsozialistischen zu schweigen) auch im 20. Jahrhundert konfrontiert.

26 | »[T]he Russian socialist revolution failed, even after all its achievements« (ebd.: 283).

27 | Eine eingehendere Untersuchung der Gründungsgewalt der Haitianischen Revolution zur Zeit Toussaints und der *Hochzeit von Haiti* hätte selbstverständlich noch andere Aspekte zu berücksichtigen, z.B. den Krieg gegen die ›Mulatten‹, die Verhandlung mit britischen Sklavenhändlern über den Ankauf von 20.000 Afrikanern für den Militärdienst (vgl. Korngold 1944: 239) oder die von ihm erlassene Verfassung, die nicht nur Freiheit und Gleichheit proklamierte, sondern ihn auch zum Gouverneur auf Lebenszeit mit diktatorischen Vollmachten erhob, eingeschlossen das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen. In der Seghers-Forschung zu den *Karibischen Geschichten* sind einzelne Aspekte der Toussaint-Figur gelegentlich als Kritik gedeutet worden. Selbst wenn dem so wäre, stünde es in keinem Verhältnis zur mythisierenden Überhöhung der Figur und zur Ausblendung der Gründungsgewalt. In Wahrheit dürfte es sich umgekehrt verhalten. Das Modell für die Behandlung wirklich neuralgischer Punkte liefert Seghers' Behandlung des Themas Arbeitszwang. Anderes, wie Toussaints Vorliebe für Edelsteine, bei der er sich als Kenner erweist, ist nicht kritisch gemeint, sondern verbindet ihn mit dem Juwelenhändler Michael Nathan; deshalb wandert dieses Motiv von der wegen der Revolution nicht zustande gekommenen Hochzeit im Hause des Grafen Evremont herüber zu der ›wahren‹ Hochzeit zwischen Toussaint und Nathan, Sklaven und Juden, Schwarzen und Weißen.

bleibt ihr völlig unverständlich, wie Toussaint in die Hände der Franzosen geraten konnte.²⁸

Dass die Französische Revolution die Abolition, aber keine Dekolonisierung auf ihrer Agenda hatte, gehört zu ihrer Gründungsgewalt und wird weder von Seghers noch von anderen westlichen Intellektuellen wirklich reflektiert, sondern als machtergessene Idealisierung weitergeschleppt, nicht nur in die Kolonisierung Afrikas im ausgehenden 19. Jahrhundert, die mit der Abschaffung der Sklaverei legitimiert wurde, sondern auch in sozialistische Modelle internationaler Beziehungen, die sich dem Machtanspruch der Sowjetunion zu beugen hatten.

3. ÜBERARBEITUNG ZUR DRUCKFASSUNG VON 1960

Zu den Gründen für den Abbruch der Arbeit am Fragment dürfte also nach Lage der Dinge gehört haben, dass die Kritik der Terreur der Französischen Revolution eine Deutung des Textes nicht ausschloss, vielleicht sogar nahelegte, die Seghers nicht wollte, nämlich die der Kritik am zeitgenössischen Terror im eigenen Lager (vgl. Cohen 2012: 223). Dazu passt die Grundtendenz der späteren Druckfassung.

Denn bei der Wiederaufnahme der Arbeit an dem *Licht auf dem Galgen* nahm Seghers eine grundlegende Veränderung des Zeitgerüsts der Erzählung vor (vgl. ebd.). Während im Fragment die beiden Agenten zur Zeit der Jakobinerherrschaft entsandt werden, ihr Auftrag mit dem Thermidor Robespierres im Juli 1794 in eine Krise gerät und der Brief Ende 1799, unmittelbar nach der Machtübernahme durch Napoleon, Antoine erreicht, verschiebt Seghers das Geschehen jetzt, darin wie auch in der Umbenennung ihrer Helden ihrer historischen Quelle Korngold folgend, auf die Jahre 1799 und 1802/03 (vgl. Korngold 1944: 177).

Diese zeitliche Verschiebung hat eine gravierende Konsequenz: Die Phase der Terreur gerät vollständig aus dem Blick und mit ihr die Vorgeschichte der Figur Siqueiros und damit das brisante Thema des Verrats der Revolution in der jakobinischen Phase, das Thema der Gründungsgewalt. In der Druckfassung er-

28 | Vgl. HH 53f.; Seghers 1980b: 255. Tulasiewicz und Scheible haben versucht, durch eine gründliche und ausführliche Kommentierung *Die Hochzeit von Haiti* englischsprachigen Lesern als Musterbeispiel eines sozialistischen Realismus vor Augen zu führen. Dabei sind sie auch auf die grundlegende Bedeutung Korngolds nicht zuletzt für den Aufbau der Erzählung eingegangen. Auch sie konstatieren: »The sudden end is not explained by Korngold.« (Tulasiewicz 1970: 127) Beim Thema ›Grundbesitz und Landverteilung‹ dürfte Seghers im Übrigen in eine Zwickmühle geraten sein, da es in der SBZ eine Entsprechung fand. Die Schwierigkeiten der Bodenreform haben bei der Darstellung der Landreform in *Wiedereinführung der Sklaverei auf Guadeloupe*, wo die ehemaligen Sklaven lieber Sklaven bleiben, als ›freie Menschen auf freiem Grund‹, ihre Spuren hinterlassen (vgl. WG 62 u. 70-73).

scheint die Zeit der Jakobinerherrschaft nur noch als Zeit eines verheißungsvollen Aufbruchs, bei dem kollektive und private Befreiung und Sehnsüchte verschmelzen. Das Thema des Verrats durch die eigenen Leute wird jetzt nur noch an der Figur Baudin behandelt, der jetzt Debuissou heißt und keinerlei Parallelen zu Robespierre mehr aufweist. Vor allem aber haben sich die Voraussetzungen, unter denen die beiden Emissäre sich entscheiden müssen, grundlegend verschoben: Während im Fragment unklar ist, wie sich die Verhältnisse in Paris nach dem Thermidor weiterentwickeln, ist in der Druckfassung klar, dass es mit Napoleons Machtergreifung keinen Auftraggeber mehr gibt: Die Revolution ist bereits durch Napoleon verraten worden. Wer jetzt nicht weiterkämpft, betreibt das Geschäft der Konterrevolution.²⁹ Im historischen Kontext: Wer jetzt nicht weiter für die Abschaffung der Sklaverei kämpft, der stellt sich auf die Seite derer, die für ihre Beibehaltung (durch die Briten auf Jamaika) bzw. ihre Wiedereinführung (durch die Franzosen auf Guadeloupe) sorgen. Das ist eine im politischen Raum seltene klare Alternative.

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, wie sehr Seghers' literarische Inszenierung der Jamaika-Episode vom Bericht ihres Gewährsmannes Korngold abweicht. In dessen Sicht handelte es sich dabei um den Versuch des Direktoriums, Toussaint durch ein militärisches Abenteuer im Ausland zu schwächen (so wie man Napoleon auf seinen Ägyptenfeldzug geschickt hatte).³⁰ Der ursprüngliche Auftrag Debuissous lautete, Toussaint im Namen der Abolition zu einem Angriff auf Jamaika und die Südstaaten der USA zu bewegen und ihm dabei die Unterstützung der französischen Flotte sowie fremder Schiffe in den Gewässern um Saint Domingue zuzusichern. Toussaint begriff jedoch sofort, dass ihm hier eine Falle gestellt wurde mit dem Ziel, ihn zu schwächen und die Sklaverei wieder einzuführen. Der französische Kommissar Roume entsandte deshalb auf eigene Faust Debuissou und Sasportas von Haiti nach Jamaika, um die dortigen Sklavenaufstände zu verstärken (vgl. Korngold 1944: 177f.). Die Entdeckung der Agenten fügte Toussaint schweren Schaden zu.

Seghers waren die Zusammenhänge aus ihrer Korngold-Lektüre bekannt (vgl. Seghers 1980b: 252); sie besagen im Kern, pointiert ausgedrückt, dass Debuissou von vornherein wissentlich und Sasportas vermutlich als naiver Idealist und nützlicher Idiot im Dienste der Konterrevolution, namentlich der Wieder-

29 | Er betreibt außerdem das Geschäft der Briten, die ebenfalls an der Sklaverei festhalten. Was Seghers' letztlich parteiische Darstellung der Verratsthematik betrifft, so ist Cohen, der den Fokus auf Sasportas legt, zu demselben Ergebnis gekommen: »Zwar hält auch der Sasportas der Fassung von 1960, wie schon Siqueiros im Fragment, an seinem Auftrag fest, aber dadurch gerät er nun in einen Gegensatz zu einem Regime, das ihm verhasst ist. Die Entscheidung zwischen Weiterkämpfen oder die Aufständischen im Stich Lassen wird dadurch in gewisser Weise vereinfacht, der Verrat von Debuissou tritt reiner hervor.« (Cohen 2012: 223)

30 | Vgl. Korngold 1944: 163. Toussaint verfolgte in dieser Zeit einen politischen Kurs, der um eine Einbindung der Briten und Amerikaner bemüht war. Vgl. zuletzt Fick 2008.

einführung der Sklaverei auf Haiti, arbeiteten. Es ist erstaunlich und befremdlich, dass Seghers (in einer auf historische Wahrhaftigkeit setzenden Erzählung) das alles ausblendet, um eine klare Alternative von Treue und Verrat, Gut und Böse bilden zu können.³¹

Diersen hat vermutet, Seghers müsse 1948/49 »besondere Gründe gehabt haben« (Diersen 1993: 47), wider besseres Wissen, d.h. entgegen ihren historiographischen Quellen, die Ereignisse vorzuverlegen. Dabei habe es sich im Wesentlichen um den Wunsch gehandelt, die Erzählung mit der Zeit der Terreur zu verbinden, um, so legt Diersen nahe, auf diesem Wege der Gegenwart einen kritischen Spiegel vorzuhalten. Nach Lage der Dinge dürfte es umgekehrt gewesen sein: Seghers benutzt die Jamaika-Episode, um eine revolutionäre Linie von Robespierre zu Toussaint und Siqueiros/Sasportas zu ziehen und davon den Verrat abzugrenzen. Dafür deutet sie die Jamaika-Episode um und verlegt deren Ausgangspunkt in die Zeit der Jakobinerherrschaft. Als ihr bewusst wird, dass ihre Jakobinerkritik als Gegenwartskritik verstanden werden könnte, macht sie die zeitliche Engführung rückgängig.³²

Seghers standen auch 1960 die Auswüchse der Gründungsgewalt deutlich vor Augen, namentlich die fortgesetzten Repressalien gegen die zurückgekehrten »Westemigranten«, zumal die sog. »Mexikaner«, zu denen auch sie selbst zählte, die Schauprozesse in der DDR und in Prag (Slánský-Prozess, 1952), der 17.6.1953, die Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstandes 1956 und die Enthüllung der stalinistischen Verbrechen durch Chruschtschow im selben Jahr. Dennoch schien ihr eine öffentliche, und sei es auch nur eine indirekte literarische, Kritik im Spiegel einer historischen Analogie nach wie vor nicht angebracht zu sein.

Der durchaus auch gestaltete Verrat durch die eigenen Leute berührt den Kern der Revolution jetzt, anders als im Fragment von 1948/49, nicht mehr. Er bleibt rein. Er ist zu finden in ihren ursprünglichen Anfängen, d.h. in Frankreich in der Revolution einschließlich ihrer jakobinischen Phase, in Haiti in der Zeit unter Toussaint, und er ist aufbewahrt in den Protagonisten der *Karibischen Geschichten*. Der Verrat ist in dieser Sicht nicht systemimmanent, sondern geschieht später und erfolgt in Reaktion auf Druck von außen – ein fatales Deutungsmuster.

Seghers' Kritik an der Terreur in Vergangenheit und Gegenwart hat also deutliche Grenzen. Man kann nur darüber spekulieren, was es sie persönlich gekostet hat zu schweigen. Und es geht gewiss nicht um moralische Urteile aus

31 | Zwar räumt bereits Korngold dem »Idealisten« Sasportas größeren Raum ein, indem er dessen heroische letzte Worte unter dem Galgen ausführlich zitiert, die Seghers für ihre Erzählung übersetzt und übernimmt. Korngold hält aber immerhin auch fest: »Men like [...] Sasportas are the conscience of mankind and the despair of realistic leadership.« (Korngold 1944: 178)

32 | Von Korngold übernahm sie, wie gesagt, jetzt auch die Namen der beiden Emisäre, Sasportas und Debuissou, auch der Name Cardenas wurde ersetzt; damit ging ebenso die Erinnerung an das mexikanische Exil verloren.

der Sicht von Nachgeborenen, die aus der Distanz manches klarer sehen können, aber auch manche Zwänge nicht erlebt haben. Gleichwohl muss man den politischen Preis für Seghers' Haltung klar benennen: Sie wollte die Revolution nicht ›verraten‹, aber sie nicht zu verraten war auch eine Form des Verrats. Denn wenn notwendige Kritik unterdrückt wird, um die Revolution nicht zu verraten, dann ist das die Fortsetzung des Verrats.

Von daher wird man auch ihr Verhältnis zu Büchner neu bestimmen müssen. Die *Büchner*-Preisträgerin des Jahres 1947 nennt in ihren Arbeiten im Exil Büchner mehrfach als Beispiel für einen Exilanten, der dem Land treu geblieben sei, und für einen Schriftsteller, der kritischen Realismus und Engagement, auch für die Geringsten, verbinde. Sie kannte seine Werke von früh an, auch seine Dramen, besprach auch 1944 eine *Wozzek*-Aufführung des Heine-Clubs in Mexiko, schätzte aber vor allem Büchners Prosa. Es mag sein, dass *Dantons Tod* und die ›rettende Kritik‹ durch marxistische Weggefährten in den *Karibischen Geschichten* eine Rolle gespielt haben, z.B. bei der Darstellung Robespierres, der unbeschadet der Terreur auf der richtigen Seite der Geschichte gestanden habe, wie Lukács meinte, oder bei der Darstellung von dumpfen oder reaktionären Figuren aus dem Volk. Die Figurenkonstellation Sasportas-Debuisson (Siqueiros-Baudin) hat jedoch bei weitem nicht das kritische dekonstruktive Potential der Parallelisierung und Konfrontation von Robespierre und Danton bei Büchner.

Fehlende Grundsatzkritik bedeutet auch bei Seghers aber nicht Verzicht auf jede Kritik. Besonders bemerkenswert ist die Bedeutung, die Seghers in den *Karibischen Geschichten* jüdischen Figuren zumisst. Dazu gehört vor allem – in der Druckfassung – der Held in dem *Licht auf dem Galgen*. Man wird das als Erinnerung an den großen Anteil jüdischer Intellektueller an der sozialistischen Bewegung und als Kritik des Antisemitismus der kommunistischen Parteien in der Sowjetunion und der DDR deuten dürfen.

4. AUSBLICK

Seghers hat in weiteren späteren Erzählungen aus dem Haiti/Mexiko-Umfeld außerdem nach anderen Ausdrucksformen für die Gewalt der Revolution gesucht. Sie hat sie, vielleicht nicht zufällig, vor allem dort gefunden, wo es um das Verstummen weiblicher Figuren geht, Protagonistinnen, bei denen zunehmend unklarer wird, ob sie durch die Revolution befreit, vergessen, beschädigt oder gar zerstört werden.

Aber erst in Heiner Müllers nach Motiven von Seghers' *Licht auf dem Galgen* geschriebenem Stück *Der Auftrag* (1979) kommt es zu einer Kritik der Gründungsgewalt der revolutionären Umgestaltungen in Frankreich, Haiti, Russland und der DDR. Müller hat dabei – wissentlich oder nicht – die Stoßrichtung von Seghers' frühem Fragment aufgegriffen, er hat dessen Tendenz aber – konträr zu Seghers' eigener späterer Zurücknahme – radikalisiert. Dabei stand Büchners Kritik der Gründungsgewalt der Revolution in *Dantons Tod* Pate.

LITERATUR

- Albrecht, Monika (2008): »Europa ist nicht die Welt«. (Post)Kolonialismus in Literatur und Geschichte der westdeutschen Nachkriegszeit. Bielefeld.
- Batt, Kurt (²1980): Anna Seghers. Versuch über Entwicklung und Werke. Frankfurt a.M.
- Bernstorff, Wiebke von (2005): Der mexikanische Revolutionsmythos und seine Rezeption durch Seghers und andere deutsche Exilanten. In: Argonautenschiff 14, S. 154-174.
- Brandes, Ute (2007): Kommentar. In: Anna Seghers: Erzählungen 1958-1966. Hg. v. Helen Fehervary u. Bernhard Spies. Berlin, S. 417-478.
- Cohen, Robert (2012): Nachwort. In: Anna Seghers: Erzählungen 1948-1949. Hg. v. Helen Fehervary u. Bernhard Spies. Berlin, S. 184-245.
- Derrida, Jacques (1991): Gesetzeskraft. Der »mystische Grund der Autorität«. Aus dem Franz. v. Alexander García Düttmann. Frankfurt a.M.
- Dewey, John u.a. (1937): The Case of Leon Trotsky. Report of Hearings on the Charges Made Against Him in the Moscow Trials. London/New York.
- Diersen, Inge (1993): »Immer bleiben die Engel aus am Ende« (Heiner Müller). Zur Thematik der verlorenen Revolution bei Anna Seghers. In: Argonautenschiff 2, S. 44-56.
- Fick, Carolyn (2008): Revolutionary Saint Domingue and the Emerging Atlantic. Paradigms of Sovereignty. In: Review (Fernand Braudel Center) 31, H. 2, S. 121-144.
- Geggus, David P. (Hg.; 2014): The Haitian Revolution. A Documentary History. Indianapolis/Cambridge.
- Gutzmann, Gertraud (1988): Eurozentrisches Welt- und Menschenbild in Anna Seghers' *Karibischen Geschichten*. In: Annegret Pelz u.a. (Hg.): Frauen – Literatur – Politik. Hamburg, S. 189-204.
- James, Cyril Lionel Robert (²1989): The Black Jacobins. Toussaint L'Ouverture and the San Domingo Revolution [1938]. New York.
- Kettenmann, Andrea (2001): Rivera. Köln.
- Kießling, Wolfgang (1980): Exil in Lateinamerika. Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945. Bd. 4. Leipzig.
- Korngold, Ralph (1944): Citizen Toussaint. Boston.
- Koschorke, Albrecht (2003): Brüderbund und Bann. Das Drama der politischen Inklusion in Schillers *Tell*. In: Uwe Hebekus/Ethel Matala de Mazza/Albrecht Koschorke (Hg.): Das Politische. Figurenlehren des sozialen Körpers nach der Romantik. München, S. 106-122.
- Layne, Priscilla (2017): Exploring race and gender in Anna Seghers's The Reintroduction of Slavery in Guadeloupe. In: Atlantic Studies 14, H. 4, S. 543-564.
- Lüdemann, Susanne (2004): Gründungsparadoxien bei Freud und Thomas Hobbes. Hg. v. der Forschungsstelle Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären. Universität Konstanz; online unter: <http://www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/Texte/LuedemannGrueundungspara.pdf> [Stand: 1.4.2020].
- Lukács, Georg (1969): Der faschistisch verfälschte und der wirkliche Georg Büchner. Zu seinem hundertsten Todestag am 19. Februar 1937. In: Wolfgang Martens (Hg.): Georg Büchner. Darmstadt, S. 197-224.

- Mast, Thomas (1997): Representing the Colonized / Understanding the Other? A Rereading of Anna Seghers' *Karibische Geschichten*. In: *Colloquia Germanica* 30, H. 1, S. 25-45.
- Pohle, Fritz (1986): *Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937-1946)*. Stuttgart.
- Rivera, Diego (1960): *My Art, my Life. An Autobiography*. Unter Mitarb. v. Gladys March. New York.
- Schönfeld, Martin (1996): Das »Dilemma der festen Wandmalerei«. Die Folgen der Formalismus-Debatte für die Wandbilderbewegung in der SBZ/DDR 1945-1955. In: Günther Feist/Eckhart Gillen/Beatrice Viernesel (Hg.): *Kunstdokumentation SBZ/DDR 1945-1990. Aufsätze, Berichte, Materialien*. Köln, S. 444-463.
- Seghers, Anna (1980a): *Die gemalte Zeit. Mexikanische Fresken (1947)*. In: Dies.: *Aufsätze, Ansprachen, Essays 1927-1953*. Berlin/Weimar, S. 214-220.
- Dies. (1980b): *Große Unbekannte (1947/1948)*. In: Dies.: *Aufsätze, Ansprachen, Essays 1927-1953*. Berlin/Weimar, S. 221-257.
- Dies. (2008): *Briefe 1924-1952*. Hg. v. Christiane Zehl Romero u. Almut Giesecke. Berlin.
- Dies. (2012): *Erzählungen 1948-1949*. Hg. v. Helen Fehervary u. Bernhard Spies. Berlin.
- Stein, Philip (1994): *Siqueiros. His Life and Works*. New York.
- Tulasiewicz, Witold (1970): *Notes*. In: *Die Hochzeit von Haiti*. Von Annas Seghers. Hg. v. Witold Tulasiewicz in Zusammenarb. m. K[.] Scheible. London/Basingstoke, S. 128-142.
- Uerlings, Herbert (1997): *Poetiken der Interkulturalität. Haiti bei Kleist, Seghers, Müller, Buch und Fichte*. Tübingen.
- Ders. (2012): *Postkoloniale Radikalisierung? Postkolonialismus und Kanon in der späten DDR-Literatur*. In: Ders./Iulia-Karin Patrut (Hg.): *Postkolonialismus und Kanon*. Bielefeld, S. 289-313.
- Ders. (2020): *Karibische Geschichten*. In: Carola Hilmes/Ilse Nagelschmidt (Hg.): *Anna Seghers Handbuch*. Stuttgart [im Druck].
- Zehl Romero, Christiane (1993): *Anna Seghers*. Reinbek b. Hamburg.
- Dies. (2000): *Anna Seghers. Eine Biographie*. Bd. I: 1900-1947. Berlin.
- Dies. (2003): *Anna Seghers. Eine Biographie*. Bd. II: 1947-1983. Berlin.
- Zeuske, Michael (2019): *Alexander von Humboldt, die Sklavereien in den Amerikas und das »Tagebuch Havanna 1804«*. Zur Edition von »Isle de Cube«. In: Ottmar Ette (Hg.): *edition humboldt digital*. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berlin. Version 5 vom 11.9.2019; online unter: <https://edition-humboldt.de/v5/H0012105> [Stand: 1.4.2020].

Varianten autobiographischen Schreibens bei Stefanie Zweig

Vom Erlebnis Afrikas zur Darstellung und Dokumentation des Exils

CHRISTINE ARENDT

Abstract

*This contribution looks into various stages of Stefanie Zweig's autobiographical narrative. Zweig's life as well as her writing were influenced by her exile to Kenya, where she and her parents fled to escape from the persecution of the Nazis. These years in Africa are a recurring theme in her literary work, for example in her novels that are strongly influenced by her biography, but Zweig also processes these years by publishing personal documents. This resulted in the creation of *Ein Mundvoll Erde* (A Mouthful of Earth, 1980), *Nirgendwo in Afrika* (Nowhere in Africa, 1995), *Irgendwo in Deutschland* (Somewhere in Germany, 1996), *Nur die Liebe bleibt* (Only Love Remains, 2006) and *Nirgendwo war Heimat* (Nowhere Was Home, 2012). These works will be examined not only with regard to the change of their thematic focus, but also with regard to the narratological development of Zweig's narrative. In doing so, we can ascertain a decrease in the presentation of her own experience, while at the same time we notice an increase in the perspectives from outside and in the documentary process.*

Title: Variants of Zweig's Autobiographical Writing – from the African Experience to the Presentation and Documentation of Exile

Keywords: memoir of exile; autobiographical narration; representation of consciousness; multiperspectivity; documentary

EINLEITUNG

Unter Varianten des autobiographischen Schreibens von Stefanie Zweig sollen in diesem Beitrag¹ die unterschiedlichen literarischen Ästhetisierungen verstanden werden, die sich mit dem Exil der Autorin in Kenia verknüpfen. Denn immer wieder thematisiert Zweig in ihrem umfangreichen Werk die Flucht mit ihrer Familie vor den Nationalsozialisten 1938, den Aufenthalt in Kenia bis 1947 und ihre Rückkehr nach Deutschland.

Die Werke Zweigs sind Teil der literarischen Auseinandersetzung mit Afrika seit dem Ende der 1970er Jahre: 1978 veröffentlicht Uwe Timm seinen Roman

1 | Es handelt sich um die ausgearbeitete Fassung eines auf der Jahrestagung der GiG in Ouidah 2018 gehaltenen Vortrags.

Morenga, in dem er die Geschichte vom Aufstand der Herero in Deutsch-Südwestafrika aus postkolonialer Perspektive erzählt. Nur einige Jahre später folgen die als Jugendbücher konzipierten Romane *Ein Mundvoll Erde* (1980) und *Die Spur des Löwen* (1981) von Zweig. Seit den 1990er Jahren ist eine verstärkte Auseinandersetzung mit Afrika zu verzeichnen: 1995 erscheint *Nirgendwo in Afrika* von Zweig, 1998 *Die weiße Massai* von Corinne Hofmann und 2000 *Die weiße Hexe* von Ilona Maria Hilliges – um nur einige wenige zu nennen –, die allesamt autobiographische Erlebnisse verarbeiten und zu Bestsellern werden (vgl. die ausführliche Darstellung von Götsche 2003: vor allem 161-166, und Arendt 2019: 295f.).² Im Kontext der Afrikaliteratur nehmen die Romane Zweigs allerdings eine Sonderstellung ein: Die Auseinandersetzung mit Afrika erfolgt in einer Reihe ihrer Werke – wie bereits erwähnt – in Verbindung mit einer Darstellung des Exils während des Nationalsozialismus. Damit sind diese Werke Zweigs nicht auf die Auseinandersetzung mit Afrika zu reduzieren. Durch die Darstellung des Exils in Kenia und des Holocaust aus der Ferne bestehen Affinitäten zu Exilliteratur und Holocaustromanen; die Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte rückt die Romane in die Nähe der Familienromane³ sowie in die Nähe von Darstellungen ungewöhnlicher Lebensgeschichten zur Zeit des Nationalsozialismus.⁴

Erforscht wurden bislang vor allem die in Afrika angesiedelten Romane Zweigs. Ein Schwerpunkt lag dabei auf den beiden vergleichsweise früh entstandenen Werken, *Ein Mundvoll Erde* und *Nirgendwo in Afrika*, sowie auch auf *Vivian*, einer Exil und Schreiben reflektierenden Ich-Erzählung, die *Ein Mundvoll Erde* nachträglich vorangestellt wurde.⁵ Nach Götsche (vgl. 2003) vermitteln Zweigs Romane differenzierte Einblicke in Kenias Kulturwelten. Djoufack (vgl. 2004) geht auf den Status der jüdischen Flüchtlinge ein und deutet Zweigs Sprache als hybrid.⁶ Schestokat (vgl. 2007) erklärt, Zweig verleihe den Einheimischen in ihren Werken eine Stimme. Bourcet-Salenson (vgl. 2008) untersucht *Nirgendwo in Afrika* und *Irgendwo in Deutschland* und fokussiert dabei stark auf den autobiographischen Charakter der Werke. Eppelsheimer (vgl. 2008) sieht die Romane Zweigs als Zeitstücke, die Aufschlüsse über das Exil in Kenia erlauben, untersucht sie im Kontext von Äußerungen weiterer ehemaliger Flüchtlinge in Kenia und interpretiert *Nirgendwo in Afrika* aus postkolonialer Sicht. Augart (vgl. 2014) widmet den Werken Zweigs ein Kapitel in ihrer Untersuchung *Ke-*

2 | Zur Literatur, die Afrika und seine heutigen Probleme schildert, siehe auch Lützel 2005: 102.

3 | Vgl. Arendt 2019: 295-298. Zu den Familienromanen vgl. Assmann 2013: 51.

4 | So erschien beispielsweise 1992 die Autobiographie von Ruth Klüger *weiter leben: Eine Jugend* und 1999 die Lebenserzählung von Hans J. Massaquoi (vgl. 2008) *Neger, Neger, Schornsteinfeger*. Wagner-Egelhaaf spricht von einem ungebrochenen oder sogar zunehmenden Interesse an »Erinnerungstexten, in denen die Zeit zwischen 1933 und 1945 thematisiert wird« (Wagner-Egelhaaf 2005: 207).

5 | Der Titel lautet in der leicht überarbeiteten Fassung *Ein Mund voll Erde*.

6 | Ein ausführlicher Forschungsbericht findet sich bei Arendt 2019.

nia in der deutschen Literatur. Tchagao (vgl. 2018) analysiert *Ein Mund voll Erde* und *Vivian* aus postkolonialer Perspektive, wobei sie sich auf das Heimatkonzept Zweigs konzentriert. Arendt (vgl. 2017; 2019) untersucht die ästhetischen Verfahren der Darstellung des Exils.

Auf eine Entwicklung von Zweigs Schreiben geht bislang vor allem Eppelsheimer ein, die eine chronologische Lesart der Werke postuliert. Zweig definiere in ihren Romanen ihr Verhältnis zu Afrika, das sie kontinuierlich verändere. Eppelsheimer fokussiert auf das Motiv der Heimkehr und konzentriert sich vor allem auf *Vivian*, *Karibu heißt Willkommen* (2000) und *Wiedersehen mit Afrika* (2002), geht aber nicht auf die Entwicklung der Darstellung des Exils in Zweigs Werken ein.

Ziel dieses Beitrags ist es, die verschiedenen Stationen von Zweigs autobiographischem Schreiben zu untersuchen und die Entwicklung dieses Schreibens nachzuzeichnen. Dabei soll es sowohl um die Veränderung der thematischen Schwerpunkte gehen als auch um die formal-ästhetische bzw. narratologische Entwicklung ihres Erzählens. In diesem Zusammenhang wird auf die Theorie des multiperspektivischen Erzählens von Nünning und Nünning (vgl. 2000a; 2000b) zurückgegriffen, die den von der strukturalistischen Narratologie gemiedenen Begriff der Perspektive für »die jeweils individuelle Wirklichkeitssicht der fiktiven Gestalten (Figuren und Erzählinstanzen) in narrativen Texten« (Nünning/Nünning 2000b: 13) verwenden.⁷ Insgesamt lässt sich erstens feststellen, dass die Schilderungen eigener Erfahrungen in Zweigs Werk tendenziell ab- und die fremder Perspektiven zunehmen, und zweitens eine Neigung zu dokumentarischen Verfahren besteht, die nur scheinbar an die Tradition der Ende der 1960er Jahre aufkommenden dokumentarischen Methode⁸ anknüpfen, indem sie den Blick auf biographische und autobiographische Zeugnisse lenken. Die Funktion dieses dokumentarischen Gestus ist bei Zweig eine andere: Es geht nicht darum, »unverkünstelte« Menschen darzustellen, sondern ihre Werke im Sinne der Rhetorik des kollektiven Gedächtnisses von Astrid Erll (vgl. 2011: 201-227) durch lebensweltliche Details mit Erfahrungshaftigkeit auszustatten.

Damit lässt sich in den autobiographischen Werken Zweigs – trotz der Zunahme fremder Perspektiven – ein Trend von der Fiktion zur Autobiographie feststellen, auch wenn diese Texte keine klassischen Autobiographien darstellen. Es erzählt ein auktorialer Erzähler – eine Ausnahme bilden allein die Briefe im ersten Kapitel von *Nirgendwo in Afrika* und in *Nirgendwo war Heimat*. Ein Ich-Erzähler wird nur in *Vivian* eingesetzt und damit in einer autobiographischen Erzählung, die die Entstehung von Zweigs autobiographischem Roman *Ein Mund voll Erde* erläutert. In der Mehrzahl der Fälle wird ein Romanpakt geschlossen und nicht etwa ein autobiographischer Pakt im Sinne von Lejeune (vgl. 1994) – es gibt keine Namensidentität von Autorin, Erzählerin und Protagonistin und

7 | Vgl. hierzu auch Arendt 2019: 31.

8 | Vgl. hierzu beispielsweise Wagner-Egelhaaf 2005: 195.

Nirgendwo in Afrika sowie *Nur die Liebe bleibt* werden als Romane bezeichnet.⁹ Ein autobiographischer Pakt beruhend auf der Namensidentität besteht nur in *Nirgendwo war Heimat* und wird dort zudem durch den Untertitel *Mein Leben auf zwei Kontinenten* gestützt. Zweigs autobiographisches Schreiben steht somit letztlich im Kontext der Vielfalt von Formen und Konzepten, die die autobiographische Produktion im 20. und 21. Jahrhundert angenommen hat (vgl. hierzu Wagner-Egelhaaf 2005: 206).

STEFANIE ZWEIGS PERSÖNLICHES AFRIKA-ERLEBNIS: *EIN MUNDVOLL ERDE*

Die erste größere Veröffentlichung Zweigs erfolgt 1980 mit *Ein Mundvoll Erde*. Diesen Roman hat sie zunächst als Jugendbuch konzipiert (vgl. Tschagao 2018: 86). Es wurde mehrfach ausgezeichnet: So wurde es in die Auswahlliste zum *Deutschen Jugendbuchpreis* und 1982 in die Ehrenliste des *Hans-Christian-Andersen-Preises* aufgenommen. In diesem Buch schildert Zweig das Leben des deutschen Mädchens Vivian auf einer Farm in Kenia, in Ol' Joro Orok. Zweig fiktionalisiert hier ihre eigenen Erfahrungen als Kind: Eine der Farmen, auf der die Familie in Kenia lebte, gehörte wie die Farm in *Ein Mundvoll Erde* dem Engländer Gibson in Ol' Joro Orok.¹⁰ Ebenso wie Zweigs Vater ist Vivians Vater in Deutschland Anwalt gewesen, musste fliehen und seinen Vater zurücklassen. Der Name Vivian stellt allerdings ein deutliches Fiktionssignal dar. Zu dieser Fiktionalisierung gehört außerdem, dass Vivian allein mit ihrem Vater lebt und ihre Mutter gestorben ist. 2001 überarbeitet Zweig den Roman vor allem sprachlich und in Bezug auf die Political Correctness.¹¹ Dieser Fassung stellt sie *Vivian* voran, eine autobiographische Erzählung über ihr Leben in Afrika und ihr Schreiben, in der sie die Entstehung von *Ein Mundvoll Erde* erläutert, ausführlich auf die autobiographischen Bezüge eingeht und sogar davon spricht, dass sie mit dem Roman

9 | Auf der Frontispizseite wird *Nirgendwo in Afrika* allerdings als autobiographischer Roman klassifiziert (vgl. Zweig 2000a; 2000b).

10 | Zu den Ortswechseln der Familie in Kenia siehe Eppelsheimer 2008: 186f.

11 | Im Interview mit Eppelsheimer (vgl. ebd.: 205) erklärt Zweig, sie habe den Ausdruck »boy«, den sie 1980 »schon mal« benutzt habe (z.B. Zweig 1983: 16), ersetzen wollen. So wird beispielsweise »Schwambaboy« (Zweig 1983: 21) zu »Feldarbeiter« (Zweig 2013: 68). Die »Schwarzen« (Zweig 1983: 39) ersetzt Zweig durch die »Klugen« (Zweig 2013: 87). Ihre Sprache wird insgesamt präziser, beispielsweise spricht sie nicht mehr vom »Dornenbaum« (Zweig 1983: 5), sondern der »Dornakazie« (Zweig 2013: 51). Außerdem ändert Zweig historisch verfälschende Details, so hält der Zug in der Fassung von 2001 nicht mehr in Ol' Joro Orok, sondern in Thompson Falls, von wo ein Lastwagen die Post nach Ol' Joro Orok bringt. Zugleich büßt der Roman durch die Überarbeitung jedoch manchmal an Authentizität ein, so verwendet Zweig z.B. für den Maisbrei nunmehr das Wort »Ugali« (Zweig 2013: 57) an Stelle des damals gebräuchlichen Ausdrucks »Poscho« (Zweig 1983: 10).

ihre eigene Lebensgeschichte geschrieben habe (vgl. 2013: 23 u. 35f.).¹² Bezeichnenderweise wird die überarbeitete Fassung von *Ein Mundvoll Erde* nicht als Jugendbuch klassifiziert.

Der Titel *Ein Mundvoll Erde* bezieht sich auf die Freundschaft zwischen Vivian und dem Jungen Jogona vom Stamme der Kikuyu, die eines der bestimmten Elemente des Romans darstellt: Vivian isst Erde, als sie schwört, dass Jogona ihr »Rafiki«, d.h. ihr Freund, ist (vgl. Zweig 1983: 14f.). Die Dialoge zwischen Vivian und Jogona charakterisieren den Anfang des Romans. Vivian verfügt über eine hybride kulturelle Identität, die stark von der afrikanischen Kultur geprägt ist. Sie spricht Suaheli und hat grundlegende Kommunikationsregeln der Einheimischen übernommen, so beispielsweise wichtige Dinge zu wiederholen (vgl. ebd.: 5, 8),¹³ aber auch die Kunst des Schweigens (vgl. ebd.: 7). Diese Kommunikationsregeln stellen nach der Kulturtheorie von Klaus Hansen Standardisierungen der Kommunikation dar (vgl. Hansen 2011: 35-52).¹⁴

Dass Vivian und ihr Vater sich im Exil befinden, wird erst nach einigen Seiten deutlich, als Jogona sie auf ihren Großvater anspricht. Sie denkt daran, dass Deutschland für ihren Vater die Heimat darstellt, sie selbst sich aber an Deutschland kaum mehr erinnern kann und sich in Ol' Joro Orok zu Hause fühlt.

Ebenso wie die Standardisierungen der Kommunikation schildert Zweig auch die einheimischen Standardisierungen des Denkens und Fühlens ausführlich.¹⁵ Während Vivian diese Standardisierungen vollkommen vertraut sind, ge-

12 | Zweig spricht in diesem Werk sehr offen über ihre Erlebnisse in Kenia, die Entstehung von *Ein Mundvoll Erde* und reflektiert zudem den Schreibprozess. Der Titel *Vivian* bezieht sich auf die gleichnamige Protagonistin aus *Ein Mundvoll Erde* und weist damit den Text als Paratext der überarbeiteten Fassung des Romans aus, der Zweig, wie bereits erwähnt, den modifizierten Titel *Ein Mund voll Erde* voranstellt. Tchagao (vgl. 2018: 129-145) betont den autofiktionalen Charakter des Werks, geht allerdings von einer Autorfigur »Vivian« aus, mittels der Zweig selbst im Mittelpunkt ihrer eigenen Schrift stehe (vgl. ebd.: 130) und sich hinter dem »fremden englischen Namen« (ebd.: 133) verberge. In diesem Zusammenhang nimmt Tchagao (vgl. 2018: 134) die Schilderung einer fiktiven Reise Zweigs nach Kenia an. Dabei dürfte es sich in *Vivian* jedoch um die Schilderung bzw. um autobiographische Bezüge zu einer der Reisen handeln, die Zweig 1972 und 1997 nach Kenia unternommen hat. Siehe den Klappentext von ... *doch die Träume blieben in Afrika* (vgl. Zweig 1998).

13 | Vgl. Schestokat 2007: 54f.

14 | Hansen weist darauf hin, dass Kommunikation an Kommunikationsgemeinschaften gebunden ist (vgl. Hansen 2011: 37) und diejenigen Zeichen bzw. Zeichensysteme, die der Mehrheit eines Kollektivs vertraut sind, als standardisierte Zeichen betrachtet werden können (vgl. ebd.: 40-52).

15 | Hansen versteht unter Standardisierungen des Denkens Sinngebäude, die von Kollektiven zu einer bestimmten Zeit angeboten werden (vgl. ebd.: 74), und geht von der Vorgeformtheit und Kollektivität des Denkens aus, das unsere Wahrnehmung und unser aktives Handeln bestimme (vgl. ebd.: 78). Auch Gefühle seien, so Hansen, kulturell gesteuert (vgl. ebd.: 86, 97), d.h. je nach »Kultur, Epoche und Kollektiv unterschiedlich« (ebd.: 97).

rät ihr Vater ständig mit ihnen in Konflikt, so beispielsweise als er versucht, eine sterbende Kuh zu retten, der Hirte Choroni aber das Gespräch nach seinen Vorstellungen führen will:

»Bwana«, sagte er langsam, »die Kuh will sterben.« Er lief in den Stall, hockte sich hin und rieb sich genußvoll den Schädel am Bauch der Kuh.

»Sie sieht doch gesund aus«, sagte der Bwana verblüfft und starrte in die sanften braunen Augen des Tieres.

Choronis Stimmung stieg immer mehr. »Die doch nicht«, rief er begeistert, »denkst du, die Kuh hier will sterben?«

»Ja, du hast doch gesagt ...«

»Die unter dem Baum will sterben.«

»Ich dachte, du sprichst von dieser Kuh hier, Choroni.«

»Aber die steht doch noch.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?«

»Was?« fragte Choroni verblüfft.

»Welche Kuh krank ist.«

Der Hirte witterte die Ungeduld in der Stimme des Bwanas. »Du hast mich nicht gefragt, welche Kuh krank ist«, sagte er gekränkt. »Oder hast du gesagt, Choroni welche Kuh ist krank?«

»Führe mich zu der kranken Kuh«, unterbrach ihn der Bwana und schrie.

Vivian schüttelte den Kopf. Sie würde ihrem Vater beibringen müssen, schöne Geschichten nicht durch Ungeduld zu verderben. (Zweig 1983: 20)

Vivian hat die kulturellen Standardisierungen der Einheimischen hinsichtlich des Denkens und der Kommunikation vollkommen übernommen, ihr Vater kommt hingegen mit dieser Art der Gesprächsführung nicht zurecht, bei der es dem Hirten vor allem darum geht, den Dialog nach bestimmten kunstvollen Regeln zu führen, im Gespräch nicht den Kürzeren zu ziehen und seine »schöne Geschichte« zu Ende zu führen.

Schnelle Hilfe, um die Kuh möglicherweise noch zu retten, spielt überhaupt keine Rolle. Hier kommt die Haltung der Einheimischen dem Tod gegenüber zum Tragen, dem man sich nicht entgegenstellen kann:

»Na taka kufua«, sagte Choroni und kostete die Worte auf der Zunge. Das heißt: »Sie will sterben.«

So wurde der Tod immer in Ol'Joro Orok angekündigt. Man sagte nicht »die Kuh wird sterben.« Es hieß: »Die Kuh will sterben.« Vivians Vater hatte das nie verstanden und würde es nie verstehen. Wenn ein Mensch oder ein Tier in Afrika sterben »wollten«, so starben sie. Dann half nichts mehr. Man durfte den Tod nicht aufhalten. Alle auf der Farm wußten das. Alle außer dem Bwana. (Ebd.: 21)

Zweig macht in *Ein Mundvoll Erde* die kulturellen Differenzen bzw. die unterschiedlichen Standardisierungen anhand von Erläuterungen der Erzählinstanz deutlich, vor allem aber anhand von Dialogen. Ein weiteres Beispiel ist, als Cho-

roni Vivians Vater davon überzeugen will, nicht mit einer Frau zusammenzuleben, für die er keine Ziegen gegeben hat. Eine Frau, für die er nicht bezahlt habe, müsse schlecht sein (vgl. ebd.: 58f.). Es unterscheiden sich nicht nur Denkweisen und Wertvorstellungen, sondern auch die Gesprächsführung. Die Gespräche der kenianischen Einheimischen laufen nach festen Spielregeln ab, an die sich die Gesprächspartner halten müssen. Es werden Dinge gesagt, die bekannt sind (vgl. ebd.: 5), man darf nicht sofort das sagen, was man will (vgl. ebd.: 7), man muss Freude an umständlichen Geschichten haben und die Kunst beherrschen, Fragen zu stellen, deren Antworten man kennt. Diese Art zu kommunizieren wird in *Ein Mund voll Erde* immer wieder eingehend vorgeführt.

Überaus präsent sind in der Sprache Zweigs Ausdrücke aus dem Kisuahele, so beispielsweise »Toto« (ebd.: 8f., 14 et passim) für Kind, »Rafiki« (ebd.: 14f. et passim) für Freund, »Ngoma« (ebd.: 10 et passim) für Trommeln, »Poscho« (ebd. et passim) für Maisbrei, »Bwana« (ebd.: 11 et passim) für die weißen Männer und »Muchau« (ebd.: 13 et passim) für Mediziner. Häufig gibt diese Lexik zugleich über die kulturellen Standardisierungen Auskunft:¹⁶ »Kessu hieß morgen. Kessu war ein gutes Wort, denn es hieß auch zwei Wochen oder zwei Monate oder zwei Jahre. Kessu war das meistgebrauchte Wort auf der Farm. Es war ein Zauber. Vivian hatte das schon lange begriffen. Ihr Vater nicht.« (Ebd.: 15)

Das Leben auf der Farm ist – abgesehen von den täglichen Abläufen – kaum durch präzise Zeitvorstellungen gekennzeichnet. Es ist jedoch problematisch, daraus auf eine »Infantilisierung« oder »animalische Afrikavorstellung« im Roman zu schließen, wie Tchagao dies tut (vgl. Tchagao 2018: 102-104).

Im Zentrum dieses Buches steht die Darstellung des Lebens der Protagonistin Vivian und damit verbunden der kulturellen Standardisierungen der kenianischen Einheimischen und der hybriden, stark afrikanisch geprägten kulturellen Identität Vivians, die sich ihres in der kenianischen Umgebung inkompetent erscheinenden Vaters schämt. Außerdem werden beispielsweise die Kontakte zu anderen stark vom afrikanischen Leben geprägten Farmern, so Bwana Simba, eigentlich Patrick Kinghorn, und Louis de Bruin, genannt Bwana Mbusi, sowie Vivians Erfahrungen in der Schule geschildert. Die Probleme im Exil, die Erfahrungen ihres Vaters und die Rückkehr nach Deutschland tauchen zwar auf, treten aber hinter die Schilderung der transkulturellen bzw. afrikanischen Figuren zurück.

16 | Hansen weist darauf hin, dass Sprache Wirklichkeit deutet: »Wörter beinhalten Vorstellungen, die nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern sie mit einer Deutung versehen« (Hansen 2011: 62).

ZWEIGS GROSSER ERINNERUNGSROMAN DES EXILS: *NIRGENDWO IN AFRIKA*

Im Roman *Nirgendwo in Afrika*, der 1995 erscheint, ändern sich die Schwerpunkte. Zweig hat später erklärt, sie habe sich mit der Form des Jugendbuchs für ihr Schreiben selbst keinen Gefallen getan.¹⁷ Es geht ihr also in *Nirgendwo in Afrika* zunächst einmal um eine komplexere Darstellung für erwachsene Rezipientinnen und Rezipienten. Darüber hinaus möchte sie vor allem die Erfahrungen ihres Vaters schildern. Nicht umsonst lautet die Widmung von *Nirgendwo in Afrika*: »Im Andenken an meinen Vater«. Bezeichnenderweise beginnt der Roman mit der Darstellung seiner Perspektive, und zwar mit Briefen an seine Frau Jettel, seine Tochter Regina, seinen Vater, seine Schwester und an andere Verwandte und damit mit der Darstellung des Geschehens aus seiner Sicht (vgl. Arendt 2019: 305-307).

Der Roman ist insgesamt weniger stark fiktionalisiert als *Ein Mundvoll Erde* (vgl. Augart 2014: 154). Zweig wählt für sich selbst den Namen Regina, ihren zweiten Vornamen, alle anderen Namen von Personen werden bis auf den Nachnamen Zweig, der durch Redlich ersetzt wird, beibehalten – Jettels Schwester Käthe wird allerdings im Roman ohne »h« geschrieben, was als weiteres Fiktionssignal gewertet werden kann. Obwohl Zweig ihren zweiten Namen Regina verwendet und auch Redlich als Name ihrer Großmutter autobiographische Bezüge aufweist (vgl. Arendt 2019: 306f.), wird kein autobiographischer Pakt geschlossen, da auf dem Buchrücken als Name der Autorin Stefanie Zweig erscheint. Das Geschehen spielt auch in diesem Buch wie in *Ein Mundvoll Erde* teilweise auf der Farm in Ol' Joro Orok, aber auch an anderen realen Stätten des Exils wie Rongai und Nairobi.

Zweig versucht ein umfassendes Bild des Exils in Kenia zu zeichnen. Reginas Gefühl der Geborgenheit in Afrika, das beispielsweise in der Begrüssungsszene mit Owuor zu Beginn des zweiten Kapitels in dominanter Position beschrieben wird, ist ein Teil davon. Im Mittelpunkt aber stehen die Gefühle ihrer Eltern von Heimatlosigkeit, vom Ausgeschlossensein aus der englisch-kenianischen Kolonialgesellschaft und die Schilderung der vielfältigen Probleme während des Exils.

Die Darstellung der Perspektiven der Eltern und Reginas nimmt einen breiten Raum ein, die Erzählinstanz nähert sich aber auch an die Gedanken und Gefühle von Repräsentanten der englisch-kenianischen Gesellschaft (vgl. z.B. Zweig 2000b: 71f., 90-95, 98-103, 116-121, 163-167, 175-179, 199f., 252f. u. 282f.) und vor allem der Einheimischen (vgl. z.B. ebd.: 42-45, 105-112, 132f., 144-147 u. 330f.) an. Der Roman zeichnet sich nicht zuletzt auch aufgrund der Briefe von Emigrantinnen und Emigranten aus aller Welt durch eine hochgradig multiperspektivische Darstellung aus. Das Zusammenleben dieser vollkommen verschiedenen kulturellen Identitäten wird anhand eines transkulturellen Schreibens geschildert, bei dem die verwendete Lexik und vor allem die Vergleiche jeweils

17 | Siehe den Nachtrag zu *Nirgendwo war Heimat* (vgl. Zweig 2014: 365).

der kulturellen Identität der Figuren entsprechen (vgl. Arendt 2017: 198f.; 2019: 307-320). Dabei verwendet Zweig bei der Darstellung des Bewusstseins von Regina und den Einheimischen nicht nur wie in *Ein Mundvoll Erde* viele Begriffe aus dem Kisuaheli, sondern es gehen auch afrikanische Ausdrucksweisen in die deutsche Sprache ein. Zweigs Schreiben wird hier hybrid, wie beispielsweise die Schilderung des Bewusstseins von Kimani zeigt:

Der *Bwana* brauchte Zeitungen. Sie fütterten seinen Kopf und schmierten seine Kehle, und die erzählte dann *Schauris*, von denen kein Mensch in Ol' Joro Orok je gehört hatte. Auf dem Weg vom Haus zu den Flachsfeldern und zu den blühenden Pyrethrumplantagen erzählte der *Bwana* vom Krieg. Es waren aufregende Geschichten von weißen Männern, die einander töteten, wie es in alten Zeiten die Massai mit ihren friedlichen Nachbarn getan hatten, deren Vieh und Frauen sie begehrten. Kimanis Ohren liebten die Worte, die wie ein kräftiger junger Wind waren, aber seine Brust spürte auch, daß der *Bwana* beim Reden an einer alten Traurigkeit kaute, denn er hatte nicht daran gedacht, sein Herz mitzunehmen, als er zu seiner langen Safari nach Ol' Joro Orok aufgebrochen war. (Zweig 2000b: 106f.; Hervorh. C.A.)

Damit dominieren in *Nirgendwo in Afrika* Bewusstseinsschilderungen, bei denen sich die Erzählinstanz an die Sprechweise der Figuren, und damit an den Figurentext, annähert,¹⁸ während in *Ein Mundvoll Erde* die Darstellung stärker durch Dialoge geprägt ist. Die von Zweig verwendeten Bilder mögen manche Leserinnen und Leser an Karl May erinnern (vgl. Götsche 2003: 227f.), Zweig gelingt es jedoch auf diese Weise, afrikanische Sprache und Vorstellungswelten europäischen Rezipierenden näherzubringen. An die Stelle der Schilderung kultureller Differenzen in *Ein Mundvoll Erde* tritt in *Nirgendwo in Afrika* die Darstellung der Freundschaft von Walter mit Owuor und Kimani, die der Familie eine große Stütze sind. Mehrfach wird erwähnt, dass sich Walter lieber mit ihnen unterhält als mit seiner Frau (vgl. z.B. Zweig 2000b: 147). Als ihm sein alter Freund Martin Barret (vor der Naturalisation lautete sein Name Batschinsky) die Gelegenheit bietet, einen Ausflug nach Naro Moru zu machen, besteht Walter darauf, nicht nur Owuor, sondern auch Kimani mitzunehmen. Auf den Einwand Martins, Walter hätte schon immer das Personal verdorben, entgegnet er: »Kimani kann man nicht verderben. Er bewahrt mich davor, verrückt zu werden, wenn die Angst meine Seele auffrißt.« (Ebd.: 160) Es ist deshalb problematisch, wie Eppelsheimer (vgl. 2008: 78f.) und Marx (vgl. 2016: 34) von einem paternalistischen Verhältnis Walters zu Kimani zu sprechen. Eppelsheimer (vgl. 2008: 79f.) führt darüber hinaus zahlreiche Beispiele dafür an, wie sehr Walter Owuor schätzt. Daher verwundert auch ihre Einschätzung, dass Walter Owuor nicht als

18 | Hier wird auf die Erzähltheorie von Wolf Schmid recurriert, der beim modernen Erzählen von einer häufig anzutreffenden komplexen Mischung von Erzählertext und Figurentext ausgeht (vgl. Schmid 2014: 142-146) und von uneigentlichem Erzählen spricht, wenn der Erzähler »Wertungen und Benennungen ohne Markierung aus dem Figurentext übernimmt.« (Ebd.: 195)

ebenbürtig ansehe. Differenzierter ist die Interpretation von Bourcet-Salenson, die auf die große Nähe Walters zu Owuor und Kimani hinweist, aber auch darauf, dass Walter nicht wie mit seinesgleichen reden kann, weil sie in verschiedenen Welten leben (vgl. Bourcet-Salenson 2008: 117).

Als die Familie die Rückkehr nach Deutschland plant, ist sich Walter des großen Verlusts bewusst, den die Trennung von Owuor für die Familie bedeutet, und artikuliert die außerordentliche, fast existentielle Bedeutung, die Owuor für die ganze Familie hat (vgl. Zweig 2000b: 309). Ähnliches gilt für Kimani: Walter schreibt in einem Brief an Jettel, dass er nicht darüber hinwegkommt, Kimani beim Abschied von der Farm nicht gefunden zu haben, so dass er sich nicht von ihm verabschieden konnte (vgl. ebd.: 192).

Während die Rückkehr nach Deutschland in *Ein Mundvoll Erde* nur erwähnt wird, widmet Zweig ihr im Zusammenhang mit *Nirgendwo in Afrika* einen ganzen Roman: Bereits der Titel *Irgendwo in Deutschland* bezieht sich unmittelbar auf *Nirgendwo in Afrika*. Der Roman schließt mit dem Tod Walters 1959 und stellt damit für die Nachkriegszeit in Deutschland und das Leben jüdischer Bürgerinnen und Bürger im Land der befohlenen Demokratie ein eindrucksvolles Zeugnis dar.

DARSTELLUNG VON EXIL UND DEUTSCHLAND ANHAND VON REISEN: NUR DIE LIEBE BLEIBT

Ganz anders organisiert Zweig ihren Roman *Nur die Liebe bleibt*, den sie 2006 und damit etwa zehn Jahre später veröffentlicht. Sie stellt die Geschichte ihrer Familie anhand von wichtigen Zugfahrten dar und fokussiert so auf Reisen als Grundvoraussetzung des Exils. Damit thematisiert sie Aspekte der Emigration, die in *Nirgendwo in Afrika* ausgespart wurden (vgl. Augart 2014: 154): Einen Schwerpunkt bilden hierbei die überaus belastenden Abschiede von der Heimat.

Die ersten drei Kapitel sind der Fahrt Walters ins Exil gewidmet, der von Breslau nach Genua fuhr und sich dort einschiffte. Kapitel vier und fünf schildern hingegen die Zugfahrten Jettels und Reginas: Kapitel vier die Fahrt nach Hamburg, auf der sie von Jettels Mutter Ina begleitet werden, Kapitel fünf die Ankunft in Mombasa und die Fahrt nach Nairobi. Nur zwei Kapitel sind dem Leben in Afrika gewidmet: In Kapitel sechs wird die Heimfahrt Reginas aus dem Internat zur elterlichen Farm geschildert, in Kapitel acht eine Dienstreise Walters als englischer Soldat in Kenia. Kapitel sieben nimmt eine Sonderstellung ein: Das Geschehen spielt wiederum in Deutschland, allerdings am 8. Januar 1942. Walters Freund Greschek will der Mutter und Schwester Jettels Lebensmittel nach Breslau bringen. Am Ziel angekommen, erfährt er, dass die beiden schon vor einem halben Jahr ins »Judenhaus« (Zweig 2007: 258) gebracht worden waren und damit – wie die Leserinnen und Leser schließen können – vermutlich schon deportiert worden sind. Es handelt sich bei diesem Kapitel in den ›Exilromanen‹ Zweigs um das einzige Mal, dass Zweig direkt das Geschehen in Deutschland während des Exils der Familie in Kenia fiktionalisiert und damit

eine Sichtweise darstellt, die in keiner Weise auf eigenen Erfahrungen beruht. In Kapitel neun wird die Fahrt der ganzen Familie von Nairobi nach Mombasa dargestellt und somit der Abschied von der neuen Heimat Afrika und der Aufbruch ins Ungewisse nach Deutschland. Es gelingt Zweig in diesem Roman gleichermaßen den Verlauf des Exils darzustellen und einen Einblick in vollkommen unterschiedliche Welten zu geben, so in das Deutschland von 1938 vor der ›Reichskristallnacht‹ und dem Krieg, dann während des Krieges 1942, als Breslau schon ›judenfrei‹ war, und in die kenianische Welt.

Zweig wählt in diesem Roman die Kapitelüberschriften sorgfältig aus: Während sie die Kapitel in *Ein Mundvoll Erde* und *Nirgendwo in Afrika* nur nummeriert, entscheidet sie sich in *Nur die Liebe bleibt* für thematische Überschriften, die den Inhalt der Kapitel erläutern, wie beispielsweise die Überschriften des ersten und letzten Kapitels deutlich machen:

1

Leb wohl für immer!

Breslau, 8. Januar 1938

9

Zurück nach Hause?

Nairobi – Mombasa, 9. März 1947 (Zweig 2007: 7 u. 288; Hervorh. i.O.)

Zweig folgt dem Geschehen insgesamt chronologisch, greift allerdings einzelne Tage heraus. Die genauen Tages- und Ortsangaben sollen den Verlauf des Exils verdeutlichen und für die Authentizität des Geschehens bürgen. Die unterschiedlichen Perspektiven werden über die Kapitel organisiert, die jeweils als Ganzes unterschiedlichen Figuren und damit auch verschiedenen Handlungssträngen gewidmet sind. Dabei nähert sich die Erzählinstanz immer wieder auch den Denkprozessen von Nebenfiguren an, die für das Geschehen zwar von geringer Bedeutung sind, aber den Zeitgeist überaus deutlich machen, wie z.B. an den Schaffner im Zug, in dem Jettel, ihre Mutter und Regina nach Hamburg fahren:

»Heil Hitler, guten Tag die Damen«, rief der Schaffner in die Angst hinein. [...] Seine Stimme war laut. Sie klang grob, doch er war es nicht. [...] Er sah, dass nur Ina eine Rückfahrkarte hatte, die junge Mutter und das Kind aber nicht. In solchen Fällen war er seit Beginn der neuen Zeit angehalten, auf die Freundlichkeit und die persönlichen Bemerkungen, die bei Reisenden in der zweiten Klasse üblich waren, zu verzichten. Aus einem Grund, den er sich trotz Führertreue und Gehorsam nicht erklären konnte, gelang ihm das allerdings nicht immer. Ihm fiel auf, dass Jettels Augen gerötet waren, und er wusste Bescheid. Es war ihm nicht angenehm, dass er es wusste. Trotzdem staunte er ein wenig, als er sich sagen hörte: »Alles Gute für Hamburg. Sie haben's bald geschafft. Seien Sie froh. Und lassen Sie sich nicht irremachen. [...]« Er verabschiedete sich nur mit dem »Danke und eine gute Reise noch«, das bei der Reichsbahn

vor 1933 für alle Reisenden üblich gewesen war. Auf das »Heil Hitler« verzichtete er. (Zweig 2007: 148f.)

Den Figurenperspektiven der Flüchtlinge werden die Perspektiven von Bürgerinnen und Bürgern gegenübergestellt, die dem Nationalsozialismus zuzurechnen sind. Zweig verzichtet dabei auf eine Schwarz-Weiß-Zeichnung der Charaktere, indem sie dem Schaffner durchaus auch empathische Züge gibt.

Nach Jettels und Reginas Ankunft in Mombasa gibt die Erzählinstanz die Sichtweise von Abraham Silverstone wieder, einem jungen Mitglied der dortigen jüdischen Gemeinde, der von ihrem Empfang ermüdet ist:¹⁹

Wer ein solches Opfer verlangte? Die Jüdische Gemeinde Mombasa. Seit fünf Jahren und in letzter Zeit immer intensiver organisierte sie einen sehr ungewöhnlichen Samariterdienst. [...] Es ging darum, die Neueinwanderer – Familienverbände, Einzelpersonen, junge Emigranten und immer häufiger auch Alte – bei ihrer Ankunft in Kenia so gut wie möglich zu betreuen. [...] Nach übereinstimmender Meinung der Helfer, die in ihrem privaten Umfeld nicht zur Zimmerlichkeit neigten, sahen die meisten Neuankömmlinge wie geprügelte Hunde aus. Oder wie entlaufene Kinder, die nicht mehr wussten, wo sie wohnten und wie ihre Eltern hießen. Die ratlosen Menschen von den Schiffen waren alle auf Hilfe angewiesen. Nur die allerwenigsten konnten sich in der Sprache ihres Gastlandes verständigen; viele hatten, was Silverstone erst im Laufe des Krieges begriff, für immer Schaden an Leib und Seele genommen. (Zweig 2007: 154)

Mit der Zunahme der Schilderung unterschiedlicher Perspektiven geht der Anstieg der Fiktionalisierung fremder Erfahrungen einher, d.h. von Erfahrungen, die nicht aus dem Erleben Zweigs stammen.

NIRGENDWO WAR HEIMAT – DOKUMENTATION DES LEBENS DER FAMILIE ZWEIG VON 1932 BIS 1948

Der in *Nirgendwo in Afrika* durch die aufgenommenen Briefe und in *Nur die Liebe bleibt* in den Überschriften anklingende dokumentarische Charakter von Zweigs Schreiben wird für die 2012 veröffentlichte Autobiographie *Nirgendwo war Heimat* bestimmend. Das gesamte Werk besteht aus persönlichen Dokumenten der Familie Stefanie Zweigs, und zwar vor allem aus Briefen, offiziellen Schreiben und Tagebuchnotizen, aber auch aus Fotos, die sie in 16 Kapiteln zusammenstellt und chronologisch ordnet.²⁰ Die Kapitel sind wie bereits in *Nur die Liebe bleibt* mit einer thematischen Überschrift und Orts- und Zeitangaben versehen, so dass sie verschiedene Lebensstationen der Familie darstellen.

19 | Es handelt sich hier um die Darstellung eines wichtigen, den Flüchtlingen helfenden Netzwerkes. Vgl. Marx 2016: 24-26.

20 | Hans Riebsamen (vgl. 2012) erwähnt, dass einige Briefe von Zweig aus dem Gedächtnis rekonstruiert wurden.

Zweig beginnt mit ihrer eigenen Geburt 1932 und schildert im letzten Kapitel das Leben in Deutschland 1948. In diesem Buch sind die Nachnamen nicht mehr verändert, die Familie heißt, wie auch in der Realität, Zweig. Stefanie Zweig verzichtet auf jede Fiktionalisierung, sie wählt allerdings das Material aus, übersetzt die Dokumente teilweise und arrangiert sie, so dass das Werk als dokumentarische Autobiographie bezeichnet werden kann. Der Erläuterung der Dokumente dient ein sehr persönlicher Nachtrag. Es finden sich viele Briefe von Zweig selbst, die im Original auf Englisch waren, aber auch beispielsweise von ihrer Mutter Jettel, die in *Nirgendwo in Afrika* völlig fehlen. Zugleich steigt die Zahl der verschiedenen Sichtweisen noch einmal stark an. Abgedruckt sind beispielsweise Briefe von Jettels Schwester Suse Klein aus Breslau und später aus den USA (vgl. Zweig 2014: 90 u. 201), ein Brief von Walters Vater Max Zweig an das britische Kolonialministerium in London (vgl. ebd.: 131), von der Jüdischen Gemeinde Nakuru an Walter Zweig (vgl. ebd.: 190) oder der *American Jewish KC Fraternity* aus New York (vgl. ebd.: 290). Aufgenommen wurde auch das Schreiben des Preußischen Justizministers mit dem Vertretungsverbot für Walter (vgl. ebd.: 40) und die Geburtsanzeige von Stefanie Zweigs Bruder Max im *Aufbau*, der deutsch-jüdischen Zeitung aus New York (vgl. ebd.: 252f.), die schon in *Nirgendwo in Afrika* zitiert wurde (vgl. Zweig 2000b: 291). Einige Briefe entsprechen wortwörtlich den in *Nirgendwo in Afrika* aufgenommenen Briefen, so z.B. der von Wilhelmine Grünbaum aus Shanghai (vgl. Zweig 2014: 252; 2000b: 293) und von Henry Wells (eigentlich Heinrich Wohlgemut) aus Perth in Australien (vgl. Zweig 2014: 253; 2000b: 294).

Wie anschaulich diese Dokumente das damalige Geschehen schildern, soll an einem Beispiel aus dem Jahr 1933 gezeigt werden. Jettel schreibt am 4. Januar an eine Freundin und berichtet ihr über Walter:

Er ist immer noch schrecklich eifersüchtig und sieht bei jeder Gelegenheit Gespenster. Leider tut er das nicht nur in Bezug auf eventuelle Rivalen, die es in diesem Nest gar nicht gibt. Er hat allen die Silvesterstimmung gründlich vermiest. »Mir ist nicht zum Feiern zumute«, hat er gesagt und nach dem Essen die ganze Nacht mit finsterster Miene am Radio gehockt. Mein Mann ist der geborene Schwarzseher, musst Du wissen. Was die Nazis in Berlin mit uns in Leobschütz zu tun haben, kann er mir trotz seiner vielen klugen Reden nicht erklären. (Zweig 2014: 29).

Jettels Naivität hinsichtlich der Bedeutung der politischen Entwicklung in Deutschland wird in diesem Brief sehr viel deutlicher als beispielsweise in dem Erzählerbericht in *Nirgendwo in Afrika* (vgl. Zweig 2000b: 37f.).

Wie schon in *Nirgendwo in Afrika* vermitteln die Briefe mit ihren Details außerdem ein ausgesprochen plastisches Bild beispielsweise von den Schwierigkeiten des Lebens als mittellose Emigrantinnen und Emigranten, aber auch von unerwarteter Hilfe. Der Nachbar der Zweigs, Patrick Kinghorn, schreibt an Mr. Patel, der den einzigen Laden in Ol' Joro Orok führt:

Sehr geehrter Mr Patel! Von Mr Zweig, der die Gibson-Farm managt, erfahre ich soeben, dass er bei seinen letzten drei Besuchen in Ihrem Laden vergebens versucht hat, Mehl, Reis, Salz und Seife zu kaufen. Da Sie meinem Boy im gleichen Zeitraum auf meinen Wunsch hin sowohl Mehl als auch Reis mitgegeben haben, kommt mir der Gedanke, dass Sie böswillig Ware zurückhalten und nach Ihrem Gutdünken verteilen. [...]

Sie mache ich darauf aufmerksam, dass die Tätigkeit der Männer, die auf den Farmen ihren Pflichten nachkommen, kriegswichtig und unverzichtbar für das British Empire ist. Sollte Kimani, der Ihnen diesen Brief überbringt, nicht bis spätestens Sonnenuntergang mit den unten aufgeführten Lebensmitteln auf die Gibson-Farm zurückkehren, sehe ich mich gezwungen, Sie wegen unpatriotischen Verhaltens bei den Militärbehörden in Nairobi anzuzeigen.

Hochachtungsvoll Patrick Sydney Kinghorn (Zweig 2014: 181)

Später wird Patrick Kinghorn der Familie das Geld für einen Wagen schenken und Dr. Morris Williamson zum Teil das Hotel bezahlen, in dem Jettel während ihrer problematischen Schwangerschaft wohnt, die mit einer Totgeburt endet (vgl. ebd.: 187-189 u. 190).²¹ Der Lateinlehrer der Schule unterrichtet Stefanie umsonst, da sie die Extrakosten für den Kurs nicht bezahlen kann (vgl. ebd.: 197). Nicht zuletzt erfahren die Leserinnen und Leser wie bereits in *Irgendwo in Deutschland* (vgl. Zweig 2000a: 67-81), wie klein auch die jüdische Welt ist: Stefanie wird zur Erholung 1948 von der Familie Guggenheim drei Monate in Zürich aufgenommen (vgl. Zweig 2014: 319-344).

ZUSAMMENFASSUNG: ENTWICKLUNG VON ZWEIGS SCHREIBEN

Zweig fokussiert in dem frühen Roman *Ein Mundvoll Erde* auf die Schilderung ihrer Erlebnisse in Afrika und damit auf ihre große persönliche Nähe zu Kenia, aber auch auf die Darstellung von kulturellen Differenzen bzw. unterschiedlichen Standardisierungen, so vor allem am Beispiel des Vaters. Sie verwendet dabei eine relativ starke Fiktionalisierung, die jedoch die autobiographischen Bezüge immer wieder durchscheinen lässt. Obwohl es sich um eine Darstellung des Exils handelt, kann man deshalb mehr von einem Afrikaroman als von einem Exilroman sprechen.

Bereits in *Nirgendwo in Afrika* verlagert Zweig die Schwerpunkte: Sie versucht die Darstellung auf die Erfahrungen ihrer Eltern, insbesondere ihres Vaters, in der Emigration auszuweiten. Damit kommt in diesem Roman der Schilderung der Probleme im Exil eine große Bedeutung zu. Zweig verwendet hierzu eine Vielzahl verschiedener Perspektiven, die zu einer ausgesprochenen Multiperspektivität führen.

In dem Roman *Nur die Liebe bleibt* umfassen die verwendeten Perspektiven sogar die unmittelbare Schilderung des Geschehens in Deutschland. Zugleich ist in diesem Roman das Erzählen stärker durch die äußere Form bestimmt, da

21 | Zur Hilfe der Nachbarn und Freunde in Kenia vgl. Marx 2016: 31.

die Kapitel sich durch unterschiedliche Hauptfiguren und Handlungsstränge auszeichnen und die Perspektiven somit kapitelweise organisiert sind. In diesem Roman ist die Darstellung des Lebens in Afrika bzw. der afrikanischen Kultur damit insgesamt weniger zentral als in den ersten beiden Romanen.

In *Nirgendwo war Heimat* lassen die dem Exil in Kenia gewidmeten Kapitel das Leben dort sehr anschaulich werden, es findet sich allerdings aufgrund der dokumentarischen Form keine Darstellung von unterschiedlichen kulturellen Standardisierungen wie in *Ein Mundvoll Erde* oder der Gedanken der afrikanischen Einheimischen wie in *Nirgendwo in Afrika*. Diese Darstellungsweisen, die für das Zusammentreffen der Kulturen besonders interessant sind, nimmt Zweig wieder in ihren weiteren Afrikaromanen auf, so beispielsweise in *Die Spur des Löwen*, in ... *doch die Träume blieben in Afrika*, in *Karibu heißt Willkommen* oder *Wiedersehen mit Afrika*, wo sie den Bogen bis ins Kenia nach der Unabhängigkeit spannt. Dagegen bieten die ausgewählten Dokumente detailreiche Einblicke in das Leben und zeichnen sich als authentische Zeugnisse durch Objektauthentizität aus.²²

Durch die Zunahme dokumentarischer Verfahren in den hier untersuchten Exilromanen – so die Verwendung von mit Zeit- und Ortsangaben versehenen Briefen in *Nirgendwo in Afrika*, die Zeit- und Ortsangaben in den Kapitelüberschriften in *Nur die Liebe bleibt* und die unzähligen Dokumente in *Nirgendwo war Heimat* – strebt Zweig die Authentifizierung des Dargestellten an und versucht es mit Erfahrungshaftigkeit auszustatten. Es geht ihr darum, der marginalisierten Erfahrung der jüdischen Flüchtlinge in Kenia einen Platz im kulturellen Gedächtnis zu verschaffen. Das Autobiographische dient auf diese Weise in ihren Werken nicht primär der Selbstanalyse oder Selbstvergewisserung und ist damit nicht Ziel der Darstellung, sondern ist zum Medium der Erinnerung an jüdisches Leiden und Exil geworden.

LITERATUR

- Arendt, Christine (2017): Darstellung des Exils in *Nirgendwo in Afrika* von Stefanie Zweig. In: Jianhua Zhu / Jin Zhao / Michael Szurawitzki (Hg.): Akten des XIII. Internationalen Germanistenkongresses Shanghai 2015. Germanistik zwischen Tradition und Innovation, Bd. 9. Unter Mitarb. v. Doerte Bischoff u.a. Berlin, S. 197-201.
- Dies. (2019): Zur Analyse kulturreflexiver Filme und ihrer Rezeption im DaF-Unterricht. *Das Leben der Anderen* und *Nirgendwo in Afrika*. Interpretation, Narratologie, Erinnerungsrhetorik und Rezeption durch italienische Studierende. Würzburg.
- Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München.

22 | Pirker und Rüdiger (vgl. 2010) bezeichnen als Objektauthentizität die Authentizität von historischen Zeugnissen, so beispielsweise von Quellen, Zeitzeugen, Unikaten und auralischen Orten.

- Augart, Julia (2014): Kenia in der deutschen Literatur. Ein Überblick über die verschiedenen Werke und ihre Relevanz hinsichtlich einer interkulturellen Germanistik (in Kenia). In: Shaban Mayanja/ Eva Hamann (Hg.): *Schwerpunkte der DaF-Studiengänge und Germanistik im östlichen Afrika*. Göttingen, S. 149-170.
- Bourcet-Salenson, Lucile (2008): *Stefanie Zweig et l'exil juif au Kenya sous le Troisième Reich*. Paris.
- Djoufack, Patrice (2004): »Ich habe aus meiner alten Heimatsprache übersetzt. Suaheli.« Interkulturalität und Übersetzung bei Stefanie Zweig. In: *Weltengarten. Deutsch-Afrikanisches Jahrbuch für Interkulturelles Denken*, S. 45-64.
- Eppelsheimer, Natalie (2008): *Homecomings and Homemakings: Stefanie Zweig and the Exile Experience In, Out of, and Nowhere in Africa*. Irvine.
- Erll, Astrid (2011): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*. Stuttgart/Weimar.
- Göttsche, Dirk (2003): Zwischen Exotismus und Postkolonialismus. Der Afrika-Diskurs in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. In: Ders./M. Moustapha Diallo (Hg.): *Interkulturelle Texturen, Afrika und Deutschland im Reflexionsmedium der Literatur*. Bielefeld, S. 161-244.
- Hansen, Klaus P. (2011): *Kultur und Kulturwissenschaft*. 4. vollst. überarb. Aufl. Tübingen.
- Hilliges, Ilona Maria (2000): *Die weiße Hexe. Meine Abenteuer in Afrika*. München.
- Hofmann, Corinne (1998): *Die weiße Massai*. München.
- Klüger, Ruth (1992): *weiter leben: Eine Jugend*. Göttingen.
- Lejeune, Philippe (1994): *Der autobiographische Pakt*. Aus dem Franz. v. Wolfram Bayer u. Dieter Hornig. Frankfurt a.M.
- Lützeler, Paul Michael (2005): *Postmoderne und postkoloniale deutschsprachige Literatur. Diskurse – Analyse – Kritik*. Bielefeld.
- Massaquoi, Hans J. (2008): »Neger, Neger, Schornsteinfeger!« Meine Kindheit in Deutschland [1999]. Frankfurt a.M.
- Marx, Leonie (2016): Konkurrierende Netzwerke im kenianischen Exil: Zwischenpositionen der Familie Stefanie Zweigs. In: Helga Schreckenberger (Hg.): *Networks of Refugees from Nazi Germany. Continuities, Reorientations, and Collaborations in Exile*. Leiden/Boston, S. 11-37.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a): Multiperspektivität aus narratologischer Sicht. Erzähltheoretische Grundlagen und Kategorien zur Analyse der Perspektivenstruktur narrativer Texte. In: Dies. (Hg.): *Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Trier, S. 39-77.
- Dies. (2000b): Von »der« Erzählperspektive zur Perspektivenstruktur narrativer Texte: Überlegungen zur Definition, Konzeptualisierung und Untersuchbarkeit von Multiperspektivität. In: Dies. (Hg.): *Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Trier, S. 3-38.
- Pirker, Eva Ulrike/Rüdiger, Mark (2010): Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen: Annäherungen. In: Dies. u.a. (Hg.): *Echte Geschichte. Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen*. Bielefeld, S. 11-30.

- Riebsamen, Hans (2012): Stefanie Zweig im Porträt. Noch einmal zurück nach Afrika. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 15. September 2012; online unter: <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/stefanie-zweig-im-portraet-noch-einmal-zurueck-nach-afrika-11891558.html> [Stand: 1.4.2020].
- Schestokat, Karin (2007): Memories of Africa: Stefanie Zweig's Autobiographical Works. In: Journal of the Australasian Universities Modern Language Association 108, S. 51-63.
- Schmid, Wolf (2014): Elemente der Narratologie. Berlin/Boston.
- Tchagao, Rafatou (2018): Das Heimatkonzept in Stefanie Zweigs *Vivian* und *Ein Mund voll Erde*. Köln; online unter: https://kups.ub.uni-koeln.de/8211/1/RAFATOU__KOMPLETT_PDF.pdf [Stand: 1.4.2020].
- Timm, Uwe (1978): Morenga. Roman. Königstein i.Ts.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): Autobiographie. Stuttgart.
- Zweig, Stefanie (1983): Ein Mundvoll Erde. München.
- Dies. (1998): ... doch die Träume blieben in Afrika. Roman. München.
- Dies. (2000a): Irgendwo in Deutschland. In: Dies.: Nirgendwo in Afrika. Irgendwo in Deutschland. Zwei Romane in einem Band. München, S. 3-335.
- Dies. (2000b): Nirgendwo in Afrika. In: Dies.: Nirgendwo in Afrika. Irgendwo in Deutschland. Zwei Romane in einem Band. München, S. 3-364.
- Dies. (2001): Die Spur des Löwen. Roman. Frankfurt a.M.
- Dies. (2007): Nur die Liebe bleibt. Roman. München.
- Dies. (2010): Karibu heißt Willkommen. Roman. München.
- Dies. (2012): Wiedersehen mit Afrika. Roman. München.
- Dies. (2013): Vivian und Ein Mund voll Erde. München.
- Dies. (2014): Nirgendwo war Heimat. Mein Leben auf zwei Kontinenten. München.

Heterogene Stadträume der Globalisierung

Slums in Texten Meineckes, Tawadas und Trojanows

CHRISTOPH SCHAUB

Abstract

Against the backdrop of a new transnational discourse about slums since the early 2000s, the article analyses representations of slums located in South Africa, India, and Brazil in texts of three contemporary writers: Thomas Meinecke, Yoko Tawada, and Ilija Trojanow. Their works are engaged in a positive recoding of the cultures of slums as sites of multilingualism, hybridity, and cosmopolitanism. They provide alternative literary representations of slums and add to the existing knowledge about them. The article identifies narrative, thematic, and cultural-political elements that are characteristic for these authors' representations of slums. These elements may serve as steppingstones for a more comprehensive treatment of such heterogenous urban spaces of globalization in literary studies.

Title: Heterogenous Urban Spaces of Globalization: Slums in Meinecke, Tawada, and Trojanow

Keywords: globalization; slum; urban culture; contemporary German literature; travel literature

Seit der Neupopularisierung des Begriffs ›Slum‹ durch die von der UNO und der Weltbank geförderte Initiative *Cities without Slums* (2000) und Mike Davis' *Planet of Slums* (2007) kann diese urbane Formation als einer der paradigmatischen Räume der Globalisierung des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts gelten, zu denen außerdem die Megastädte des Globalen Südens und die in Europa, Nordamerika und Ostasien gelegenen *global cities* zu zählen sind (vgl. Sassen 1991; World Bank/UNCHS 2000; Davis 2007; Otto 2015). Als Resultate von Globalisierungsprozessen sind Slums auch von Autor*innen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur registriert worden. Die hier diskutierten Texte von Thomas Meinecke, Yoko Tawada und Ilija Trojanow entwerfen die Slums Brasiliens, Südafrikas und Indiens nämlich als Knotenpunkte transnationaler und transkultureller Prozesse. Dabei werden Slums als positiv besetzte, heterogene Orte der Hybridität, Multilingualität und kosmopolitischen Alltagspraxis konstruiert. Meinecke, Tawada und Trojanow erzeugen auf diese Weise ein kulturtheoretisch erweitertes literarisches Wissen über Slums.¹ Indem mein Aufsatz

1 | Ich verstehe literarisches Wissen hier im Anschluss an Ottmar Ette (vgl. 2016), der dieses besonders durch die grenzüberschreitende Mobilität von Literatur entstehen sieht. Durch diese Mobilität kommen die Wissensbestände verschiedener Gesell-

Konstruktionen von Slums in Texten dieser Autor*innen analysiert, trägt er zur Rekonstruktion eines literarischen Wissens von Slums in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur bei.

Die Bezugsgröße Slum verstehe ich hier in einem doppelten Sinne. Zum einen dient sie als übergreifender Sammelbegriff für eine große Zahl von national, regional und lokal unterschiedlich ausgeprägten und zudem jeweils in sich heterogenen großstädtischen Vierteln der Armen und Prekären, welche durch schlechte Lebensbedingungen und eine von sozialer und kultureller Marginalisierung geprägte Lebenswirklichkeit gekennzeichnet sind. Zum anderen verstehe ich Slum als eine diskursive Kategorie, die diese Räume der Armen und Prekären auf eine bestimmte, in der Regel stereotypisierende und pathologisierende Weise kulturell erfindet und dabei homogenisiert. Beispiele für Slums reichen vom Londoner Viertel Whitechapel im 19. Jahrhundert über proletarische Bezirke Berlins in den 1920er Jahren zu Chicagos *South Side*, Kairos Stadt der Toten oder Mumbais Dharavi in der Gegenwart. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind Slums, wie Davis in *Planet of Slums* gezeigt hat, allerdings fast ausschließlich ein Phänomen des Globalen Südens, wo beinahe 80 Prozent aller Städtebewohner*innen in Slums leben und ihre Zahl bis 2040 voraussichtlich auf zwei Milliarden gestiegen sein wird (vgl. Davis 2007: 23 u. 151). Zugleich verdeutlicht Davis, indem er sozialwissenschaftliches, ökologisches, städteplanerisches und ökonomisches Wissen synthetisiert, dass sich hinter dem Begriff eine Vielfalt von oft informellen Behausungen und Lebensbedingungen verbirgt. Dies betrifft u.a. die Architektur, die geographische Lage von Slums in Städten oder den Zugang zu Infrastruktur und materiellen Ressourcen (vgl. ebd.: 30). Funktioniert das Wort Slum bei Davis einerseits als ein analytischer Begriff, mit dem er eine transnationale urbane Ordnung beschreibt, verwendet er Slum andererseits als einen politischen Kampfbegriff.² Die skandalisierende Kraft des Wortes nutzt er, um soziale Ungleichheit sowie das postkoloniale Fortdauern von rassistischen und imperialistischen Herrschaftsstrukturen zu benennen (vgl. ebd.: 7 u. 96). In seiner Streitschrift fehlt jedoch eine Auseinandersetzung mit den vermeintlichen Kulturen der Slums.

Diese mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber der kulturellen Dimension des Diskurses über Slums ist problematisch, weil die Imaginations- und Diskursgeschichte der Slums seit dem 19. Jahrhundert immer auch Vorstellungen einer bestimmten Kultur hervorbringt. Diese Vorstellungen wurden nicht zuletzt durch eine literarische Tradition gespeist, die aus der Auseinandersetzung mit den Armen der entstehenden Industriemetropolen hervorging. Durch diese wurden proletarische Viertel mit Wissenskategorien, Bildern und ästhetischen Repräsentationsweisen erfasst und als homogene Räume konstruiert, die mit negativen Merkmalen verbunden waren: Slums galten zum Beispiel als Orte von

schaften in Kontakt, und es entsteht ein von »discursive or disciplinary specializations« (ebd.: xxi) relativ uneingeschränktes Wissen.

2 | Pike hat diesbezüglich von einer »symbolic power« (2016: 199) des Begriffs »Slum« gesprochen.

Krankheit, Chaos und Zivilisationsferne. Die Erzeugung der Proletarier*innen Europas als homogene Gruppe war dabei untrennbar von einem kolonialen Kontext, insofern die Konstruktionen des Anderen im Eigenen parallel zum *othering* der Kolonisierten verliefen und sich oft der gleichen Bilder bedienten: Slums waren beispielsweise urbane Dschungel (vgl. Brantlinger 1985; Poore 2000; Lindner 2004; Kleeberg 2011; Pike 2016). Wie Alan Gilbert ohne Bezug auf diese literarische Tradition zeigt, schreiben sich diese problematischen Kodierungen in der Neupopularisierung des Begriffs fort. Die Konstruktion von Slums wird von Bildern der Gefahr, Kriminalität und Immoralität dominiert, während zugleich eine homogene Bevölkerung evoziert wird: »Too many observers [...] apply the term slum with broad strokes; it embraces any place that is problematic and any group of people that lives there is automatically included. [...] All slums are bad and everyone living in them must suffer from the debilitating subculture that slum life produces.« (Gilbert 2007: 704) Gilbert fordert deshalb ein neues Verständnis von Slums als heterogenen Orten, das die Innenperspektive der Bewohner*innen ernst nimmt: »As [Peter] Marris [...] points out: »A slum is only a slum in the eyes of someone for whom it is an anomaly [...]« (Ebd.: 703)

Meinecke, Tawada und Trojanow versuchen in diesem Sinne in ihren Texten, Perspektiven auf Slums einzunehmen, die diese nicht als homogenes und negativ kodiertes Anderes konstruieren. Diese Transformation des Blicks vollzieht sich vor allem dadurch, dass Slums in diesen Texten als Räume kultureller Praktiken entworfen werden, die progressiv besetzt und in über die Slums hinausgehende Netzwerke eingebunden sind. Was die Autor*innen in Slums finden, unterscheidet sich jedoch nicht grundsätzlich von den Phänomenen, mit denen sie sich auch jenseits von Slums beschäftigen: Ihr Blick verbleibt in einer etischen (im Gegensatz zu einer emischen), den Slums äußerlichen Perspektive. Meineckes, Tawadas und Trojanows literarische Darstellungen von Slums vollziehen Destabilisierungen der Binarität vom Eigenen und Fremden, die ihre Werke allgemein auszeichnen. Solche literarischen Destabilisierungen von Grenzsetzungen ähneln zudem einer alternativen Theoretisierung von Slums, die diese nicht mehr als isolierte Räume fasst, sondern betont, dass Slums durch sich ständig verschiebende Grenzen charakterisiert sind (vgl. Pike 2007: 203-207).

Darstellungen von Slums lassen sich in der deutschsprachigen Literatur vielfältig nachweisen, so zum Beispiel in Egon Erwin Kischs in den 1920er und 1930er Jahren entstandenen Reportagen, die in die Armenviertel Europas, Asiens und Nordamerikas führen (vgl. Schaub 2019a: 214-229), oder in Günter Grass' *Zunge zeigen*, das während seines Indienaufenthalts in den Jahren 1986 und 1987 entstand (vgl. Grass 1988). Insofern Tawadas *Bioskoop der Nacht* (2002), Trojanows *Die Abschaffung der Armut* (2004) und Meineckes *Lookalikes* (2011) allerdings im Zuge der Neupopularisierung des Begriffs Slum geschrieben wurden und dieser Diskurs in den Texten kritisch aufgegriffen wird, können sie – im Gegensatz zu Kisch und Grass – als Reaktionen auf den neuen Diskurs über Slums seit der Jahrtausendwende verstanden werden. Diese Auseinandersetzung mit Slums erfolgt nun insbesondere vor dem Hintergrund postkolonialer Theoriebildung, die in den hier untersuchten Texten zu einer Neukodierung

der Kategorie Slum führt. Während Darstellungen von Slums in der Literatur vor allem des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in der Forschung diskutiert worden sind (vgl. Poore 2000; Lindner 2004; Kleeberg 2011; Pike 2016), liegt ein Studie zur Gegenwartsliteratur nicht vor.³ Meine Analyse der Darstellungen von Slums in Texten von drei vieldiskutierten Gegenwartsautor*innen weist so auf eine Forschungslücke in der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit urbanen Räumen der Globalisierung hin und unterbreitet erste Vorschläge, wie diese geschlossen werden könnte.

TOWNSHIPS IN KAPSTADT: YOKO TAWADAS *BIOSKOOP DER NACHT*

Slums – genauer die Townships des südafrikanischen Kapstadt – werden zum Gegenstand von Yoko Tawadas Schreiben in *Überseesungen* (2002), einer Sammlung kurzer Prosatexte, die erstmals die transnationale Topographie ihres Werks über eine zwischen Europa und Ostasien verlaufende »East-West axis« (Yildiz 2007: 78) hinaus ausweitet (vgl. auch Redlich 2017: 199). In *Bioskoop der Nacht*, dem längsten Text der Sammlung, reist die Ich-Erzählerin nach Südafrika, nachdem sie auf einer Party erfahren hat, dass die Sprache, in der sie träumt, Afrikaans ist – eine Sprache, die sie weder im Wachzustand noch im Traum versteht. Der Text alterniert zwischen Traumsequenzen und in einer Wirklichkeit jenseits des Traums verorteten Passagen, die der ausschließliche Zeitraum sind, in dem Slums vorkommen. Wie in der von Jacques Rancière (vgl. 2003) beschriebenen europäischen Tradition von Reisenarrativen sind auch in der diegetischen Welt von Tawadas Text die Begegnungen mit den Orten der Armen als Begegnungen mit einer authentischeren Wirklichkeit kodiert. Die Konfrontation der Ich-Erzählerin mit den Slums Kapstadts erfolgt dabei in zwei Schritten. Zuerst erblickt sie diese aus dem Taxi heraus, später begibt sie sich in einen Slum, als sie im Rahmen ihres Afrikaanskurses an einer Exkursion teilnimmt. Diese soll, wie ihr Leiter – Herr Tolk – erklärt, »ein anderes Bild vom Township [...] vermitteln als das in der ausländischen Presse, die es bloß als Hölle darstellte.« (Tawada 2002: 77) Tolk will also das medial produzierte Bild der Townships mit einer alternativen, der dortigen Lebenswirklichkeit angemesseneren Vorstellung dieser Orte konfrontieren. Durch ihre positive Bezugnahme auf diese »Absicht« (ebd.) Tols positioniert die Ich-Erzählerin ihre eigene Sicht der Slums als eine authentischere Darstellung. Diese weist die pathologisierenden Kodierungen von Slums zurück, soll sie Letztere doch nicht »bloß als Hölle darstell[en]«.⁴

Die Ich-Erzählerin entwirft diese alternative Vorstellung, indem sie die Erklärungen Tols wiedergibt, die Orte beschreibt, die er ihr zeigt, und einem Gespräch mit einer Slumbewohnerin namens Vicky viel Platz einräumt. Slumbe-

3 | Allerdings ist eine neuere filmwissenschaftliche Studie erschienen, die auch die Gegenwart behandelt (vgl. Krstić 2016).

4 | Die Konstruktion eines »andere[n] Bild[es]« der Townships ist Teil einer allgemeinen Verfremdung des touristischen Blicks auf Südafrika (vgl. Maltzan 2012: 191).

wohnerinnen wie Vicky, »eine der Frauen, die das Besichtigungsprojekt von Herrn Tolk unterstützten« (ebd.), erscheinen somit als Trägerinnen eines Wissens, das dem der ausländischen Besucherin überlegen ist. Sie lenken den Blick der Ich-Erzählerin durch ihre eigenen Perspektiven. Da Tawada diese ihre Darstellung des Townships dominieren lässt, erscheinen Slums als das Normale und Gewohnte und nicht als eine »anomaly« (Gilbert 2007: 703). Jedoch geht es keineswegs darum, die Geschichte der Apartheid oder die Gewalt und Armut unsichtbar zu machen, denen viele schwarze Südafrikaner*innen ausgesetzt sind und die im Ausland synonym für Townships stehen. Diese Themen bleiben in den Schilderungen Tolsk zentral; *Bioskoop der Nacht* kann mithin als Tawadas erste intensive Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Raum, Segregation und der performativen Kraft von *race* verstanden werden (vgl. Redlich 2017). Entscheidend ist, dass Tawada ihren erzählten Slum nicht auf ein solches Narrativ reduziert. Das von der Ich-Erzählerin besuchte Township wird bei Tawada durch die Perspektiven Tolsks und Vickys sowie die Beobachtungen der Ich-Erzählerin zu einem Ort des unspektakulär Alltäglichen. So schildert das erzählende Ich den Bau informeller Häuser: »Neuankömmlinge bauten ihre Wohnräume zuerst aus Pappen, die sie auf der Straße gesammelt hatten. Dann sparten sie Geld, kauften sich nach und nach Holz, Ziegelsteine oder Glasscheiben und ersetzten die Pappen durch die neuen Materialien.« (Tawada 2002: 78) Diese Beschreibung suggeriert weder Verfall noch Stagnation, also Zuschreibungen, die mit der vermeintlich pathologischen Slumkultur verbunden werden, sondern rationale Planung und Entwicklung.

Bioskoop der Nacht verfremdet die hegemoniale Vorstellung von Slums zudem dadurch, dass der Text *erstens* die Townships durch einen Vergleich in eine Imagination transnationaler Urbanität integriert, sie *zweitens* als Räume gelebter Mehrsprachigkeit und *drittens* als Orte kosmopolitischer Alltagspraktiken entwirft. Bereits die erste Begegnung mit den Slums bedeutet für die Ich-Erzählerin eine Konfrontation mit deren vorherrschender medialer Konstruktion. Letztere unterläuft die Ich-Erzählerin jedoch sofort, indem sie bemerkt, dass sie die Townships »irgendwie« an Großstädte Ostasiens »erinner[n]«:

Bald tauchte etwas auf, es sprang in meine Augen: direkt neben der Autobahn viele Schachteln aus Blech und Holz, selbstgebastelte Hütten, hunderte, tausende, bunt, ein Müllpalast, erschreckend, faszinierend. Wie nennt man so etwas? Das Fernsehen hat es uns beigebracht, Slums, Flüchtlingscamps. Irgendwie erinnerte das Zusammenwachsen der Einzelteile auch an ostasiatische Großstädte. Eine Art organische Unordnung. (Ebd.: 72)

Durch diesen Vergleich der aus Japan stammenden und in Deutschland lebenden Ich-Erzählerin wird zum einen eine architektonische Ähnlichkeit zwischen ostasiatischen und südafrikanischen Städten behauptet, wodurch die Townships Südafrikas nicht als das ganz Andere der entwickelten Welt erscheinen, sondern

als Teil eines globalen Zusammenhangs.⁵ Der Vergleich destabilisiert zum anderen eine dichotome Gegenüberstellung der Welt der Slums und der Welt der Ich-Erzählerin, insofern Letztere eine Dimension ihres eigenen Erfahrungsraums im Erscheinungsbild der Townships wiedererkennt (vgl. Maltzan 2012: 191).

Verfremdet also bereits diese aus der Distanz erfolgende Annäherung an die Slums deren medial produziertes Bild, setzt sich die literarische Neukonstruktion der Slums fort, als sich die Ich-Erzählerin in ein Township begibt. Die Neukodierung erfolgt durch die Charakterisierung der Figur Vicky, die einen mehrsprachigen Alltag führt. Der Slum, für den Vicky im Text beispielhaft steht, wird somit zum multilingualen Interaktionsraum: Vicky

schaltete das Radio an. Eine junge, männliche Stimme strömte heraus, sprach zuerst Englisch, begann dann, ohne eine Schnittstelle bemerken zu lassen, Afrikaans zu sprechen, ging übergangslos wieder zurück, nein, es war kein Englisch mehr, was waren diese Wörter, Afrikaans natürlich, nein, wieder nicht, etwas ganz anderes [...].

Vicky lachte und erklärte mir, es sei die Sprache Xosa, die Sprache des gleichnamigen Stammes. Vicky gehörte auch zum Stamm Xosa. (Tawada 2002: 78f.)

Während diese Mehrsprachigkeit Vorstellungen von Slums als homogenen Räumen destabilisiert und sie als Orte des Zusammenflusses verschiedener Sprachen und Kulturen evoziert, erzeugt Tawada das Township zugleich als Raum kosmopolitischer Alltagspraktiken. Vicky verwendet nämlich Familienmetaphern nicht nur jenseits der biologischen Familie, sondern auch jenseits der rassistischen Unterteilungen, die die Geschichte Südafrikas wesentlich charakterisieren (vgl. Redlich 2017). Als bei Vicky plötzlich »[e]in hellblonder, magerer Mann [...] ins Haus [schleicht], ohne an die Tür zu klopfen«, erklärt Vicky: »Das ist mein kleiner Bruder John. Natürlich ist er nicht wirklich mein Bruder, aber er besucht mich jeden Tag.« (Tawada 2002: 79)

Durch seine Konstruktion der Townships unterminiert *Bioskoop der Nacht* auf drei verschiedenen Ebenen – Urbanität, Sprache, *race* – die Binarität vom Eigenen und Fremden. Damit wird der Slum zum beispielhaften Raum eines Themas, mit dem sich Tawada in diesem Text auch jenseits der Townships sowie grundsätzlich in ihrem Werk beschäftigt. In ihrer Lektüre des Textes hat Yasemin Yildiz gezeigt, dass Tawada ihre Ich-Erzählerin als in Afrikaans träumende, in Deutschland lebende und aus Japan stammende Figur so konstruiert, dass der Text die Annahme zurückweist, man könne nur in einer Sprache und Nation beheimatet sein. Die Konstruktion des Textes entlang der Träume in Afrikaans und der Südafrikareise ersetzt die Wahl zwischen Deutsch und Japanisch durch eine dritte Möglichkeit: »Tawada explodes the binary of existing either in the mother tongue or in the foreign language« (Yildiz 2007: 78). Dabei verstärkt die Wahl von Afrikaans die Zurückweisung von rassistischen und

5 | Die Einordnung Kapstadts in einen transnationalen Kontext erfolgt auch mit Bezug auf Kapstadts Downtown, wobei nun Los Angeles Vergleichsstadt ist (vgl. Tawada 2002: 73).

nationalsprachlichen Reinheitsphantasien zugunsten der Annahme einer hybriden Wirklichkeit, insofern diese vom Holländischen abgeleitete und mit rassistischer Herrschaft verbundene Sprache tatsächlich »a hybrid language [ist] which has incorporated lexical and syntactical structures of German, English, Portuguese, Malay, Xhosa, and various other African languages.« (Ebd.: 85) Indem Kapstadts Slums zu einem Raum werden, in dem die Binarität vom Eigenen und Fremden destabilisiert, »die Dreieinigkeitslehre von einer Sprache, einer Nationalität und einem Staat entkräftet« (Brandt/Shyns 2010: 538) und »das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Auflösung von Grenzen, Zuordnungen und Vorurteilen [geschärft]« (Maltzan 2012: 193) wird, geht die Neukodierung der Slums mit der literarischen Bestätigung von sprach- und kulturtheoretischen Positionen einher, die für Tawadas Schreiben als wesentlich gelten können. Tawadas neuartiger Blick auf den südafrikanischen Slum findet an diesem Ort insbesondere das, was ebenso in anderswo spielenden Texten zur Darstellung kommt.⁶ Lässt sich also positiv anmerken, dass Tawadas Text einer Tradition der pathologisierenden Stereotypisierung von Slums entgegenarbeitet, kann zugleich problematisierend darauf hingewiesen werden, dass ihr Text im Zuge dieser Neukodierung diese Orte mit etischen, also der Slumkultur selbst äußerlichen, Interpretationsmustern und -kategorien fasst, welche von der Autorin zudem stark (kultur-)politisch aufgeladen werden. Dies ist ein Befund, der auch für die folgenden zwei Beispiele gilt.

SLUMS IN MUMBAI: ILIJA TROJANOWS *DIE ABSCHAFFUNG DER ARMUT (2004)*

Erstmals 2004 in *Wespennest* erschienen, gehört Ilija Trojanows Reportage *Die Abschaffung der Armut* zu seinem umfangreichen Werk kleiner Prosatexte, das im Gegensatz zu den großen Reiseerzählungen des in Bulgarien geborenen, in Deutschland und Kenia aufgewachsenen und weitgereisten Autors bisher eher wenig Beachtung in der Forschung gefunden hat (vgl. Kraenzle 2012: 127). Der Text berichtet auf Basis von Beobachtungen, die laut Untertitel von 1998 bis 2003 über die Slums der indischen Megastadt Mumbai gemacht wurden. Letztere werden durch einen den Text durchziehenden Gegensatz zwischen Reichen und Armen in den Zusammenhang nationaler wie globaler sozioökonomischer Stratifikation gestellt und damit als Teil einer transnationalen Konstellation aufgerufen.

Trojanow wendet sich gegen einen Diskurs über Slums, der diese in Form von »Schreckensbilder[n]« produziert, ihren Bewohner*innen Handlungsfähigkeit abspricht und sie als homogene Räume konstruiert. Ausdrücklich wird Letz-

6 | Auch ihre Darstellung von Berlin betont Multilingualität und Transkulturalität (vgl. Peters 2012: 242-246).

teres als Effekt der Rhetorik einer neoliberalen Globalisierung markiert, die das Globale als homogen und abstrakt erzeugt:⁷

Slum. So lautet das Wort. S-L-U-M, vier Buchstaben, mit denen das Leben von den meisten Bewohnern Bombays auf einen täuschenden, einen völlig unklaren gemeinsamen Nenner gebracht wird. Slum – mal beschwört das Wort Schreckensbilder von Schmutz, Armut und Krankheit herauf, mal deutet es mit einem empörten und zugleich resignierten Finger auf halbverhungerte, verwahrloste Opfer, die schutzlos und ohnmächtig vor sich hin vegetieren. Durch seine häufige Verwendung hat das Wort wie kaum ein anderes seine eigene virtuelle Wirklichkeit geschaffen. Slum assoziiert eine Einheitlichkeit, die der Diskurs des Globalismus von seinen Kategorien fordert – Slum ist eine statistische Größe. (Trojanow 2010a: 67)

Wenn dieses Bild der Slums hier mit einer »virtuelle[n] Wirklichkeit« verbunden wird, die von der Wirklichkeit des Slums abstrahiert und diesen bloß als »statistische Größe« versteht, dann trifft sich diese »virtuelle Wirklichkeit« in der Reportage damit, wie die Lebenswelten der Reichen gestaltet sind. Symptomatisch sind hierfür hermetisch abgeriegelte *golf villages*, deren »Landschaft [...] aus verbesserter Natur [besteht]« (ebd.: 68) und die über einen »Miniaturozean samt artifiziellen Wellen und einem künstlichen Strand« (ebd.: 69) verfügen. Trojanows Reportage hebt diese künstliche Wirklichkeit der Reichen bereits im ersten Absatz hervor. Dort wird die »Scheinwelt« einer »von Kunstrasen umgeben« Villa auf einem Wolkenkratzer beschrieben, von wo ein »Ausblick« auf das »Wirrwarr der Stadt« aus räumlicher Distanz möglich ist (ebd.: 65).

Diese Wirklichkeitserfahrung der Eliten geht einher mit ihrer Selbstabschottung von der von grenzüberschreitenden Interaktionen geprägten Welt der Armen. Dabei wird diese Selbstabschottung über Mumbai und Indien hinaus globalisiert, indem der Text diese Praxis zum einen mit der freilich in erster Linie rassistisch motivierten »Laager-Mentalität« (ebd.: 66; Hervorh. i.O.) der Buren in Südafrika und zum anderen mit den Lebensverhältnissen der Armen in den USA vergleicht (vgl. ebd.: 74). Selbstabschottung, so die Deutung des Erzählers, führt zu einem Missverstehen der urbanen Wirklichkeit Mumbais, insofern der distanzierte und distanzierende Blick der Reichen auf die Stadt von stereotypen Bildern geprägt bleibt: »In der Vorstellung der Wohlhabenden besteht die Topographie Bombays aus einigen sicheren Inseln inmitten eines bedrohlichen Sumpfes von Chaos und Unordnung« (ebd.: 68).

Trojanows Reportage, die der Begegnung mit der Slumwirklichkeit durch ein Verlassen der »sicheren Inseln« abgewonnen ist, insofern sich der Erzähler in die Slums begibt und dort mit den Bewohner*innen spricht, entwirft eine Beschreibung der Slums, die schon deshalb als vermeintlich authentischere Wirklichkeit erscheint, weil sie nicht Teil der artifiziellen Welt der Reichen und

7 | Mit der Kritik einer Verbindung von Homogenisierung, Abstraktion und Globalismus weist Trojanow Ähnlichkeiten zum von Gayatri Chakravorty Spivak (vgl. 2012) skizzierten Planetarismus auf.

ihrer epistemischen Perspektive ist. *Die Abschaffung der Armut* besteht aus einer Aneinanderreihung von Szenen und Beobachtungen, die den anfangs kritisch markierten Blick aus der Ferne auf die Slums mit Beobachtungen aus der Nähe konfrontiert und durch diese überwinden soll.⁸ Der Text alterniert auf diese Weise zwischen einer Kritik stereotypisierender Vorstellungen von Slums und dem Bericht über eine andere Wirklichkeit der Slums von Mumbai, die durch die Begegnungen des Erzählers in diesen Slums entsteht. Dabei dekonstruiert die Reportage die Stereotype des Chaos und der Homogenität, die laut Erzähler von der globalen Elite an die Slums herangetragen werden. Dem angeblichen Chaos stellt die Reportage ein Wissen über die extrem ausbeuterisch strukturierte Wohnungsökonomie der Slums und die Eingebundenheit der Slums in transnationale Produktionsketten gegenüber (vgl. ebd.: 67f. u. 72f.). Zugleich schildert sie Slums ausdrücklich als heterogene Stadträume. So wie die Slumbewohner*innen nicht mit einer Stimme sprechen, sondern zum Beispiel verschiedene Meinungen dazu haben, wie mit der Zerstörung ihrer Nachbarschaft umgegangen werden sollte (vgl. ebd.: 65f.), so ist der Slum auch Ort verschiedener Religionen, Berufe und sozialer Gruppen sowie unterschiedlicher architektonischer Stile, die in der Regel auf individueller Improvisation basieren:

Im Slum finden sich Tempel, Moscheen und Kirchen. Gelernte und ungelernte Arbeiter, Akademiker und Analphabeten, Muslims und Hindus, Unberührbare und Angehörige höherer Kasten leben auf engstem Raum neben- und miteinander. Wer es zu etwas Wohlstand bringt, bleibt oft wegen der Gemeinschaft dem Viertel treu. Daher die soliden Bauten, die vielstöckigen Wohnhäuser, die aus dem Meer selbsterrichteter Baracken ragen. Doch auch die eklektisch zusammengezimmerten Hütten unterscheiden sich voneinander. Jede Familie hat mit Einfallsreichtum eine Lösung für die Eigenwilligkeiten ihrer jeweiligen Enge gefunden. (Ebd.: 71)

Über das Motiv der Heterogenität hinaus mobilisiert Trojanows Reportage im Bild des Zusammenlebens verschiedenster Menschen und insbesondere des Nebeneinanders verschiedener Religionen auch die kulturelle Imagination von Bombay als kosmopolitischer Metropole.⁹ In Trojanows Texten ist Bombay, das 1996 in Mumbai umbenannt wurde, der Gegenort zu »Bunkern einer vermeintlich homogenen Identität« (Trojanow 2010b: 101) und »bot [...] seit jeher verschiedenen Menschen eine Heimat, ohne irgendeiner Gemeinschaft zu eigen zu sein.« (Ebd.: 100) Es ist eine Stadt, die auch dem Autor selbst eine Art Heimat geboten hat, wie er in *Nomade auf vier Kontinenten* schreibt: »Bombay/Mumbai hieß mich willkommen, so wie es seit Beginn seiner Geschichte unzähligen Hergelockten und Hingetriebenen – Gujaratis, Parsen, Goanern, Keralesen,

8 | Trojanows Narration der Slums folgt hier dem Muster des »(von außen kommende[n]) teilnehmende[n] Beobachter[s]«, das Wagner (2015: 207) für sein Schreiben herausgearbeitet hat.

9 | Zu Bombay/Mumbai und Kosmopolitismus vgl. das vierte Kapitel von Prakash 2010.

Tamilen, Bengalen, Briten, Arabern, Armeniern, Juden und Chinesen – eine Heimstatt geboten [...] hat.« (Trojanow 2008: 103) Der für Bombay vermeintlich charakteristische Kosmopolitismus wird in der *Abschaffung der Armut* ausdrücklich mit Slums verbunden und gerade nicht mit den homogenen Räumen der Elite. In Trojanows Reportage werden Slums als kosmopolitische und heterogene Stadträume konstruiert.

Verbindet diese Dimension *Die Abschaffung der Armut* mit *Bioskoop der Nacht*, lässt sich wie für Tawadas Text auch für Trojanows Reportage feststellen, dass Slums im Sinne der kulturtheoretischen Annahmen und weltanschaulichen Vorstellungen des Autors konstruiert werden. So entwirft Trojanow im Vorwort zu dem *Entfesselten Globus* seine eigene Textproduktion und die Welt, mit der sich diese auseinandersetzt, als heterogene: Seine Reportagen seien »so unterschiedlich, wie die Reisen und die Sehnsüchte es waren«, und »sie erzählen alle von einer Welt, deren flimmernd ungewisse Vielfalt mich weiterhin gefangen hält und beglückt.« (Trojanow 2010c: 8) Wie in der zitierten Schilderung des Slums deutlich wird, denkt Trojanow Heterogenität nicht im Sinne von essentialistischer Differenz. Sie entsteht vielmehr dadurch, dass verschiedene Menschen »neben- und miteinander« leben, sich also in Kontakt und Austausch befinden. In seiner programmatischen Ansprache *Weltbürgertum heute: Rede zu einer kosmopolitischen Kultur* betont Trojanow dann auch gegen einen isolationistischen und »weltfremd[en]« Kulturkonservatismus eine »Dynamik von Verschmelzung und Vermischung, die stets zu kultureller Neuerung führen.«¹⁰ Aus diesem Weltverständnis, das auf den kulturtheoretischen Annahmen der Hybridisierung und der Produktion von Diversität durch kulturelle Interaktion gründet, folgt für Trojanow die Notwendigkeit einer kosmopolitischen Politik: »[I]ch bin fest davon überzeugt, daß wir als Individuen aber auch als Menschheit keine andere Wahl haben als zu Kosmopoliten zu werden, wenn wir in der Globalität gedeihen und als Gemeinschaft auf diesem ausgelaugten Planeten überleben wollen.« (Trojanow 2012: 32) Die Inszenierung von Mumbais Slums funktioniert in der *Abschaffung der Armut* als Beispiel dafür, dass der von Trojanow geforderte Kosmopolitismus auf einer vermeintlich richtigen Beschreibung der kulturellen Praktiken einer globalisierten Welt beruht, also mehr sei als eine bloße Wunschvorstellung.¹¹

10 | Trojanow 2012: 36. Für Rekonstruktionen dieser kulturtheoretischen Annahme Trojanows vgl. Wagner 2015: 188-193, und Smith-Prei 2017.

11 | Trojanows Kosmopolitismus ist ein kritischer, insofern er Kosmopolitismus ins Verhältnis zu Kolonialismus und sozialen Privilegien setzt (vgl. Kraenzle 2012). Zu Trojanows Selbstverständnis als kosmopolitischem Autor vgl. Wagner 2015: 196-204.

FAVELAS IN SALVADOR DA BAHIA: THOMAS MEINECKES *LOOKALIKES*

Wie *Überseesungen* in Tawadas Werk markiert Thomas Meineckes sechster Roman *Lookalikes* (2011) eine geographische Ausweitung der diegetischen Welt Meineckes hin zum Globalen Süden. Während Romane wie *Hellblau* (2001) in erster Linie Europa und Nordamerika in Beziehung zueinander setzen, verbindet die Geschehnisabfolge von *Lookalikes* Düsseldorf mit Salvador da Bahia in Brasilien,¹² wohin der Protagonist Thomas Meinecke auf den Spuren Hubert Fichtes reist.¹³ Dies impliziert auch eine Ausweitung der Geographie des *black Atlantic* von Nord- nach Südamerika (vgl. Meinecke 2011: 73f.), mit der sich Meinecke im Anschluss an Paul Gilroys Standardwerk *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness* (1993) immer wieder auseinandersetzt. Es hat außerdem zur Folge, dass Meineckes Beschäftigung mit den Slums von Chicago in *Hellblau* (vgl. Schaub 2019b) um eine Auseinandersetzung mit den Favelas Brasiliens ergänzt wird. Während die Begegnung mit Slums in *Lookalikes* im Unterschied zu den Texten Tawadas und Trojanows nicht ausdrücklich als Begegnung mit einer authentischeren Wirklichkeit inszeniert wird – was nicht überrascht bei einem Autor, der jegliche Wirklichkeit als diskursiv ge- bzw. überformt versteht (vgl. Meinecke 2012: 146f.) –, kommt es dennoch jenseits des Romans selbst zu einer solchen Rahmung in Meineckes Sprechen über den Roman. Mit einer Anleihe an das Vokabular der afroamerikanischen Hip-Hop-Kultur, in der *the street* oftmals als Bild für eine authentische Wirklichkeitserfahrung figuriert, beschreibt Meinecke seine in den Roman eingegangenen »Erlebnisse« in Brasilien als »wirklich *street*, unvermittelte Realität«.¹⁴

Meineckes Fiktionalisierung der erfahrenen Wirklichkeit der brasilianischen Slums steht in *Lookalikes* einem stereotypisierenden Diskurs über Slums entgegen. Diese Gegenüberstellung wird dadurch konstruiert, dass der Protagonist Meinecke im Verlaufe des gesamten Romans immer wieder auf die diskursive Verbindung von Slums mit Gewalt und Unsicherheit verweist, die sowohl den deutschen Blick auf Slums bestimmt (vgl. Meinecke 2011: 97) als auch das Verhalten mancher Brasilianer*innen, zum Beispiel von Taxifahrern, die die Favelas meiden (vgl. ebd.: 128). Der Protagonist hebt diese Assoziation von Slums mit Gefahr zudem als eine Konstante ihrer transnationalen Konstruktion hervor: »Bißchen auch wie in den USA: *You don't wanna go there*. (Topographie des Terrors.)« (Ebd.: 105) Eine Reduktion von Slums auf Orte der Gewalt wird im Ro-

12 | Zur narrativen Struktur von Meineckes Romanen vgl. Picadent 2011: 284.

13 | Laut Meinecke stellt der Brasilienstrang die Fiktionalisierung seiner eigenen Brasilienreise dar, deren »direkt[e] Eindrücke« (Meinecke 2012: 327) die literarische Figur Meinecke notwendig gemacht hätten.

14 | Meinecke 2012: 298. Meinecke erklärt zudem, dass er nur über Orte schreibt, an denen er gewesen ist (vgl. Kreienbrock 2015: 241). Die Wirklichkeit der Diskurse, die sein Schreiben dominiert, wird also durch die Wirklichkeit der Erfahrung des Autors ergänzt.

man jedoch schon dadurch problematisiert, dass sie der erfahrenen Wirklichkeit der literarischen Figur Meinecke nicht entspricht. Bei seinen Besuchen in Slums wird er nämlich nie bedroht. Insofern er jedoch zumindest aus dem fahrenden Auto heraus einen Polizeieinsatz beobachtet (vgl. ebd.: 152) und darauf hinweist, dass es »ab 21 Uhr [...] *polizeilich erlaubt* [ist], rote Ampeln zu überfahren, aus Sicherheitsgründen« (ebd.: 123; Hervorh. i.O.), bleibt Gewalt als Teil der Realität der Favelas erhalten.

Die literarische Erzeugung eines Wissens über Slums wird in *Lookalikes* durch eine narrative Folge plausibilisiert, in der auf den Blick des Protagonisten aus der Ferne direkte Begegnungen mit dem urbanen Raum folgen, welche ein durch Augenzeugenschaft legitimates alternatives Wissen ermöglichen. So entwirft der Protagonist die Slums von Salvador da Bahia zuerst aus dem Flugzeug heraus als Teil einer urbanen Topographie, die durch eine am Stadtbild ablesbare Teilung zwischen Armen und Reichen bestimmt ist. Hierbei ordnet Meinecke die Slums durch die zuerst erfolgende Nutzung des Begriffs Slum in eine transnationale Konstellation ein und spezifiziert diese dann durch die Verwendung des Begriffs Favela national: »Das Flugzeug beschreibt eine Schleife über der *Baía de Todos os Santos* [...]. Erkennbar die Slums, die *Favelas*, die (wie granuliert) kleinteiligen Quartiere der Armen zwischen den meist schmalen, aber monumentalen Hochhäusern der Reichen.« (Ebd.: 78)¹⁵

Auf den Blick aus der Ferne folgen mehrere Gänge und Autofahrten des Protagonisten auf den »informellen Wege[n] innerhalb der kaum kartographierten *Favelas*« (ebd.: 105). Bei diesen wird der Protagonist oftmals von verschiedenen lokalen Führer*innen geleitet (vgl. ebd.: 124). Während diese Gänge durch Meineckes Lektüre von Hubert Fichtes *Xango* (1976) vorgeformt sind, einem Buch, das sich mit der synkretistischen, aus westafrikanischen und katholischen Elementen bestehenden Religion des Candomblé beschäftigt und für deren Zeremonien in den Favelas der Protagonist Meinecke sich interessiert, so erlaubt dieser thematische Fokus dem Roman, Slums als Räume einer hybriden Kulturproduktion zu kodieren. Diese Hybridität wird zum Beispiel von Wiebke, einer Angestellten des Goethe-Instituts und lokalen Führerin Meineckes, ausdrücklich hervorgehoben:

Einen *puren* Candomblé könne es nicht geben, denn durch die jahrhundertelange Sklaverei haben sich auf dieser Seite des Atlantiks sämtliche afrikanischen Ethnien *verbrüdert* [...]. Der Candomblé, den man hier praktiziert, besitzt also afrikanische Wurzeln, ist aber ein brasilianischer Candomblé. Reinheit ist keine Option. (Ebd.: 158; Hervorh. i.O.)

Aufgrund seiner Hybridität wird der Candomblé zum Mittelpunkt der Darstellung der Favelas, denn die literarische Figur Meinecke wie auch der historische Autor »lieb[en] an Kulturen gerade das Hybride« (ebd.: 153). Die spezifische

15 | Meinecke verfolgt die Pluralität von Bezeichnungen für Slums weiter, indem er zeigt, dass Favela kein präferierter Begriff der Slumbewohner*innen ist (vgl. ebd.: 136).

Konstruktion der Favelas in *Lookalikes* ist also durch ein allgemeineres Interesse Meineckes an kultureller Hybridität motiviert.¹⁶ Zugleich erlaubt es die Konzentration auf den Candomblé, die kulturellen Praktiken der Favelas als Teil eines transnationalen Zusammenhangs zu inszenieren. Wie Salvador da Bahia als Stadt (vgl. ebd.: 231f.) sind insbesondere die religiös-musikalischen Praktiken Teil der Kulturen des *black Atlantic* und eröffnen der literarischen Figur (und dem historischen Autor; vgl. Meinecke 2013: 86 u. 88) Meinecke einen musikalischen Resonanzraum, durch den Nordamerika, Europa, Afrika und Brasilien miteinander verbunden sind:

Auf der Fahrt zurück [von einer Candomblé-Zeremonie; C.S.] ergeht sich Thomas abermals in Vergleichen mit der nordamerikanischen und europäischen Clubkultur. Der Candomblé basiere, wie ein House Club, geradezu architektonisch auf der Musik: Rhythmen dienen als tragende Elemente, als Säulen eines temporären sozialen Raums. (Meinecke 2011: 152)

In den Favelas von Salvador da Bahia und in den von afrodiasporischer Musik geprägten Clubs Nordamerikas und Europas haben die hybriden Musikkulturen des *black Atlantic* eine ähnliche Bedeutung für die Entstehung temporärer Gemeinschaften. *Lookalikes* konstruiert die Kultur der Favelas somit nicht als das Andere der Großstädte des Westens, wodurch Meineckes Roman dezidiert die Dichotomie vom Eigenen und Fremden destabilisiert. Im Gegensatz zu ihrer negativen Stereotypisierung sind Slums in diesem Text zudem als kulturell vital und vernetzt kodiert.

ELEMENTE EINER POETOLOGIE LITERARISCHER KONSTRUKTIONEN VON SLUMS

Auf der Grundlage meiner Analysen der Texte Tawadas, Trojanows und Meineckes lassen sich sechs Aspekte herausstellen, in denen sich ihre literarischen Konstruktionen von Slums überschneiden. Diese Elemente sind in den verschiedenen Texten unterschiedlich ausgeprägt. Sie betreffen literarische Darstellungsweisen, thematische Schwerpunkte und weltanschauliche Rahmungen:

1. Die Begegnung mit Slums wird als Begegnung mit der Wirklichkeit kodiert. Durch diese wird eine in den Texten als hegemonial bestimmte, stereotypisierende und pathologisierende sowie oftmals massenmedial erzeugte Konstruktion von Slums zurückgewiesen. Auf diese Weise konstituieren die Texte ein alternatives Wissen über Slums, welches von den Protagonist*innen bezeugt wird – dies gilt umso mehr, als alle drei Texte in Teilen autobiographische Züge tragen. Die Art und Weise, wie dieses alternative Wissen plausibilisiert wird, unterscheidet jedoch die drei Texte voneinander: In

16 | Zu Meineckes Interesse an Hybridität vgl. Schaub 2019b.

Lookalikes erfolgt die Plausibilisierung über eine Rhetorik der Augenzeugenschaft, die gerade dadurch aufgerufen wird, dass der Protagonist den gleichen Namen trägt wie der Autor des Romans; in *Bioskoop der Nacht* vollzieht sie sich dadurch, dass die Ich-Erzählerin sich affirmativ auf die Rede der Slumbewohner*innen bezieht und ihnen so einen Wissensvorsprung gegenüber Fremdbeschreibungen der Townships zugesteht; in der *Abschaffung der Armut* wird das alternative Wissen des Textes dadurch plausibilisiert, dass der hegemoniale Diskurs über Slums als Teil einer »virtuelle[n] Wirklichkeit« inszeniert wird.

2. Alle Texte folgen einem ähnlichen narrativen Muster. Die Auseinandersetzung mit Slums geschieht zuerst durch einen Blick aus der Ferne und in einem zweiten Schritt durch eine Exkursion des/r Protagonist*in in einen Slum. Slums werden somit als Annäherungen von Fremden an diese erzählt. Während diese zwei Schritte in *Bioskoop der Nacht* und *Lookalikes* eine narrative Abfolge bilden, oszilliert Trojanows Text jedoch eher kontinuierlich zwischen diesen beiden Perspektiven. Zudem werden die Protagonist*innen in Tawadas und Meineckes Texten von lokalen Führer*innen geleitet, was in der *Abschaffung der Armut* nicht der Fall ist.
3. Die Protagonist*innen fungieren bei ihren Gängen in die Slums als Grenzüberschreiter*innen.¹⁷ Sie ähneln in dieser Hinsicht durchaus klassischen Reporterfiguren, die sich zwischen unterschiedlichen Räumen bewegen und in Kontakt mit verschiedenen sozialen Gruppen stehen.¹⁸ Dabei ist jedoch festzustellen, dass lediglich Trojanow sich der für die Figur des Reporters typischen Form der Reportage bedient.
4. Slums werden nicht als bloß lokale bzw. unverbundene Orte dargestellt. Sie sind vielmehr Räume, in denen sich transnationale und -kulturelle Interaktions- und Austauschprozesse bündeln. Die Texte rufen in diesem Zusammenhang verschiedene Dimensionen der Globalisierung auf: In Trojanows Reportage erscheinen Slums als Räume einer weltweiten sozioökonomischen Stratifikation und eines Kosmopolitismus der Subalternen, in Meineckes Roman werden sie als Teile der Kulturen des *black Atlantic* verstanden und in Tawadas Text als Knotenpunkte multilingual-kosmopolitischer Alltagspraktiken.
5. Es kommt zu einer positiven und heterogenisierenden Umkodierung von Slums, durch die diese mit kosmopolitischen Alltagspraktiken, Multilingualität und kultureller Hybridisierung verbunden werden. In einem stärkeren Maße als bei Tawada und Meinecke wird diese Neukodierung bei Trojanow als ein auch politischer Gegensatz zur transnationalen Kultur neoliberaler Eliten positioniert.

17 | Dies betont Meinecke (vgl. 2012: 301) in einem Interview zu *Lookalikes*.

18 | Egon Erwin Kisch, der für Trojanows Reportagepoetik wichtig ist (vgl. Trojanow 2010d: 187f.), formulierte dies früh: »Ein Reporter muß mit allen Kreisen der Gesellschaft Fühlung haben, von der allerhöchsten bis zu den allerniedrigsten.« (Kisch 1983: 215)

6. Die Umkodierung der Slums bedeutet in den drei Texten ihre Erfassung durch die politischen und kulturtheoretischen Vorannahmen, die für die Weltinterpretation der Autor*innen auch jenseits von Slums grundlegend sind. Die Texte legen den Fokus ihrer Konstruktionen von Slums deshalb auf Multilingualität (Tawada), Kosmopolitismus (Trojanow) und Hybridität (Meinecke), obgleich sich diese drei Dimensionen in den Texten freilich nicht säuberlich trennen lassen und in allen zu einem gewissen Maße enthalten sind. Dies bedeutet auch, dass die Slums in diesen Texten mit etischen – im Gegensatz zu emischen – Interpretationsmustern und -kategorien erfasst werden. Dies wäre zwar einerseits zu problematisieren, andererseits allerdings als zumindest in einem geringen Maße unvermeidlich anzuerkennen, da die Texte aus der situierten Perspektive ihrer Autor*innen verfasst sind, welche eben eine den Slums Äußerliche ist.

Auf Grundlage dieser Elemente lassen sich die Texte Meineckes, Tawadas und Trojanows in die von Paul Michael Lützeler beschriebene Tradition einer Reiseliteratur einordnen, in der die Gesellschaften des Globalen Südens »[n]icht mit dem überlegenen, besserwisserischen, ausbeuterischen und missionarischen kolonialen, sondern mit dem offenen, wißbegierigen, solidarischen und gleichwohl kritischen postkolonialen Blick [...] zu erkennen« (Lützeler 1997: 29) versucht werden. Dass selbst dieser postkoloniale Blick noch durch vom beschriebenen Gegenstand relativ unabhängige weltanschauliche und kulturtheoretische Vorannahmen wesentlich geprägt ist, zeigen die politischen und kulturtheoretischen Parameter, mit deren Hilfe Meinecke, Tawada und Trojanow die konkreten kulturellen und sozialen Lebenswelten der Slums konstruieren. Dem postkolonialen Blick dieser Autor*innen ist zudem ein bestimmtes Globalisierungsverständnis eingeschrieben, insofern sie Slums als Teile transnationaler und -kultureller Vernetzungen darstellen. Letztere werden in den Texten nicht durch ein Narrativ vorgestellt, das Globalisierung mit kultureller Homogenisierung verbindet. Die Autor*innen schließen vielmehr an ein – zum Beispiel kulturanthropologisches – Wissen an, das Globalisierungsprozesse als Katalysatoren neuer Formen von Diversität und Hybridität versteht (vgl. Appadurai 1996). Slums erscheinen deshalb in den Texten Meineckes, Tawadas und Trojanows nicht zuletzt als heterogene Stadträume der Globalisierung.

LITERATUR

- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis/London.
- Brandt, Bettina/Schyns, Désirée (2010): Neu Vernetzt. Yoko Tawadas *Bioskoop der Nacht* auf Niederländisch. In: *Études Germaniques* 3, H. 259, S. 535-549.
- Brantlinger, Patrick (1985): Victorians and Africans. The Genealogy of the Myth of the Dark Continent. In: *Critical Inquiry* 12, S. 166-203.
- Davis, Mike (2007): *Planet of Slums*. London/New York.

- Ette, Ottmar (2016): *Writing-between-Worlds. TransArea Studies and the Literatures-without-a-fixed-Abode*. Berlin / Boston.
- Gilbert, Alan (2007): *The Return of the Slum. Does Language Matter?* In: *International Journal of Urban and Regional Research* 31, H. 4, S. 697-713.
- Grass, Günter (1988): *Zunge zeigen*. Darmstadt.
- Kisch, Egon Erwin (1983): *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Bd. 9: *Mein Leben für die Zeitung. 1926-1947. Journalistische Texte 2*. Hg. v. Bodo Uhse u. Gisela Kisch. Fortgeführt v. Fritz Hofmann u. Josef Poláček. Berlin / Weimar.
- Kleeberg, Bernhard (2011): *Reisen in den Kontinent der Armut. Ethnographie des Sozialen im 19. Jahrhundert*. In: Michael Neumann / Kerstin Stüssel (Hg.): *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Konstanz, S. 29-52.
- Kraenzle, Christina (2012): *Rewriting Colonial Travelogues. Cosmopolitan Visions and Colonial Legacies in Nomade auf vier Kontinenten / Nomad on Four Continents*. In: Julian Preece (Hg.): *Ilija Trojanow*. Bern, S. 127-152.
- Kreienbrock, Jörg (2015): »Ohne Lacan geht natürlich gar nichts – und das ist ganz schön lästig«. Ein Interview mit Thomas Meinecke. In: Stefan Höppner / Jörg Kreienbrock (Hg.): *Die amerikanischen Götter. Transatlantische Prozesse in der deutschsprachigen Literatur und Popkultur seit 1945*. Berlin, S. 233-242.
- Krstić, Igor (2016): *Slums on Screen. World Cinema and the Planet of Slums*. Edinburgh.
- Lindner, Rolf (2004): *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt a.M. / New York.
- Lützeler, Paul Michael (1997): *Einleitung. Der postkoloniale Blick*. In: Ders. (Hg.): *Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt*. Frankfurt a.M., S. 7-33.
- Maltzan, Carlotta von (2012): *Magie der Sprache. Yoko Tawada zu Südafrika in Bioskoop der Nacht*. In: Dies. (Hg.): *Magie und Sprache*. Bern, S. 185-195.
- Meinecke, Thomas (2011): *Lookalikes*. Roman. Frankfurt a.M.
- Ders. (2012): *Ich als Text*. Frankfurter Poetikvorlesungen. Frankfurt a.M.
- Ders. (2013): *Analog*. Mit Zeichnungen v. Michaela Melián. Berlin.
- Otto, André (2015): *Megastadt. Kinematographisches Mumbai und das Rhizom des Abjekten*. In: Jörg Dünne / Andreas Mahler (Hg.): *Handbuch Literatur und Raum*. Berlin / Boston, S. 494-504.
- Peters, Laura (2012): *Stadttext und Selbstbild. Berliner Autoren der Postmigration nach 1989*. Heidelberg.
- Picandet, Katharina (2011): *Zitatenroman der Gegenwart*. Georg Schmid »Roman trouvé«, Marcel Beyer »Das Menschenfleisch«, Thomas Meinecke »Hellblau«. Frankfurt a.M.
- Pike, David L. (2016): *Slum*. In: Eric Hayot / Rebecca L. Walkowitz (Hg.): *A New Vocabulary of Global Modernism*. New York, S. 198-213.
- Poore, Carole (2000): *The Bonds of Labor. German Journeys to the Working World, 1890-1990*. Detroit.
- Prakash, Gyan (2010): *Mumbai Fables. A History of an Enchanted City*. Princeton.

- Redlich, Jeremy (2017): Representations of Public Space and the Construction of Race in Yoko Tawada's *Bioskoop der Nacht*. In: The German Quarterly 90, H. 2, S. 196-211.
- Rancière, Jacques (2003): Short Voyages to the Land of the People. Aus dem Franz. v. James B. Swenson. Stanford.
- Sassen, Saskia (1991): The Global City. New York/ London/ Tokyo.
- Schaub, Christoph (2019a): Proletarische Welten. Internationalistische Weltliteratur in der Weimarer Republik. Berlin/ Boston.
- Ders. (2019b): The Limits of Connectivity. Literary Knowledge of Globalization in Thomas Meinecke's *Hellblau*. In: The Germanic Review 94, H. 4, S. 326-344.
- Smith-Prei, Carrie (2017): Ilija Trojanow and the Cosmopolitical Public Intellectual. In: Helga Mitterbauer/ Carrie Smith-Prei: Crossing Central Europe: Continuities and Transformations, 1900 and 2000. Toronto/ Buffalo/ London, S. 251-273.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2012): Imperative to Re-imagine the Planet. In: Dies.: An Aesthetic Education in the Era of Globalization. Cambridge/ London, S. 335-350.
- Tawada, Yoko (2002): Bioskoop der Nacht. In: Dies.: Übersetzungen. Tübingen, S. 61-91.
- Trojanow, Ilija (2008): Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton. München.
- Ders. (2010a): Die Abschaffung der Armut. In: Ders.: Der entfesselte Globus. Reportagen. München, S. 65-74.
- Ders. (2010b): Bombay Revisited. In: Ders.: Der entfesselte Globus. Reportagen. München, S. 98-109.
- Ders. (2010c): Vorwort. In: Ders.: Der entfesselte Globus. Reportagen. München, S. 7f.
- Ders. (2010d): Die Wahrheit der verwischten Fakten. In: Ders.: Der entfesselte Globus. Reportagen. München, S. 186-191.
- Ders. (2012): Weltbürgertum heute: Rede zu einer kosmopolitischen Kultur/ What Being a Citizen of the World Means Today. On Cosmopolitan Culture. Aus dem Dt. v. Seiriol Dafydd. In: Julian Preece (Hg.): Ilija Trojanow. Bern, S. 15-43.
- Wagner, Sabrina (2015): Aufklärer der Gegenwart. Politische Autorschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Julie Zeh, Ilija Trojanow, Uwe Tellkamp. Göttingen.
- World Bank/ UNCHS (Habitat) (2000): Cities Alliance for Cities without Slums. Action plan for Moving Slum Upgrading to Scale; online unter: <https://www.citiesalliance.org/cities-without-slums-action-plan> [Stand: 1.4.2020].
- Yildiz, Yasemin (2007): Tawada's Multilingual Moves. Toward a Transnational Imaginary. In: Doug Slaymaker (Hg.): Yoko Tawada. Voices from Everywhere. Lanham, S. 77-89.

The Functionalization of the Figure of the Refugee and the Role of the *Bildungsbürgertum* in Jenny Erpenbeck's *Gehen, Ging, Gegangen* (2015) and Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis* (2016)

DANIELA ROTH

Abstract

This article shows how in the novel *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck, and in Bodo Kirchhoff's novella *Widerfahrnis*, the depicted fugitives are functionalized for the personal development of the protagonists. Although both texts deal with the so-called refugee crisis and the suffering of the refugees, they are still focused on established and white characters from the educated middle-class elite, who are in a personal crisis. In Erpenbeck's novel, Richard, a retired professor, tries to find his role in society and to redefine himself. Kirchhoff also shows two intellectual protagonists, Reither and Leonie, who, having experienced personal losses, are looking for meaning in their lives. Through their interactions with fugitives, the characters strive to regain authority over their identity construction and self-perception. Especially for Reither and Leonie, this path to self-knowledge is part of a "coming-of-age" process, as Anne Haemig calls it in her review of the novella in the *Spiegel*. In *Gehen, Ging, Gegangen*, the African fugitives also help the protagonist Richard face his personal crisis in a phase of uncertainty. This results in a hierarchization of precarity, which puts the crisis of the protagonists in the foreground and marginalizes the suffering of the refugees. This contribution argues, however, that both texts in their reference to traditional genres such as the Bildungsroman and the novella, and by emphasizing tropes and clichés, ironically reflect upon the role of the *Bildungsbürgertum* in the current discourse on the refugee crisis.

Title: »Die Funktionalisierung der Figur des Geflüchteten und die Rolle des Bildungsbürgertums in Jenny Erpenbecks *Gehen, Ging, Gegangen* (2015) und Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis* (2016)«

Keywords: refugees; *Bildungsbürgertum*; Jenny Erpenbeck (*1967); Bodo Kirchhoff (*1948)

Beginning in fall 2015, refugees fleeing from war and terror in Syria, Iraq, Libya, Somalia, Eritrea and other countries, came to seek asylum in Europe, particularly in Germany. Angela Merkel's decision to open the borders to prevent a humanitarian catastrophe on September 5th, 2015 resulted in huge controversies in German society and, indirectly, the rise of radical right-wing movements building on fear and xenophobic sentiments, and drawing on fears of ›Überfremdung‹

and the loss of a ›German Identity‹. Moreover, the idea of a German ›Leitkultur‹ became re-popularized in social, cultural, and political discourse, functioning as an ideal of German culture that needed to be defended against the ›other‹ cultures entering Germany in the form of refugees, coming as they were, and currently are, from (mostly) Islamic countries. In the fifth of Thomas de Maizière's controversial theses on the German ›Leitkultur‹, published in *Die Zeit*, aspects of education in the sense of *Bildungsbürgertum* are clearly emphasized:

Wir sind Kulturnation. Kaum ein Land ist so geprägt von Kultur und Philosophie wie Deutschland. Deutschland hat großen Einfluss auf die kulturelle Entwicklung der ganzen Welt genommen. Bach und Goethe ›gehören‹ der ganzen Welt und waren Deutsche. Wir haben unser eigenes Verständnis vom Stellenwert der Kultur in unserer Gesellschaft. [...] Kultur in einem weiten Sinne, unser Blick darauf und das, was wir dafür tun, auch das gehört zu uns. (Maizière 2017)

This draws on the idea of a German *Kulturnation*, with literature functioning as an important part of the concept. Germany's self-perception as the ›Land der Dichter und Denker‹ doubtlessly builds on ideas of a moral, cultural, artistic – and national – education (cf. also Franzel 2014: 379). *Bildung*, according to Tobias Boes, is »a central term within [the] philosophical tradition that refers to the organic and teleological growth of an individual« (Boes 2012: 4). However, Boes also states that the idea of *Bildung* is a philosophical »strateg[y] of emplotment« (ibid.: 6) and the focus on *Bildung* as part – or important factor – of a national (German) identity could thus be seen as a response to changes and turning points. The clash between the so-called educated elite and a middle class that feels left behind fuels the controversial discussions about Germany's approach to the global movements of refugees. This also leads to the question about the role of the *Bildungsbürgertum* in contemporary social and cultural discourse, in the fields of literature and cultural studies, about the so-called refugee crisis.

Two important literary contributions to the cultural engagement and discussions about refugees in German society – or, at least, two contributions interpreted and most of all marketed as such – are Jenny Erpenbeck's *Gehen, Ging, Gegangen* (2015) and Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis* (2016). Erpenbeck's text was on the shortlist for the *Deutschen Buchpreis* in the fall of 2015 and was celebrated as the »Buch der Stunde« (Schmitter 2015: 126). One year later, Bodo Kirchhoff won this highly prestigious prize with his novella (cf. Platthaus 2016). Both authors are established authors and the books received a lot of attention in the German Feuilleton. Erpenbeck's text can be read as a post-retirement *Bildungsroman*, a genre that is seen as representing the classical ideal of (cultural) education and German idealism (cf. Boes 2012: 1, 4) – however, the book does not portray a young protagonist and his development, and thereby opposes traditional genre conventions and definitions. By choosing a genre that evokes the idea of *Bildung*, Erpenbeck embeds the topic of a contemporary crisis in a traditionally national genre that focuses on education and moral development. Kirchhoff's text is labeled as a novella; accordingly, it is placed within a genre with a long literary

tradition (cf. Steckenbiller 2019: 77), which, for the reader, also leads to certain genre expectations. The informed reader will automatically think about the *Decameron* (1353), but also Goethe's *Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter* (1795), drawing a connection to both the German tradition of the novella from the nineteenth century and the topic of refuge and refugees. According to Florian Fuchs, »the novella's unique technique of appearing in the world [...] is marked by its ability to turn the mere story of a strange occurrence or character into a symbolic story that becomes applicable anywhere and at any time« (Fuchs 2019: 401). Thus, both authors chose rather traditional genres to examine a contemporary issue of pressing importance – the so-called »refugee crisis« – which leads to the question how the choice of genre interacts with narrative, and how analyzing the role of genre allows for a deeper understanding of the texts.

Although both texts depict the fates and sorrows of refugees, they focus on main characters that are members of the educational and cultural elite in German society. In both cases, the protagonists are established white men from intellectual, *bildungsbürgerliche* backgrounds – Richard, a retired university professor who struggles to find a new role in society, and Reither, a sophisticated, albeit not terribly successful, publisher who had to sell his publishing house and bookstore. The main characters in these texts both attempt to reclaim authority over their self-conceptions, and it is to this end that their encounters with refugees are functionalized. For both Reither and his companion Leonie Palm, their interactions with refugees serve as one step in a process of »coming-of-age«, as Anne Haemig calls it in her review in *Der Spiegel* (cf. Haemig 2016). Quite similarly, the asylum-seekers in *Gehen, Ging, Gegangen* help the protagonist Richard to overcome his personal post-retirement crisis (cf. Steckenbiller 2019: 69). Coming-of-age, as Haemig uses the term, is thus meant to describe a concept of aging that connotes a phase of in-betweenness, insecurity, and crisis.

Age and aging have recently been discussed extensively in contemporary research in literary and cultural studies (cf. Vedder/Willer 2012: 254),¹ especially as literary presentation of age have

ein performatives Potenzial, das die ausschließliche Zuschreibung von Altersstereotypen, die gegebene Abfolge von Lebensstufen und auch die Linearität von Lebensläufen produktiv zu verunsichern und in Bewegung zu bringen vermag. Insbesondere für die Gegenwartsliteratur wird das Alter zu einem zugleich ästhetischen und epistemischen Schauplatz, auf dem unterschiedliche Darstellungsweisen und Wissensdiskurse zusammengeführt werden können. (Ibid.: 256)

This article does not aim to discuss demographic changes, the various representations and social construction of age, or the performative aspects of the literary depiction of age – or, for that matter, questions of agency, the aesthetics of »old age style« (Taberner 2013: 199), and the role of temporality and »late-

1 | See also Deiters et al. 2015; Mahr 2016; and Weber 2013.

ness« (Leeder 2015: 3).² Although there is a connection between the demographic change and immigration in Germany (Taberner 2013: 4f.), the focus of this article lies on the aestheticized phase of post-retirement crisis and personal development that is portrayed in these texts, as well as the interrelations between this phase, aspects of *Bildungsbürgertum*, and the portrayal of the so-called ›refugee crisis‹. As Christiane Steckenbiller points out in *Futurity, Aging, and Personal Crisis* (Steckenbiller 2019), both protagonists belong to a generation that lived in a time period after the Second World War that is characterized by important developments and political changes, the tumultuous times after 1968, and the division of Germany (cf. *ibid.*: 69). Thus, Steckenbiller reads them as »representative for the views of an aging German or Western society and its attempt to come to terms with the present and the past – Europe’s more recent past, the Holocaust, but also, remarkably, European colonialism« (*ibid.*).

While Steckenbiller contends that »both texts fall short of disrupting current practices of inclusion« and both protagonists do not succeed in overcoming the challenges of contemporary society (*ibid.*: 69), my focus lies elsewhere. I argue that the texts, by foregrounding their protagonists’ personal crises and failures, reflect on the role, the self-doubt, and the identity crises of the German bourgeoisie that tries to reposition itself in response to so-called refugee crises and the discussion about national identity, *Bildung*, and ›Leitkultur‹, as well as the clash between conservative and liberal ideas of *Bildung*.

Globalization and the challenges of mass migration also led to the rise of nationalist sentiments and fears of the disappearance of the Western culture that right-wing movements instrumentalize. By portraying migrants and thus ›outsiders‹ as a potential threat, the idea of a strong nation state and assumed protective powers are strengthened. In order to protect its citizens from precarity, the ›other‹ needs to be marginalized. The mechanisms that are used to this end can also be explained by Judith Butler’s and Isabell Lorey’s theories on precarity and the hierarchy of precariousness and precarity. Lorey’s analysis of precarity is a critique of neoliberalism and the effects of governmental precarization which is based on the idea that all life is precarious and in order to create a sense of protection the nation state enforces a hierarchization of precarity.

According to Lorey,

precarity denotes the striation and distribution of precariousness in relations to inequality, the hierarchization of being-with that accompanies the process of *othering*. This dimension of the precarious covers naturalized relations of domination, through which belonging to a group is attributed or denied to individuals. (Lorey 2015: 12)

While Lorey mostly focuses on economic and health-related forms of precariousness, I contend that the longing for a coherent identity is part of the human

2 | Notably, as both protagonists are men, one could also analyze these texts in relation to a crisis of masculinity (cf. Bauer 2015). However, this is not the focus of this article.

need for security, both physically and with respect to the stability of ones living conditions and identity. It not only creates a sense of belonging to a group, but it is also used to exclude perceived threats from groups that are seen as worthy of protection from the nation state. Lorey also points out that »normalizing self-government is based on an imagination of coherence, identity and wholeness that goes back to the construction of a male, white bourgeois subject« (ibid.: 30). Following Lorey's analysis, referencing and emphasizing a shared national and cultural identity can create stability for one group and also serves as a tool to exclude and marginalize outsiders as a means of protection.

In *Gehen, Ging, Gegangen* and *Widerfahrnis* mechanisms of othering become visible in the protagonists' interactions with refugees as well as in the functionalization of the refugee characters as plot elements or objects of knowledge in the context of *Bildung*. Both protagonists are white bourgeois men who have an identity crisis and the refugee characters help them to overcome this crisis. When interacting with the refugees the protagonists display strategies that are symptomatic of the Western perspective on the ›other‹ that has been criticized by post-colonial scholars:

In the 1980s, when postcolonial studies was becoming established as a going scholarly domain in the North Atlantic academy [...], its project was to criticize (in the hermeneutic language of the day, to deconstruct) colonial knowledge and its assumptions. Edward Said's *Orientalism* (1978) of course in many ways constituted the inaugural move in this enterprise. But the purchase it had on strategies of criticism was made possible not only by the changing global politics of the third world (the decline of national liberationism) but also by a cognitive shift (the cultural turn) (Lomba 2005: 391).

While Richard wants to understand the people and cultural differences he encounters and genuinely wants to help and learn from them, the refugees remain objects of knowledge and the exotic ›other‹. Reither, on the other hand, does not really try to understand the precarious situation of the refugees and distances himself from their sorrows. Ultimately, both are focused on their own perceived precariousness, i.e. their identity crises, which become visible through interaction with the ›other‹ and are overcome by functionalizing said ›other‹.

Accordingly, I not only explore the role of the *Bildungsbürgertum* in these texts, but also critically analyze the functionalization of the refugees' stories for the main characters' personal development, as they are instrumentalized to help the protagonists in their struggle to re-define their identities in a phase where they are searching for new reference points for their identity construction that is no longer rooted in their prior self-conception as members of the bourgeoisie.

However, by referencing genres such as the *Bildungsroman* and the novella both texts place themselves in a long tradition in the Western canon and are associated with Weimar classicism, Romantic nationalism and the image of a German ›Leitkultur‹. By using these traditional narrative forms when writing about contemporary issues such as the so-called ›refugee crisis‹, both texts position

themselves – and their readers – as a part of a *bildungsbürgerlicher* discourse. By exposing mechanisms of othering as inherent in the Western concept of *Bildung*, both texts also reflect on their own role in the cultural discourse about the so-called ›refugee crisis‹, as well as the limitations of their own perspectives as representatives and members of a culturally educated class. This points to the insecurity and struggles of the so-called cultural establishment and the *Bildungsbürgertum* whose self-image and understanding is so deeply rooted in a national – and Western – cultural tradition.

JENNY ERPENBECK'S *GEHEN, GING, GEGANGEN* – THE ENCOUNTER WITH THE REFUGEE AS A CATHARTIC AND EDUCATIONAL EXPERIENCE

The first text I address here is Erpenbeck's *Gehen, Ging, Gegangen*, published when the ›refugee crisis‹ was most prominent in political, social, and cultural discourse. It received generally good reviews (cf. Lühmann 2015; Moritz 2015), and Buchzik describes the novel in the *Spiegel* as a text that »einen wichtigen Beitrag zur Flüchtlingsdebatte [leistet]« (Buchzik 2015). Friedmar Apel praises Erpenbeck's text in the FAZ as a »gründlich recherchierte[n] Tatsachenroman, [...] [der] an der Schwelle einer dramatischen Ausweitung des Flüchtlingsproblems wie der politischen Auseinandersetzung damit [erscheint]« (Apel 2017). However, the *Feuilleton* criticizes the documentary-like style and educational tone of the novel, its perspective (cf. Granzin 2015), and its »Vorsätzlichkeit« (Magenau 2015) – indeed, Wolfgang Schneider (*Deutschlandfunk Kultur*) even describes the text as »überholt« (Schneider 2015).

Recent scholarship on Erpenbeck's novel also focuses on the protagonist's relationship with the African refugees with whom he interacts. For example, both Stefan Hermes (cf. 2016) and Johanna Vollmeyer (cf. 2017) criticize how the protagonist Richard treats the men as his research subjects and objects of knowledge and Steckenbiller comments on the colonialist views and the exoticism inherent in Richard's perspective (cf. Steckenbiller 2019: 73). Hermes also emphasizes the protagonist's paternalistic and colonial attitude (cf. Hermes 2016: 182) while Vollmeyer argues that Richard needs the ›other‹ – the refugees – in order to (re-) construct his identity (cf. Vollmeyer 2017: 198f.). The novel's focus is indeed on its main protagonist Richard, as the reader only has access to his perspective; accordingly, the thoughts and stories of the refugees must be told through him.

While Brangwen Stone focuses on »trauma and empathy« as »the stories and experiences of exile and displacement in the literary canon, and German history, establish points of empathic connection between Richard and the refugees« (Stone 2017: 12), Monika Shafi sees the novel as an attempt to »foster comprehension, empathy, and perhaps even encourage action on behalf of the refugees« (Shafi 2017: 186). She also reads the novel as a critique of the laws and structures that regulate German and European treatments of migrants and asylum-seekers, and their connections to concepts of the nation state and cosmopolitanism. Shafi

argues that the novel offers »an alternative, postnational vision of inclusion and community« (ibid.: 187). Shafi also sees Erpenbeck's text as »comprehensive approach to globalization« (ibid.: 188) and an agent in social and cultural discourse; however, her focus lies on the ethical role and impact of the text (cf. ibid.: 187). Shafi, Ludewig and Steckenbiller all see Richard as a *Bildungsbürger* (cf. ibid.; Ludewig 2017: 270; Steckenbiller 2019: 70) or even as »bürgerlichen Repräsentanten einer breiten Mittelschicht« (Ludewig 2017: 270), but they do not explore the reference to the genre of the *Bildungsroman*.³ However, this connection is relatively plain to see, as the protagonist experiences substantial educational, moral, and personal development (cf. Shafi 2017: 187; Hermes 2016: 184; Ludewig 2017: 272) that changes and forms him, and, as Steckenbiller points out, also educates him about colonialism and imperialism (cf. Steckenbiller 2019: 74).

The German *Bildungsroman*, and Goethe's *Willhelm Meisters Lehrjahre* as one of its most famous examples, present, according to Karl Morgenstern in 1819, »German life, German thought and the morals of our time« (Morgenstern 2009: 655). Not surprisingly, the *Bildungsroman* has been criticized as a genre that represents a Western or German ideal, but according to Boes, other scholars see the *Bildungsroman* as a »literary response to changing times in which individuals have to secure their own place in the world rather than find it pre-given in tradition or inheritance« (Boes 2012: 4).

Boes argues in *Formative Fictions* (2012) that the *Bildungsroman* has a strong connection to the »rise of modern nationalism« (ibid.: 3), and he also points out that the *Bildungsromane* he analyzes,

respond to turning points in the history of German nationalism [...] by trying to give what I shall henceforth call a »national form« to the narrative trajectories of their protagonists. Yet despite the fact that harmony and teleology are among most-often enumerated qualities of traditional *Bildungsromane*, none of these novels ultimately succeed in giving a definitive form of the collective experience that they articulate. There is always some kind of remainder, some identity claim that resists nationalism's aim for closure in what [...] we can identify as the normative regime of the nation-state. These remainders are the novels' »cosmopolitan« elements. (Ibid.)

This means that *Bildungsromane* resist an established normative framework in a way, while also having a strong connection to the self-image of the *Bildungsbürgertum*. As Wilhelm Vosskamp states, »Der Bildungsroman ist darin eine Allegorie des deutschen Bürgertums, als er die Doppelheit von selbstbestätigender Homogenisierung, und kritischer Selbstreflexion in seiner Geschichte zu

3 | Ludewig draws a connection to a »Bürgerlichkeitsdiskurs« (Ludewig 2017: 270) and the developments in our current »gesellschaftlichen Mitte« (ibid.), however she does not read the novel as a *Bildungsroman*. Instead, she interprets the focus on the body in the lake as »unerhörte Begebenheit« (ibid.: 272) and for her, the parallel to the refugees drowning in the Mediterranean Sea inspires Richard to become active (cf. ibid.).

verbinden vermag« (Vosskamp 2009: 141f.). Boes thinks that the criticism of and the contradictions within the *Bildungsroman* are a reflection of larger issues in the field of (German) literary studies, namely the need to distance itself from national essentialism, but at the same time define its own scope and field in globalized approaches to world literature. In his analysis, Boes also points out what he calls Morgenstern's »performative« understanding of *Bildung*« (Boes 2012: 5), the effect on the reader, and he ultimately claims that »any attempts to give a national form to the life of a protagonist will always resist fulfillment in institutional structures [...] and they will always remain internally asynchronous, thereby revealing cosmopolitan character« (ibid.: 7).⁴

Building on this analysis of the *Bildungsroman*, I argue that Erpenbeck's *Gehen, Ging, Gegangen* draws on traditional ideas and concepts of the German *Bildungsroman* to point to the larger contradictions within the field, as highlighted by Boes. By creating an ironic distance between the narrator and the focalizer, the problematic perspective of the protagonist is exposed, but through the choice of genre, the text also critically reflects on its own role and perspective of the *Bildungsbürgertum* in contemporary discourses about the so-called »refugee crisis«. Richard is shown as a character who attempts to learn from his encounters with refugees, but, in the end, fails to break out of his old ways of thinking.

Until his retirement, the starting point of the story, the protagonist Richard was a professor of »Klassische Philologie« at the Humboldt-Universität in Berlin and the head of his department. He is portrayed as man who likes a certain routine; for instance, he always eats one slice of bread with honey and one slice of bread with cheese every morning (only on Sundays does he treat himself to a hard-boiled egg) (cf. Erpenbeck 2015: 32). His wife died 5 years ago, and the lover he took in the following years was unfaithful and left him. Richard feels alone and struggles to find something meaningful to occupy his mind, as he does not know »wie lange es dauern wird, bis er sich daran gewöhnt hat, Zeit zu haben« (ibid.: 9).

Needless to say, education, and »German, European, or Western cultural history at large« (Steckenbiller 2019: 70) play an important role in Richard's life. Once he is alone with all his books and moving boxes from his former office in his department, he realizes that his education and knowledge might not mean anything now that he is all by himself; »auch das, was man Bildung nennt, alles, was er weiß und gelernt hat, ist von nun an nur noch sein Privateigentum« (Erpenbeck 2015: 15). He believes in a constant aspiration to wholeness; »für alles gibt es eine ideale Form, für die profanen Dinge des Lebens ebenso wie für Arbeit und Kunst« (ibid.: 24), but he does not yet know his new role in society. Thus, Richard needs something that helps him to achieve this wholeness. When Richard hears about asylum-seekers protesting on the Alexanderplatz, he is fascinated by their attempt to become visible by refusing to reveal their identities, as it reminds him of the Odyssey (cf. ibid.: 31f.). He wants to learn more about them.

4 | For an extensive analysis of the *Bildungsroman*, see Kontje 1993.

The way Richard approaches the group of refugees is based on his self-image and self-conception as a researcher who – especially at the beginning – does not reflect on his Eurocentric perspective (cf. Ludewig 2017: 273). He informs himself about geographical aspects of Africa and develops a questionnaire that he uses to learn more about the refugees (cf. Erpenbeck 2015: 51). Moreover, he attempts to understand and characterize them through concepts and knowledge that he has acquired through his own classical education. He compares the refugees to characters from Greek mythology or artworks and gives them names of characters from medieval literature, for instance »Der Mond von Wismar« (ibid.: 283), »Apoll« (ibid.: 84), and »Tristan« (ibid.). His only way to »read« them, at first, is to capture their stories and interpret them through the lens of his own education (Roth 2018a: 215f.).⁵ Some reviews of the book criticize this attitude as highly problematic. Buchzik, for instance, writes:

Leider kommentiert Richard permanent die Geschichten der Flüchtlinge und versucht sie auf seine gutbürgerliche Lebens- und Leserwelt anzuwenden: Auch Blanscheflur starb bei Tristans Geburt, konstatiert der emeritierte Professor, als ein verwaister Flüchtling ihm seine Geschichte erzählt. Auch Mozarts Tamino wurde geprügelt und davon abgehalten, weiterzugehen, sinniert Richard, auch Goethes Iphigenie war letztlich Emigrant auf Tauris – auf den Gedanken, dass zwischen Emigration und Flucht ein Unterschied bestehen könnte, kommt Erpenbecks Protagonist nicht. (Buchzik 2015)

Additionally, in his description of the refugees, Richard often re-enforces a certain exoticism and romanticizing of the »other« (cf. Erpenbeck 2015: 191; Ludewig 2017: 282); for instance, when he repeatedly highlights the men's skin colour (cf. Hermes 2016: 183), when he expresses his fascination with the cultural differences and practices he notices (cf. Steckenbiller 2019: 73) or the objectification and racialization of the teacher from Ethiopia (ibid.: 74). Although he is curious about their stories, he interprets them through a Western lens and sees them as objects of knowledge that he can acquire. Accordingly, the refugees are assigned an identity from outside and thus become objects of knowledge (Young 2003: 11–13, 18) – a knowledge to which they do not have access (ibid.: 14, 18) as long as they are outside of the discursive system. Richard attempts to learn from them, first by making them his research objects, and only later does he notice that German institutions exclude them from accessing knowledge themselves.

Steckenbiller, Theele, Hermes, and the Feuilleton criticize Richard's behaviour and attitude as examples of Eurocentrism and of a concept of *Bildung* that promotes a (re-)colonizing, Western view on education. Steckenbiller – referring to Frederick Beiser (2006) – defines the concept of *Bildung* as »a Romantic ideal, aimed at restoring wholeness in society through political unity, individual self-cultivation, and aesthetic judgment« (Steckenbiller 2019: 71). She sees the

5 | The attempt to make the refugees and especially their names accessible for Richard was also pointed out by other scholars, for instance Ludewig (2017: 273) and Steckenbiller (2019: 73).

novel as »a critique of knowledge production and [...] the Eurocentric focus inherent in the concept of *Bildung*« (Steckenbiller 2019: 70f.), as »*Bildung* [...] culturally roots Richard in the German middle class but also alludes to the orientalist and Eurocentric focus inherent in Enlightenment thinking« (ibid: 71). While I agree with these observations, I claim that the text exaggerates Richard's Eurocentric view and his tendencies to »interpret« the refugees' stories and experiences within the framework of his Western – and German – cultural education in order to create a self-critical layer in the text. Through an ironic distance, created by the narrator, the readers are able to clearly identify Richard's problematic behaviour and critically reflect on the Western concept of *Bildung*. One example of this is a sequence in the text in which the narrator comments: »Apoll, Tristan und der Olympier bekommen nun ihren Platz in einem deutschen Wohnzimmer mit Couches, Fernseher, Obstschale und Bücherregal« (Erpenbeck 2015: 117). Steckenbiller notes that it is »not clear whether Richard shares this ironic view« (Steckenbiller 2019: 73); however, I contend that by ironicizing and criticizing Richard's approaches to understanding the refugees' sorrows and experiences, and his interactions with them, the text distances itself from Richard's view and draws the readers' attention to the inherent difficulties that Richard encounters in his interactions with the African men. While he tries to support the refugees and to learn more about their culture, his prejudices, as well as his continuing feeling of intellectual superiority rooted in his education and self-image as a scholar, become visible. By exposing Richard's problematic perspective and through its educational tone, the text draws the readers' attention to its own problematic role in public discourse about the »refugee crisis«. While literature plays a role in the public sphere – and can possess »ethical power« as Shafi puts it (Shafi 2017: 187) – Erpenbeck's text, by exaggerating Richard's *bildungsbürgerliche* perspectives, shows a certain self-awareness, as the text is written by an established white author who, herself, is part of an educated class.

Richard experiences his own learning process as a new, fresh start, and the narrator comments: »Der emeritierte Professor, der [...] an einem Tag so vieles zum ersten Mal hört, als sei er noch mal ein Kind« (Erpenbeck 2015: 70). Richard is the main focalizer and the story is told from his perspective, but in some instances – like in the quote above – the narrator becomes visible, commenting on Richards experiences. This creates a distance between the text and its protagonist that allows the text to critically comment on Richard's behaviour and views on a metalevel. For Richard, his friendship with the African refugees is a way to fill his life with meaning, to transition from a self-image that was strongly connected to his work as professor, to a new self-image defined by his post-work life. Thus, the refugees help him to »come of age« in the wake of his late-stage, post-retirement crisis of identity. The people he encounters and the stories they tell him help him to reflect on his achievements and the failures in his personal life, as well as on his own prejudices (cf. Roth 2018a: 216). The group of asylum-seekers not only bring Richard and some of his friends closer together again, but they also become like a second family to Richard, as their sorrows and losses makes

him think about his own life and the losses he experienced.⁶ In comparison with the stories of sorrow, violence, and despair that the refugees experience, Richard's own losses appear self-inflicted, yet they are still always in the centre of the novel. This becomes apparent when comparing the refugees' perception of time with Richard's. As I argue in an earlier article (cf. *ibid.*: 215-216), Richard does not know how to fill his time after retirement, despite his unthreatened agency, while the refugees are forced to wait and do nothing, having suffered a loss of agency as a result of being categorized as refugees. By drawing these comparisons, the text exposes Richard's privileged position (cf. Shafi 2017: 191-193; Steckenbiller 2019: 68, 80), as he has the possibility to fill his time and find fulfillment while the refugees are dependent on the system and can only move forward with outside help. Accordingly, when Richard helps the refugees to fill their time by giving them tasks, he actually helps himself, as he feels more useful and less lonely.

This becomes even clearer at the end of the novel, when Richard's biggest regret is revealed. In *Gehen, Ging, Gegangen*, as well as in *Widerfahrnis*, the loss of children or the decision not to have children plays an important role. As before, the suffering of ›the other‹ opens up an avenue for the protagonists to talk about their own losses (cf. Roth 2018a: 218). In the last section of the novel, Richard tells his guests that his wife had an abortion because he did not want children at that time. He felt ashamed when she bled in the S-Bahn train after the procedure (cf. Erpenbeck 2015: 348), but not for asking her to abort the child. Richard, after all these years, has now learned to talk about his feelings and admits that he hated his wife at that moment because he was scared that she might die. In learning more about the refugees' fates and their losses, he becomes more able to talk about his own losses and regrets (cf. Roth 2018a: 218). He can move forward with his life, having found a new task to occupy his time – that is, a group of people he can teach and who will learn from him. The refugees, however, do not have the chance to move on the way Richard does. Richard really wants to support the refugees and cares about them, but in the novel, they are ultimately functionalized as a way for Richard to re-orient himself, as he needs the asylum-seekers to find answers to his own questions (cf. Buchzik 2015).

Although he genuinely wants to help the refugees, his own development and learning process ultimately stays the main focus of the text; ›the other‹ is merely a way for him to learn. Steckenbiller states that Richard has »a chance to re-evaluate his own embeddedness in *Bildung* and in Germany's and Europe's

6 | In *Die Rolle der Literatur und Literaturwissenschaften* (cf. Roth 2018a), I also show how Richard's experiences are paralleled with the refugees' fate, which exposes a certain hierarchization of precarity. There, I focus on the themes of time, mobility/movement, language and knowledge, and the metaphoric use of water, which could not be included in this article due to restrictions on length and the focus of this analysis. Ludewig also mentions how the parallel between the body in the lake and refugees drowning in the Mediterranean Sea exposes that the loss of the lake as a place of leisure activities and fun is portrayed as »betrauenswürdiger« (Ludewig 2017: 271) – which is another example of a hierarchization of precarity in the novel.

postwar historiography« (Steckenbiller 2019: 72); I would confirm that although he does undergo personal development and questions the priority of academic achievements in his life (cf. Erpenbeck 2015: 295), his identity and self-image remain rooted in a Western concept of *Bildung*: »Wenn Vernunft wirklich feurige Materie wäre, wie von Diogenes als Erstem angenommen wurde, so sähe man es doch am besten daran, wie über die Jahrhunderte hinweg der eine Nachdenkende die Gedanken eines anderen aufnimmt und versucht ihnen das Eigene hinzuzufügen« (ibid. 297).

In summary, I read the novel not only as a coming-of-age (in Haemig's sense) novel, in that it portrays its main character in a phase of insecurity and crisis, but also as a reference to the tradition of the *Bildungsroman*. While Janzen states that Richard's development is more relevant in »the private sphere« (Janzen 2018: 280), and for Steckenbiller the text shows the »failure of Willkommenskultur« (Steckenbiller 2019: 80), I make the case that the novel has to be read in the context of its genre. By focusing on a character that undergoes a personal and educational development by functionalizing the foreign »other« to this end, it points to the problematic Western perspective on education and educating foreigners that are questioned in times of global migration and de-colonization. Richard is portrayed as an example of a member of the *Bildungsbürgertum* who attempts to learn and challenge his views, but who nonetheless fails to do so because he cannot fully think beyond the categories and approaches of his education. As Shafis points out, Erpenbeck's former texts already show »a commitment to history, memory and ethics« (Shafi 2017: 203). *Gehen, Ging, Gegangen* not only has a didactic stance, as some critics point out, but also challenges the tradition of the classical *Bildungsroman*. Accordingly, I would claim that Erpenbeck, by associating her novel with a genre such as the *Bildungsroman*, positions herself and the readers – who recognize the references Richard makes in the text – as part of the *Bildungsbürgertum*. Thus, the text challenges the readers to question their own perspective.

BODO KIRCHHOFF'S *WIDERFAHRNIS* – THE ENCOUNTER WITH THE REFUGEE AS AN ›UNERHÖRTE BEGEBENHEIT‹

Kirchhoff's text also takes a classic format, that of the novella, which has a reputation of being a genre that is »unpublishable,« or least unpopular on the literary market (Fassler 2012). The title *Widerfahrnis* – as well as the form of the novella – addresses a readership that has some knowledge of the genre and accordingly certain expectations;⁷ as Helmut Böttiger from *Die Zeit* states:

Das Wort ›Widerfahrnis‹ steht nicht im Duden, dafür aber bei Heidegger – das ist einer der Schlüssel zum Geheimnis. Ein anderer ist die ›ungeheure Begebenheit,‹ die die

7 | For an overview of more contemporary variations of the novella, see, for instance, Meier 2014.

tradierte Form der Novelle verlangt und die hier gezielt in den Bereich am Mittelmeer gestrandeter Flüchtlinge verlegt ist. Im Moment ist dies das brisanteste politische Thema und es wird geschickt verknüpft mit dem Lebensgefühl wohlsituierter, in die Jahre gekommener Kulturbürger, die aufgeklärt, desillusioniert und sehnsuchtsvoll sind und deshalb anfällig für Melancholie und Schmerz. (Böttiger 2016)

Additionally, John Smith discusses the genre of the novella using Heidegger's concept of the »Seyn« (Smith 2012: 417); »in the *uneigentliche* form of the *Novelle*, in the irony of the *unerhörte Begebenheit*, something happens, takes place, *ereignet sich*, whereby what is really of interest to us as human beings comes properly into its own« (ibid.: 423, emphasis in the org.). In *Widerfahrnis*, this event is an encounter with a refugee girl who changes the protagonist's path, but in doing so also makes something »unheard«, something lying beyond the love story of the protagonists, finally heard. Similar to Erpenbeck's text, the connection of a traditional genre and a contemporary topic, adds another layer to Kirchhoff's text. According to Fuchs,

[n]ovellas do not introduce us to people who turn from strangers into acquaintances with each additional page. To have something happen before us is their goal or, better yet, to have something happen to us. The relationality of novellas does not allow us to distance ourselves from what happens in them, unlike how we would from an anecdote, nor do they allow us to distance ourselves from ourselves, like the novel's drive for identification. (Fuchs 2019: 401f.)

This would mean that the text that focuses Reither's view and experiences is – on another level – not actually about him, but the readers, which creates a certain self-reflexive irony. By making Reither's perspective our perspective, the text exposes broader issues, and a critical layer, that go beyond the novella's internal scope. As Fuchs states, »through a form designed to interfere, a novella proposes a dilemma of civic life that does not fit into the accepted social norms of its time« (ibid.: 402), which, very similar to Boes' analysis of the *Bildungsroman*, creates a potential to resist the normative idea of consistency and closure.

For Ulrich Rüdenauer from the *Süddeutsche*, *Widerfahrnis* is a text in which the author continues his »Erkundungen der Lebenskonfusion reiferer Männer«. He also reads the book as a »Verfallsbuch, [denn] es beschreibt den Verfall alter Kulturtechniken [...], den Verfall des eigenen Lebens, des eigenen Körpers, und das kurze Aufblühen der Liebe« (Rüdenauer 2016). Although the »refugee crisis« plays an important role in the story's development, the novella is – as Christoph Schröder emphasizes in *Die Zeit* – »kein Kommentar zur Flüchtlingskrise« (Schröder 2016). It does, however, instrumentalize the refugees that are portrayed in the text for the main characters' development, and shows how their »vermeintliche Nächstenliebe [...] von außen betrachtet, ebenso gut als purer Egoismus gelesen werden [kann]: Da sind zwei, die die Chance wittern, die Lücken in ihrem Leben doch noch zu schließen« (ibid.). While Ivo Theele emphasizes the potential the work has to educate readers about encounters with the

›other‹ (cf. Theele 2018: 64), Steckenbiller states that she does not see any »examples of humanitarian and compassionate forms of engagement with the current challenges of mass displacement and Otherness« (Steckenbiller 2019: 75). For her, the text focuses on »border crossings and surveillance mechanisms, and [the] protagonist's suspicious and detached attitude toward refugees (cf. *ibid.*: 75). As Steckenbiller points out, Reither is not portrayed as a sympathetic character and does not display any empathy towards the migrants and refugees he encounters (cf. *ibid.*: 76). While I agree with her observation of Reither's personality, I argue that the story is not about the refugees – they merely function as a narrative tool, or as a means to trigger the main characters' personal development.

Reither, the protagonist of the novella, is portrayed as an educated man having a love of literature and language; for example, during his career he chose to publish and sell only those books that he deemed sophisticated enough. Appropriate to a protagonist so concerned with the depth and quality of literature and language, the story is told through an authorial voice that comments on stylistic aspects of the text and the subjunctive at the beginning, creating the impression that the narrator is editing the story while telling it. The story begins to unfold when Reither meets Leonie Palm, a former hat maker who lives in the same housing complex, as she appears on his doorstep late one evening and asks him to join her book club (cf. Kirchhoff 2016: 12f.). For some critiques, that is the initial ›unerhörte Begebenheit‹ in the text (cf. Theele 2018: 59; Steckenbiller 2019: 77). Later, it becomes clear that she saw him taking a book from the library – a copy of the novel that she wrote to cope with her daughter's death (cf. Kirchhoff 2016: 51, 59). The pair then decide to embark on a spontaneous trip to a lake nearby to see the sunrise there, but then continue driving all the way to Sicily.

A journey to Italy raises associations with Goethe's *Italienreise* and the importance of Italy, its art, and culture for Weimar classicism, and, as Theele puts it, a ›bildungsbürgerliche[r] Sehnsuchtsort« (Theele 2018: 59):⁸ Italien

lässt sich [...] auch im kulturellen Gedächtnis verorten – und dies insbesondere in der Vorstellung des deutschen Bildungsbürgertums (zu dem Reither und Palm zu zählen sind). Dort ist Italien ebenfalls ein Sehnsuchtsort, ein imaginiertes ›Arkadien‹ [...] mit weit zurückreichender Tradition, das vor allem in zahlreichen (literarischen) Reiseberichten Niederschlag gefunden hat und deren zumeist idealisierte Beschreibungen bis in die Gegenwart fortwirken. (*Ibid.*: 60)

Theele also draws an interesting connection between the traditional educational journey to Italy and Reither's and Leonie's experiences. In both cases, the encounter with the foreign ›other‹ is stylized as a tool for personal development and represents the desire for personal and cultural growth. However, in *Widerfahrnis* the utilization of the ›other‹ is exaggerated, as neither of the protagonists is actually interested in learning anything about the ›other.‹

8 | See also Garber 2012.

Italy is also a place that, for Reither, is connected to memories and sorrows from the past (cf. *ibid.*), and Leonie seems to be a way for Reither to overcome this pain. At first, the act of travelling is more important than the destination. However, it becomes clear that Reither actually wants to arrive somewhere; not Sicily, not home, but rather at a new life with Leonie. However, the spontaneity and playfulness that he enjoys with her can only exist because they do not have a fixed destination. When they stop in Catania, they meet a nameless girl who turns out to be the most important ›unerhörte Begebenheit‹, in the novel-la, marking the turning point for Reither's and Leonie's relationship: »Plötzlich wird alles anders, die Reise braucht nun ein Ziel oder zumindest eine Richtung« (Rüdenauer 2016). Reither first spots the girl from the balcony of their apartment in Catania, which, as Steckenbiller points out, not only symbolizes a certain hierarchy, but also Reither's »discomfort« (Steckenbiller 2019: 78), as he seems to perceive her as a threat (cf. Kirchhoff 2016: 123f.). She sees and follows him to sell him a necklace (cf. *ibid.*: 123-125). When the nameless refugee girl comes into their life, Reither seems to lose authority over the trip, and his life, once again. Although Leonie made many decisions for him during the trip, this was a positive loss of control for Reither; an uncertainty, a spontaneity that made him feel alive. Now, as Leonie turns her focus to the girl, the child's well-being becomes the centre of all decisions for the travelling couple.

Nonetheless, the girl helps Leonie and Reither to reach a new level of intimacy, as her appearance and Leonie's decision to let her stay in their apartment gives the pair an excuse to share a bed (cf. *ibid.*: 147-153). By using the girl as enabler of their sexual conduct, the text exposes the selfishness in their actions. Especially, since Reither still sees the girl as an obstacle, something that disrupts the union between him and Leonie. Accordingly, although he reluctantly agrees to take the girl with them, he remains skeptical of the situation. While Reither initially wants to bring the girl to an institution for asylum-seekers, it becomes clear that Leonie wants to take care of the girl as some kind of substitute for her own daughter. She persuades Reither to bring her back home to Germany with them. However, her motivations appear to be selfish: »Allerdings wirkt der scheinbare Akt der Barmherzigkeit gewaltsam und besitzergreifend, das Mädchen selbst hat keine Mitsprache, wird zur rettenden Projektionsfläche zweier Menschen, die in ihrem Leben zu viel verloren haben« (Kämmerlings 2016). This lends support to the idea that, given that the girl does not have a language with which to communicate with others, and so effectively has no voice, both Leonie and Reither are guided solely by their personal reasons for helping the girl. Reither likes the idea of being the girl's benefactor; when he watches her eating an orange, he thinks: »ein schönes Bild, und warum nicht auch künftig dieses Bild in der Nähe haben, das Mädchen besuchen und ihr etwas mitbringen, etwas geben, mehr als eine Apfelsine, Brot und Käse, eine Tüte Chips, einen Gutschein fürs Kino, ein Buch, das sich zum Vorlesen eignet, um die fremde Sprache zu lernen« (Kirchhoff 2016: 169). This emphasizes Reither's philanthropic attitude and desires, which are more for his own benefit than the girl's. Although he, for a moment, wants to consider the girl's wishes, he changes his mind in order to please Leo-

nie (cf. *ibid.*: 170). With Leonie, the text does not offer a more empathetic alternative to Reither, as she is also motivated by her own desires.

After Reither reluctantly agrees to take the girl with them on the ferry back to mainland Italy, the girl starts to panic and wants to exit the car; however, Reither, in a desperate attempt to hold her back, grabs her rather aggressively, and she slices his hand with her necklace and escapes (cf. *ibid.*: 188f.). While Leonie embraces this opportunity to help the girl, following her immediately, for Reither she opened old wounds that he had buried in the past (cf. *ibid.*: 192-194). Reither realizes then that he has not only lost the girl, but also Leonie, and cries: »Es gab [...] keine Leonie [...], die ihn hätte erlösen können, und auch kein Mädchen von sonst wo, mit dem vielleicht alles sinnvoll geworden wäre« (*ibid.*: 201). This shows how Leonie and Reither both needed the girl to make sense of their lives and to cope with past trauma. However, while Leonie mourns her lost child, Reither merely wishes to be young again; accordingly, his trip with Leonie served as an escape from the reality of his age. Their flight south, and its supposed benefits for the pair, is interrupted when refugees heading north cross their path (cf. Theele 2018: 60) – in particular, by the young refugee girl. Thus, the story is not about these refugees per se, as they merely serve a function for the couple's personal development.

This becomes even more apparent when Reither runs into another refugee, Taylor from Nigeria, who is in hiding with his wife and baby. Taylor appears like a *deus ex machina*, a »vom Himmel gefallener Helfer« (Kirchhoff 2016: 205); the man not only treats Reither's physical wounds, but also gives him a chance to heal emotionally. Reither compares Taylor and his family to the holy family and envies them (cf. *ibid.*: 210). They offer him a chance to assuage the guilt he holds as a result of his poor conduct toward Leonie and the refugee girl by helping them. On the way to the train station, Reither sees Leonie again; however, the couple fails to reunite, with Leonie revealing to Reither that she is very sick and continuing her journey without him.

Ultimately, the novella is a story about fleeing from crises, but it is not a portrayal of the »refugee crisis« as such. It combines two stories about flight in order to emphasize the protagonists' very personal crises – Reither from the realization that he is aging, and Leonie from her illness and the loss of her child. Similar to *Gehen, Ging, Gegangen*, the refugees in the story facilitate the main protagonists' attempts at re-orientation. Unlike Richard, Reither finds himself alone in the end, but his journey to Sicily and his encounters with Leonie and the refugee girl nonetheless have a cathartic function for him, as he learns how to deal with his past and reflect on his own personal development along the way. However, unlike Richard, Reither shows no moral development or change in his attitude towards the refugees. Steckenbiller states that Reither is »echoing neoliberal sentiment« (Steckenbiller 2019: 80), and I would add that Reither, unlike Richard, represents a *Bildungsbürgertum* that derives its self-image from being part of a cultural elite, but he is not willing to question his beliefs or views. Accordingly, the refugees in the novella serve mainly as opportunities for self-heal-

ing, or function only as plot devices, for instance when the nameless and voiceless girl represents the ›unerhörter Begebenheit.«

On the textual level, this interpretation exposes the functionalization of the refugee characters in the novella. The focus on a couple from a cultural and educational class, even more obvious than in Erpenbeck's text, creates a hierarchy of precarity. Reither's and Leonie's flight south is entangled in the refugees' flight north, but ultimately the sorrows of the refugees are marginalized in order to explore the protagonists' inner struggle. However, similar to *Gehen, Ging, Gegangen*, the interplay between story, the readers, and genre expectations points to another layer in the text. Some of Kirchhoff's other texts have already dealt with current political and social issues in a similar way; for instance, *Erinnerungen an meinen Porsche* (2009), in which he satirized the 2008 financial crisis by putting his characters in a setting that reminds an informed reader of Thomas Mann's *Zauberberg*. By choosing the genre of novella, Kirchhoff not only appeals to a certain readership, but also points to novella as a genre that challenges traditional frameworks and resists clear interpretations using said frameworks. As Fuchs states,

the relational impact of a novella is clearest when one attempts to interpret and extract its central problem, which will always differ from the next, suggesting that no matter what her interpretation, each reader will be left with an unresolvable residue at the end. [...] From the view of literature, this volatile residue can only provoke what literary theory tries to do [...] to describe how literature appears in the social sphere. From the view of the social sphere, however, this residue of the novella is one in which the form ultimately takes the shape of an autonomous actor in the public sphere. (Fuchs 2019: 403)

Furthermore, Fuchs draws a connection to Hannah Arendt's concept of the ›enacted story‹ (cf. Arendt 1998: 181-188) by claiming that a short novella can occupy a role as an ›autonomous actor in the public‹ (Fuchs 2019: 403). Applying these two notions to *Widerfahrnis*, this emphasizes the role of text (and its author) as part of the public discourse about the ›refugee crisis‹. However, by addressing and shifting the responsibility to ›extract its central problem‹ (ibid.: 403) back to the reader, Fuchs also exposes the insecurity and perceived state of crisis of the *Bildungsbürgertum*, as its old frameworks no longer provide clear answers (cf. ibid.).

CRISIS OF THE *BILDUNGSBÜRGERTUM*

In my past and more recent research, I focus on the literary depiction of adolescence and migration (cf. Roth 2018b), and analyze both as states of crisis, aestheticized as productive, creative, and subversive phases of in-betweenness with a normative stance. The two texts that I analyze here show a process of ›coming-of-age‹, to use Haemig's term again, in this case referring specifically to the

process of aging. The protagonists each experience a state of crisis and insecurity post-retirement while they are trying to re-establish a sense of identity after the loss of the intellectual and social interaction that characterized their pre-retirement lives, and in so doing are searching for social, cultural, and emotional reference points in their past and present alike. Through this, they learn to deal with losses from their past and cope with the fear of losing parts of their identity. In both texts, education in the sense of cultural and artistic *Bildung* is an important aspect of the protagonists' identity construction. Their encounters with refugees are portrayed as an important opportunity for the protagonists to grow, both emotionally and emphatically, in that they help them both to find ways to cope with their losses and regrets, and to offer them new goals and tasks going forward. *Gehen, Ging, Gegangen* is thus, in a way, a *Bildungsroman* – or *Entwicklungsroman* – portraying the developments of a man who has already undergone an academic education and seems to have achieved the goal of a stable and established self, but now struggles to find his new role in society, post-retirement. Through his interaction with a group of refugees, Richard not only learns more about different cultures and breaks free of his routine, but also reflects on his own attitudes towards ›the foreign‹ and the unknown. However, the novel itself has a certain educational attitude, or ›gestus‹, something that has been criticized by other literary scholars and critics (cf. Birrer 2015; Hermes 2016). *Widerfahrnis*, unlike *Gehen, Ging, Gegangen*, does not attempt to educate the readers about the situation of asylum-seekers in Germany or Europe at large. The story is about flight, but the focus is on two people fleeing from the emptiness in their lives (cf. Theele 2018: 59), rather than the so-called refugee crisis. Kirchhoff's novella approaches the topic of the ›refugee crisis‹ in a way that is different from Erpenbeck's novel, yet, as I have shown, they are very similar in their focus on well-educated male characters in a state of crisis and their subsequent attempts at re-orientation.

As I show in my analysis of these texts, if they are read as texts about aging as a state of crisis exemplary for Europe and the Western World (cf. Steckenbiller 2019: 82), they also hint on a fear of the loss of identity rooted in a particular concept of *Bildung*. In doing so, they shift the focus away from the refugee and put the post-retirement crisis of the white educated man in the foreground, establishing a hierarchy of precarity, as the suffering of the refugee becomes marginalized (cf. Butler 2009; Lorey 2015). Thus, the ›refugee crisis‹ in these texts is inscribed in a crisis of the *Bildungsbürgertum*, demonstrating a concerning continuance to approach, read, and re-colonize the sorrows and experiences of the ›other‹ through Western cultural codes. But what does this mean for the role of the *Bildungsbürgertum* and the idea of a German ›Leitkultur‹ discussed at the beginning? Is it just a coincidence that these books, written by established authors, approach contemporary issues the way they do, and that they are well-received and promoted by the literary market?

According to Steckenbiller, Richard and Reither as representatives of an aging post-war generation »are re-evaluating their lives and [are] reflecting on time in general, which in both texts is a time without future« (Steckenbiller 2019: 80).

She reads the protagonists' fear of time as a generational anxiety or the fear of being useless (cf. *ibid.*) and losing »ontological security in conjunction with speed and progress« (*ibid.*: 82) in a capitalist, globalized society. Accordingly, she sees the two texts as »literary examples [...] calling attention not just to the transformation of postwar society itself, and to a new age that comes with new challenges, but also to the inadequacy of the male perspective and the coping mechanisms we have used to work through the past« (*ibid.*), solely focusing on German and European history to understand current developments in the world.

While I agree with this interpretation, my analysis that builds on a previous project of mine from 2018 goes one step further, as I argue that through the choice of genre, both texts evoke associations with Weimar classicism and the idea of a German cultural nation. In both texts, the protagonists embody certain aspects of *Bildung* and the *Bildungsbürgertum* that are negotiated in times of global mobility and migration. While Richard represents a version of *Bildung* that incorporates and engages with foreign culture, Reither is portrayed as a *Bildungsbürger* who does not want to engage with change and would rather be »entfernt von der Welt, all ihrem Elend, selbst was vor der eigenen Tür geschieht« (Kirchhoff 2016: 5). In both texts the refugee characters are functionalized for the main protagonists' development and as a means to overcome their sorrows and fears. Their fear is not necessarily rooted in a fear of the »other«, but it is only able to be overcome through a functionalization of that selfsame »other«.

By connecting traditional genres that are also associated with Romantic nationalism with current controversies related to migration and globalization, both texts critically engage with the role of the *Bildungsbürgertum* in current political, social, and cultural developments. By exposing Richard's problematic behavior, *Gehen, Ging, Gegangen* challenges the readers to re-think their own perspectives and points out the issues with applying Western scholarly methods without being aware of their inherent cultural biases. *Widerfahrnis* has a more melancholic tone, but it clearly shows Reither as character whose lack of empathy isolates him in the end. Ultimately, both texts display the identity crisis of members of an educated class, who – through their encounters with refugees – struggle with making sense of their own roles in society and the moral challenges that disrupt their lives.

I see these two texts as two representatives of a larger trend, as is, for instance, *Die kommenden Jahre* (2018) by Norbert Gstrein, another established German-language author. In this novel, refugees are again functionalized for the protagonists' personal development, and it portrays an educated couple (a glacier scholar and an author) who fight over the intellectually and ethically right way to treat refugees. Accordingly, I see these novels as part of the literary contribution to the larger discussion on how to reconcile the idea of a German national culture with the urgent need to further the process of de-colonization and meet the contemporary socio-political challenges of our time – such as the so-called »refugee crisis«.

WORKS CITED

- Apel, Friedmar (2015): Wir wurden, werden, sind sichtbar [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: FAZ.net, 16th September 2015; online at: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/gehenging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-13770081.html?printPaggedArticle=true#pageInd> [Stand: 1.4.2020].
- Arendt, Hannah (1998): *The Human Condition*. Chicago.
- Bauer, Esther K. (2015): Masculinity in Crisis: Aging Men in Thomas Mann's *Der Tod in Venedig* and Max Frisch's *Homo faber*. In: *The German Quarterly* 88, no. 1, p. 22-42.
- Beiser, Frederick C. (2006): The Concept of Bildung in early German Romanticism. In: *The Romantic Imperative: The Concept of Early German Romanticism*. Cambridge, p. 88-105.
- Birrer, Sibylle (2015): Gestrandet in der Warteschlaufe [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 10th October 2015, p. 45; online at <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/gestrandet-in-der-warte-schlaufe-1.18627304> [1.4.2020].
- Boes, Tobias (2012): *Formative Fictions: Nationalism, Cosmopolitanism, and the Bildungsroman*. Ithaca.
- Böttiger, Helmut (2016): Der ideale Preisträger [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: *Zeit online*, 18th October 2016; online at: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/201610/bodokirchhoffdeutscherbuchpreiskommentar?> [1.4.2020].
- Buchzik, Dana (2015): Trifft ein Berliner Professor Flüchtlinge: Roman von Jenny Erpenbeck [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: *Spiegel online*, 2nd September 2015; online at: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/gehenging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-rezension-a-1050518.html> [1.4.2020].
- Butler, Judith (2009): *Frames of War: When Is Life Grievable?* London/ New York.
- Deiters, Franz Josef et al. (ed.; 2015): *Limbus. Australisches Jahrbuch für germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft*, vol. 8: Altern/ Ageing. Freiburg i.Br.
- Erpenbeck, Jenny (2015): *Gehen, Ging, Gegangen*. Roman. München.
- Fassler, Joe (2012): The Return of the Novella. The Original #Longread. In: *The Atlantic*, 24th April 2012; online at: <https://www.theatlantic.com/entertainment/archive/2012/04/the-return-of-the-novella-the-original-longread/256290/> [1.4.2020].
- Franzel, Sean (2014): Recycling Bildung: From the Humboldt-Forum to Humboldt and back. In: *Seminar* 50, no. 3, p. 379-397.
- Fuchs, Florian (2019): Novella. In: Bruce Holsinger (ed.): *New Literary History: A Journal of Theory and Interpretation*, 50, no. 3, p. 399-403.
- Garber, Klaus (2012): *Wege in die Moderne. Historiographische, literarische und philosophische Studien aus dem Umkreis der alteuropäischen Arkadien-Utopie*. Berlin.
- Granzin, Katharina (2015): Der gute Richard [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: *taz.de*, 13th September 2015; online at: <https://taz.de/Roman-ue-ber-Fluechtlingsbiografien!/5229981/> [1.4.2020].
- Gstrein, Norbert (2018): *Die kommenden Jahre. Eine Novelle*. München.

- Haemig, Anne (2016): Buch zu! Auf nach Sizilien! [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: Spiegel online, 2nd September 2016; online at: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/widerfahrnis-von-bodo-kirchhoff-spritztour-ins-spontane-a-1110501.html> [1.4.2020].
- Hermes, Stefan (2016): Grenzen der Repräsentation. Zur Inszenierung afrikanisch-europäischer Begegnungen in Jenny Erpenbecks Roman *Gehen, Ging, Gegangen*. In: *Acta Germanica / German Studies in Africa* 44, no. 1, p. 179-191.
- Janzen, Marike (2018): Berlin's international literature festival: Globalizing the Bildungsbürger. In: Karin Bauer/Jennifer Ruth Hosek (eds.): *Cultural Topographies of the New Berlin*. New York, p. 272-293.
- Kämmerlings, Richard (2016): Eine Reise ins Herz unserer Gegenwart [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: Welt.de, 29th August 2016; online at: <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article157886043/Eine-Reise-ins-Herz-unserer-Gegenwart.html> [1.4.2020].
- Kirchhoff, Bodo (2016): *Widerfahrnis*. Roman. Frankfurt a.M.
- Kontje, Todd (1993): *The German Bildungsroman: History of a National Genre*. Columbia.
- Leeder, Karen (2015): Figuring Lateness in Modern German Culture. In: *New German Critique* 125, no. 2, p. 1-29.
- Lorey, Isabell (2015): *State of Insecurity: Government of the Precarious*. London/New York.
- Loomba, Ania (2005): *Colonialism / Postcolonialism*. London, UK.
- Ludewig, Alexandra (2017): Jenny Erpenbecks Roman *Gehen, Ging, Gegangen* (2015): Eine zeitlose Odyssee und zeitspezifische unerhörte Begebenheit. In: Thomas Hardtke/Johannes Kleine/Charlton Payne (eds.): *Niemandsbuchten und Schutzbefohlene. Flucht-Räume und Flüchtlingsfiguren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Wien/Köln, p. 269-285.
- Lühmann, Hannah (2015): Ein Roman als Crashkurs in Flüchtlingskunde [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: Welt.de, 31th August 2015; online at: <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article145830887/EinRomanals-CrashkursinFluechtlingskunde.html> [1.4.2020].
- Magenau, Jörg (2015): Ein Stückchen Acker in Ghana [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: SZ.de, 30th August 2015; online at: <https://www.sued-deutsche.de/kultur/longlist-zum-deutschen-buchpreis-ein-stueckchen-acker-in-ghana-1.2627330> [1.4.2020].
- Mahr, Christiane (2016): *Alter und Altern – eine begriffliche Klärung mit Blick auf die gegenwärtige wissenschaftliche Debatte*. Bielefeld.
- Maizière, Thomas de (2017): 'Wir sind nicht Burka': Innenminister will deutsche Leitkultur. In: Zeit online, 30th April 2017; online at: <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-04/thomas-demaiziere-innenminister-leitkultur/komplettansicht> [1.4.2020].
- Meier, Albert (2014): *Novelle. Eine Einführung*. Berlin.
- Morgenstern, Karl (2009): On the Nature of the *Bildungsroman*. Transl. b. Tobias Boes. In: *Publications of the Modern Language Association of America* 124, p. 647-659.

- Moritz, Rainer (2015): [Review of] Jenny Erpenbeck *Gehen, Ging, Gegangen*. In: MDR Figaro Buch der Woche, 8th September 2015 [Online Radiosendung]; online at: <https://web.archive.org/web/20150920034114/http://www.mdr.de/mdr-figaro/literatur/buch-der-woche-jenny-erpenbeck100.html> [1.4.2020].
- Platthaus, Andreas (2016): Vier Tage eines neuen Lebens [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: FAZ.net, 23rd September 2016; online at: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-zu-bodo-kirchhoffs-widerfahrnis-14432276.html> [1.4.2020].
- Roth, Daniela (2018a): Die Rolle der Literatur und Literaturwissenschaften in globalen und innergesellschaftlichen Krisenzeiten am Beispiel von Jenny Erpenbecks *Gehen, Ging, Gegangen* (2015). In: Russell West-Pavlov / Anya Heise-von der Lippe (eds.): *Literaturwissenschaften in der Krise: Zur Rolle und Relevanz literarischer Praktiken in globalen Krisenzeiten*. Tübingen, p. 211-226.
- Id. (2018b): Migration und Adoleszenz: Die (Un-)Möglichkeit transnationaler Handlungsfreiheit in Alina Bronksys *Scherbenpark* (2008), Steven Uhlys *Adams Fuge* (2011) und Martin Horváths *Mohr im Hemd oder wie ich auszog, die Welt zu retten* (2015). Mannheim.
- Rüdenauer, Ulrich (2016): Zukunft? Führen wir nicht [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: SZ.de, 30th August 2016; online at: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-gegenwartsliteratur-zukunft-fuehren-wir-nicht-1.3141857> [1.4.2020].
- Schmitter, Elke (2015): Der Stand der Dinge Literatur: Jenny Erpenbecks Roman über das Flüchtlingseiland in Deutschland [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jennifer Erpenbeck]. In: Der Spiegel, 5th September 2015, p. 126f.
- Schneider, Wolfgang (2015): Ein Pionier der Willkommenskultur [Review of *Gehen, Ging, Gegangen* by Jenny Erpenbeck]. In: Deutschlandfunk Kultur Buchkritik, 10th October 2015 [Podcast]; online at: http://www.deutschlandfunkkultur.de/jennyerpenbeckgehenginggeganganepionierder.950.de.html?dram:article_id=333454 [1.4.2020].
- Schröder, Christoph (2016): Vom Ende der Hutgesichter [Review of *Widerfahrnis* by Bodo Kirchhoff]. In: Zeit online, 1st October 2016; online at: <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2016-09/bodo-kirchhoff-widerfahrnis-roman> [1.4.2020].
- Shafi, Monika (2017): »Nobody Loves a Refugee«: The Lessons of Jenny Erpenbeck's Novel *Gehen, Ging, Gegangen*. In: *Gegenwartsliteratur* 16, p. 185-208.
- Smith, John H. (2012): On the *Novelle* and/as *Ereignis*. In: *Seminar* 48, no. 4, p. 417-439.
- Steckenbiller, Christiane (2019): Futurity, Aging, and Personal Crises: Writing about Refugees in Jenny Erpenbeck's *Gehen, ging, gegangen* (2015) and Bodo Kirchhoff's *Widerfahrnis* (2016). In: *German Quarterly* 92, no. 1, p. 68-86.
- Stone, Brangwen (2017): Trauma, Postmemory, and Empathy: The Migrant Crisis and the German Past in Jenny Erpenbeck's *Gehen, ging, gegangen* [*Go, Went, Gone*]. In: *Humanities* 6, no. 88, p. 1-12.
- Taberner, Stuart (2013): Aging and Old-Age Style in Günter Grass, Ruth Klüger, Christa Wolf, and Martin Walser. *The Mannerism of a Late Period*. Rochester/Suffolk.

- Theele, Ivo (2018): Vom Sturz in die Menschlichkeit. Bodo Kirchhoffs Novelle *Widerfahrnis*. In: Der Deutschunterricht 70, no. 1, p. 58-66.
- Vedder, Ulrike/Willer, Stefan (2012): Alter und Literatur: Einleitung. In: Zeitschrift für Germanistik (Themenheft »Alter und Literatur«) 22, no. 2, p. 255-258.
- Vollmeyer, Johanna (2017): ›Der Mensch wird erst am Du zum Ich‹: Die Konstruktion von Identität und Alterität in Jenny Erpenbecks Roman *Gehen, Ging, Gegangen*. In: Revista de Filología Alemana 25, p. 181-200.
- Voskamp, Wilhelm (2009): Der Roman des Lebens: Die Aktualität der Bildung und ihre Geschichte im Bildungsroman. Berlin.
- Weber, Albrecht (2013): Studien zum Phänomen des Alterns im Spiegel von Literatur. Würzburg.
- Young, Robert J. C. (2003): Postcolonialism: A Very Short Introduction. Oxford.

»Hat sie lange Fiaß?«

Frauen als Objekte in männlichen Kommunikationspraktiken

OKSANA KHRYSTENKO

Abstract

This paper investigates the presentation of women in communication practices of males. The article focuses on the verbalization of stereotypes about female physical appearance, considering the dynamics in conversational activities of postadolescent males. The examples discussed in this paper come from a corpus of data that were recorded in German speaking countries and the Ukraine between 2016 and 2018. Primarily, it would be of interest to research gender indexicality of the first order in the interactional behavior patterns that directly refer to gender.

Title: »Does She Have Long Legs?« Women as Objects in Communication Practices of Males

Keywords: doing gender; stereotype; practices; identity; intercultural differences

EINLEITUNG

Obwohl die Frau als Thema von Männergesprächen schon des Öfteren im Fokus von Forschungsarbeiten gestanden hat (vgl. Wood 1984; Coates 2003; 2013; Milani 2015), sind empirische Erkenntnisse zur Frauendarstellung in männlichen Konversationen weiterhin rar. Bekannt ist, dass Frauen oft in abschätzigen bzw. frauenfeindlichen Gesprächen (*misogynistic talk*) in homogenen männlichen Gruppen thematisiert werden, wobei auf sie implizit oder explizit referiert wird. Im Falle der impliziten Referenz wird ihnen laut Coates (vgl. 2013: 196) in männlichen Aktivitäten der periphere Status von Müttern und/oder Ehefrauen zugeordnet, während sie selbst in Gesprächen kaum thematisiert werden und somit eine androzentrische Weltanschauung über ihren geringeren Wert vermittelt wird.¹

Die explizit abschätzige Referenz auf Frauen zielt auf deren Konstruktion als Sexobjekt. Dabei werden »ihre Persönlichkeiten gemäß den Körperteilen bewertet und je nach den vorliegenden Machtverhältnissen – als *real whore* vs. *nice girls* kategorisiert« (Wood 1984: 64; Hervorh. O.K.). Obwohl die Verbalisierung des Verlangens als »konstitutiver Dimension der menschlichen Existenz« (Kulick 2003: 124) ein wesentlicher Teil der menschlichen Sexualität und Geschlechts-

1 | Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche hier und weiter im Text von O.K.

identität ist, stellt die oben dargestellte Polarisierung wohl eine extreme Beurteilung der Frauendarstellung in männlichen Gesprächen dar.

Der vorliegende Beitrag widmet sich der Herstellung der an Heterosexualität ausgerichteten Männlichkeit in männlichen Gesprächen und knüpft damit an folgende interaktionstheoretische, soziologische und diskursive Ansätze an:

- den »doing gender«-Ansatz, welcher in der Forschung (West/Zimmerman 1987; Fenstermaker/West 2002; Kotthoff 2003) als Konstruktion des sozialen Geschlechts in den Handlungen und Körperstilisierungen verstanden wird. Für die Konstruktion des männlichen Geschlechts in der Interaktion ist es wichtig, die Verbindung unter den Männern auf der Basis gemeinsamer Interessen herzustellen, was auch durch das Anzeigen heterosexuellen Verlangens möglich ist. Deshalb sind die Gespräche, in denen die Beziehungen zu dem anderen Geschlecht ausgehandelt und mit subjektiven Vorstellungen verbundene Begehungsvermögen angesprochen werden, »weitgehend an Heterosexualität ausgerichtet, insofern [kann man] global durchaus von *doing gender* und *doing heteronormativity* sprechen« (Kotthoff/Nübling 2018: 44). Man muss natürlich betonen, dass die männliche Geschlechtsidentität hier keinesfalls im Rahmen der Geschlechtsbinarität nur als heteronormative Orientierung verstanden wird. Vielmehr ist sie als dynamisches Konstrukt aufzufassen, das in der zwischenmenschlichen Interaktion immer wieder konstruiert wird. In dem erhobenen Datenkorpus kann man dennoch von der Dominanz des heteronormativen Diskurses in Community-zugehörigen Praktiken sprechen, mit denen die Solidarität in der Ingroup auf Grund der geteilten Werte hergestellt wird.
- den partiellen Kontextualismusansatz: Dieser diskursanalytische Theorierahmen geht davon aus, dass »jede Sprachbeschreibung über die Sprache hinausgehen und in die Explikation Dimensionen einschließen muss, die nicht als solche sprachlich sind« (Kuße 2011: 131). Im Rahmen des diskursanalytischen Forschungsansatzes wird auf die entscheidende Rolle des (stereotypischen) Wissens in der Selbstbestimmung der Geschlechtsidentität und der Herausbildung des gemeinsamen, für kollaborative Interaktion wichtigen Hintergrunds hingewiesen (vgl. Harder 2010: 112).

Das in alltäglichen männlichen Interaktionen inszenierte Geschlecht und das Bewerten der mit dem Geschlecht assoziierten Handlungsformen kommt v.a. im romantischen, an Heterosexualität ausgerichteten Diskurs vor. Anhand eines Vergleichs zwischen deutsch- und ukrainischsprachigen Daten wird überprüft, ob sich bei *doing being male* interkulturelle Unterschiede auf sprachlicher und außersprachlicher Ebene zeigen. Aus Platzgründen konzentriert sich der Beitrag auf interkulturelle Besonderheiten interaktiver Praktiken, in denen für die Probandengruppe unbekannte/wenig bekannte Frauen thematisiert werden. Eventuelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden auf folgenden Ebenen untersucht:

1. Auf der Meta-Ebene wird überprüft, »welchen Stellenwert eine bestimmte Handlungsweise, Einstellungen, Werte, Mentalitäten in einem kulturellen Kontext« (Lewandowska/Antos 2011: 143) haben. So hängt die Thematisierung der Besonderheiten weiblichen Aussehens oder Verhaltens mit der Konstruktion bestimmter *stances* oder Positionierungen in der Kommunikation zusammen – z.B. mit der Herstellung der Heterosexismus-*stance*² und der homosozialen Konstruktion von Maskulinität.³ Die Thematisierung der Frauen in männlichen Gesprächen kann »auf die alltagspraktische Bedeutsamkeit der zugrundeliegenden Bedürfnisse« (Linke 2016: 357) männlicher Interaktanten verweisen, jedoch gibt es intra-/interkulturell Unterschiede in den verbalisierten Wissensstrukturen (auch: in den Geschlechterstereotypen), die »sich aus verschiedenen Wissenshintergründen, Einstellungen, Motiven ergeben« (Fiehler u.a. 2004: 64).
Die möglichen Unterschiede auf der Meta-Ebene betreffen die in der Interaktion aktivierten Verbindungen innerhalb eines Frames (z.B. in den typischen Zusammenhängen zwischen Komponenten, Funktionen, Eigenschaften eines Objekts, vgl. Ziem 2014: 379) sowie die Bewertung der aktivierten Wissensstrukturen, was den Einblick in das Wertesystem einiger Interaktanten gewähren kann.
2. Auf der pragmatischen Ebene wird auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den meist verbreiteten Praktiken (Lob, Tadel, Lästereien, Klatsch) in meinem Korpus eingegangen, in denen das weibliche Aussehen und die Dynamik einer Paarbeziehung thematisiert werden. So wird z.B. gemäß den vorliegenden deutschsprachigen und ukrainischen Daten das Aussehen/Verhalten wenig bekannter und unbekannter Frauen innerhalb der untersuchten Männergruppen meist im Rahmen expressiver Sprechakte thematisiert, welche oft in humoristische Aktivitäten wie Spott, Lästereien oder Witzen eingebettet sind, die der Schaffung von Intimität und sozialer Nähe dienen (vgl. Raymond 2014: 96).
3. Auf der lexikalischen und der grammatischen Ebene wird nach eventuellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden in der sprachlichen Realisierung der erwähnten Praktiken gesucht.

Für den vorliegenden Aufsatz wird auf ein Korpus zurückgegriffen, das an Universitäten in Deutschland und Österreich sowie der Ukraine zwischen 2016 und 2018 erstellt worden ist. Die Basis des Beitrags bilden offene und pseudooffene Gesprächsaufnahmen (auch Selbstaufnahmen von Probandengruppen)

2 | Heterosexismus-*stance* wird als kultureller Diskurs definiert, der mit dem heterosexuellen Verlangen verbunden ist (vgl. Kiesling 2005: 696).

3 | Gemeint ist die Bildung des sozialen Bündnisses zwischen Angehörigen desselben Geschlechts (in der Terminologie von Kiesling: *solidarity-stance*): »mutual orientation to members of the same sex and the seeking enjoyment, and/or preference for the company of the same sex, which connects gender-based ties and solidarity« (Kimmel/Aronson 2004: 396).

mit einer Gesamtdauer von 40 Stunden in geschlechtshomogenen männlichen Studentengruppen,⁴ in denen auch auf Frauen Bezug genommen wurde (insg. 52 Episoden). Die Voraussetzung für die Datenerhebung war die vergleichbare Aufnahme der Probanden hinsichtlich der Variablen Alter, Geschlecht, Bildungsniveau, um Vergleichsmöglichkeiten zwischen den aufgenommenen Gruppen zu schaffen. Um die größtmögliche Natürlichkeit bei Aufnahmen zu erzielen und das Beobachterparadoxon zu minimieren, wurde für die teilnehmende Beobachtung das Prinzip *going native* gewählt, d.h., die Identität der Forscherin sollte für die Interaktionsteilnehmer bis zu einem gewissen Zeitpunkt unbekannt bleiben. Eine Alternative zu diesen Aufnahmen bildete die teilnehmende Beobachtung, die im Beisein der Forscherin (deren Identität nicht verborgen wird) durchgeführt wurde. Bei den offenen Aufnahmen wurden 10 bis 15 Minuten bei einer Dauer des Gesprächs von nicht weniger als 40 Minuten für das Beobachterparadoxon ausgelassen. Von allen Probanden wurde das Einverständnis eingeholt, die Aufnahmen wissenschaftlich auswerten zu dürfen. Aus Datenschutzgründen wurden alle persönlichen Angaben anonymisiert.

Die Auswertung fußt auf der ethnographischen Gesprächsanalyse, die Gespräche im Praxisfeld untersucht (vgl. Deppermann 2000: 105). Im Gegensatz zu bekannten wird das Aussehen unbekannter oder wenig bekannter Frauen laut den erhobenen Daten häufiger in humoristischen Aktivitäten geschlechtshomogener multipler Gruppen thematisiert, was zur Stärkung der Gruppensolidarität und der gegenseitigen Bindung der Interaktanten beiträgt. Dagegen werden bekannte Frauen häufiger in kommunikativen Aktivitäten dyadischer Gruppen thematisiert, vermutlich weil es der engere Bekanntschaftsgrad und die freundschaftliche Nähe erlauben, auch persönlichere Themen anzusprechen.

POSITIONIERUNGEN UND STEREOTYPE IN AKTIVITÄTEN, DIE DAS AUSSEHEN VON FRAUEN THEMATISIEREN

Wenn man sich mit der Analyse der Frauendarstellung in männlichen Kommunikationspraktiken auseinandersetzt, stellt sich die Frage, welche Vorstellungen über Frauen kommunikativ übermittelt werden können (im Sinne der »Anordnung von Wissen durch Äußerungen«, Warnke 2009: 121⁵) und ob dabei in

4 | An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Probanden bedanken, die sich bereitwillig für die Untersuchung zur Verfügung gestellt haben. Es wurden 27 Männergruppen im deutschsprachigen Raum und 15 Gruppen in der Ukraine aufgenommen. Der Beitrag stützt sich auf Daten aus realen Settings – die studentischen Gespräche wurden in der Mensa, im Zug, in der Küche eines Studentenwohnheims, auf dem Weg zur Universität, in der Universitätslobby und der Raucherlaube aufgezeichnet, einige Aufnahmen sind Beispiele für parasoziale Interaktion zu Hause. Auch bedanke ich mich bei Herrn Prof. T. Leuschner für seine Anmerkungen zum Beitragstext

5 | Gemeint werden v.a. diskursive Konstruktion und argumentative Aushandlung des Wissens.

den geteilten kollektiven Haltungen eine männlich geprägte Identität zum Vorschein kommt. Letztere wird als komplexes plurales Konstrukt verstanden, das mit interaktionalen Bedürfnissen und den u.U. unternommenen Gesprächsstrategien (vgl. Connell/Messerschmidt 2005: 841) der männlichen Interaktanten vergleichbar ist und nicht als fixierter Charaktertyp angesehen werden kann. Die Herstellung der Bindung innerhalb männlicher Gruppen geschieht erstens durch die Wahl des inhaltlich-thematischen Contents, der zur Konstruktion des Heterosexismus und der Solidarisierung (sog. Herstellung des homosozialen Verlangens »by making an alliance with men«, Kiesling 2005: 712⁶) unter heterosexuellen Männern beiträgt, und zweitens durch die Verbalisierung von Werten, stereotypen Vorstellungen und Erfahrungen, die von der Gruppe geteilt werden können, wodurch »jedes konkret existierende Ich als Einheit des gemeinschaftlichen Wir-Bewußtseins« (Warsitz 2000: 111) akzeptiert wird.

Wichtig sind auch die Handlungen, in denen die Frauen nach ihrem Aussehen bewertet werden und während derer die Stereotype zustande kommen. In erhobenen Daten wird sowohl bei den deutschen und österreichischen als auch bei den ukrainischen Postadoleszenten das weibliche Aussehen meist in zwei Typen von Handlungen thematisiert:

- Zum einen sind das bewertende Handlungen (Lob/Tadel) als Reaktion auf einen visuellen Input. In diesem Fall wird der menschliche Körper als System von semiotischen, vor allem körperlichen und vestimentären Zeichen (vgl. Wildgen 2013: 180) gesehen, die für potenzielle sexuelle Selektion von Bedeutung sind. Es sind v.a. kurze Bewertungsrepliken, wenn das Gehirn auf externe sensorische Stimuli reagiert und die unbekannten oder wenig bekannten Frauen nach ihrem Körperbau in der Regel in Einschubsequenzen eingeschätzt werden.
- Der andere Typ ist die Thematisierung des Beziehungsaufbaus bzw. der Besprechung der neuen Freundin in geschlechtshomogenen männlichen Gruppen. Dabei handelt es sich meistens um scherzhafte Zwischenbemerkungen, weiterführende Kommentare nach Frage-Antwort-Sequenzen, seltener um Läster- und Klatschgeschichten, in denen bestimmte Eigenschaften (u.a. auch das Aussehen) der Frauen kurz thematisiert werden.

Interessant ist auch die sprachliche Ausgestaltung der Handlungen, in denen Bezug auf das weibliche Aussehen genommen wird. Im Falle der Thematisierung des Aussehens wird auf dieses nicht speziell referiert, jedoch kann mittels bestimmter Emotionsausdrücke auf Besonderheiten des Aussehens geschlossen werden. Besonders häufig werden dabei folgende Mittel auf lexikalischer und grammatischer Ebene verwendet:

6 | Das Konzept der Homosozialität bezieht sich auf das soziale Bündnis zwischen Angehörigen desselben Geschlechts, in dem ein Status erreicht und Zusammenhang demonstriert werden können.

- primäre (*boah, oa, wow*) und sekundäre Interjektionen (*oh Gott, meine Güte*),
- metaphorische Adjektive, denen das Mapping zwischen einem sensorischen Bereich (*sensory content experiential domain*) und der Reaktion auf die sensorischen Input präsentierende Domäne (»süß«, *Verlangen* → *Hunger* bzw. *Verlangen* → *positive Emotionen*) zugrunde liegt,⁷
- umgangs- bzw. jugendsprachlich markierte Adjektive wie (*super*)-*geil, super*, oft auch in Verbindung mit Gradpartikeln (*voll, so*), imperativische Sätze zur Lenkung der Aufmerksamkeit der männlichen Community (*sieh mal, was für ...*) sowie situative Ellipsen und sprachliche Graduierungen.

Sowohl in den deutschen als auch in den ukrainischen Daten dominieren »non-sentientiale Konstituenten als selbständige Äußerungen« (Finkbeiner/Meibauer 2016: 297; z.B. *geile Frau* /im Dt.: *voll geil, die Frau*). Im ukrainischen Korpus werden zur positiven Aufwertung des weiblichen Aussehens häufig auch affektive Substantive/aus Adjektiven gebildete Substantive (*богиня* – dt. »Göttin« /*красава* – dt. »Schönheit«) verwendet, weniger charakteristisch ist der Gebrauch von Adjektiven, denen gastronomische Metaphern zugrunde liegen (z.B. *süß*). Die verbalen Kommentare von einzelnen Konversationsteilnehmern stellen immanentes, im Langzeitgedächtnis aktiviertes Wissen (vgl. Nelson/Lumpkin 2011: 34) dar und werden in der Regel von den anderen Interaktanten unterstützt (durch kollektives Lachen, responsive Partikeln, anknüpfende Bemerkungen).

Es muss gesagt werden, dass die anthropometrischen Besonderheiten – v.a. die Besonderheiten der Figur – in erhobenen Daten aus dem deutschsprachigen Raum, wenn auch als Thema einer Prä-, Insertions- oder dem ersten Teil einer Paarsequenz (*base first pair part*), seltener von der Community aufgegriffen werden. Der Verzicht auf die thematische Weiterentwicklung ist mit dem Stress bei der Aufnahme erklärbar, jedoch wird durch anschließendes kollektives Lachen das Bündnis zwischen den Interaktanten gestärkt und eine mögliche Unterstützung des Sprechers ausgedrückt, der das Thema eingeführt hat. In dem ersten der hier dargelegten Beispiele tritt eine Frau ins Gesichtsfeld der Gruppe (visueller Input), was den Anstoß zum thematischen Wechsel gibt.

Episode 1

- 13 A: na des han i schnell im internet im OLat gesucht;
(*das habe ich schnell*)
- 14 weil der script der vom meCHANiker institut ist ja net
[öffentlich;]
- 15 C: [ja STIMMT-]
- 16 A: di ischt copy[RIGHT-]
- 17 C: [eh-]
- 18 B: [ja -]
- 19 A: i KENN eppan der es hat.
(*ich kenn jemanden, der es hat*)

7 | Vgl. die Theorie der primären Metapher von Joseph Grady (1999).

- 20 (1.0)
- 21 A: oa sie hat lange FIAß?
(Beine)
- 22 (0.3)
- 23 A: mhm (.) a bei EICH is die säule vor ha?
(bei euch versperrt die Säule die Sicht)
- [alle lachen]
- 24 B: <<:> i siaht jetzt genau NIX.>
(ich sehe jetzt genau nichts)
- 25 C: ma i gib jetz da KOAN kommentar dazu;
(ich gebe jetzt kein Kommentar dazu)
- 26 B: ((lacht))
- 27 A: <<:> trauscht di NIT ha?>
(traust du nicht?)
- 28 B: ((lacht))

Im Vorfeld der Szene besprechen die Studenten (Ort der Aufnahme: Universitätslobby) die Besonderheiten der Vorbereitung auf eine Lehrveranstaltung; die Thematisierung des Aussehens einer weiblichen Person findet sich in der Seitensequenz (Z. 21) als Reaktion auf einen visuellen Stimulus und entsprechendes nonverbales Verhalten der Gruppe (Z. 20) mit dem Zweck, einige Konkretisierungen zu bekommen. Als Reaktion auf eine hinweisende Geste wird die Replik mit der primären Interjektion *oa* begonnen, die Überraschung oder Verwunderung signalisieren kann, gefolgt von einer Bestätigungsfrage mit entsprechender Frageintonation, wobei die Stellung des Verbs an zweiter Satzgliedstelle (wie beim Aussagesatz) beibehalten wird. Nachdem eine auf anthropometrische Merkmale bezogene bejahende Antwort mittels Nicken gegeben wurde, reagiert der Teilnehmer mit der nächsten Bestätigungsfrage, die eine liebevolle Ironie ausdrückt und evidente Information liefert (die Säule versperrt den anderen Interaktanten den Blick auf das besprochene Objekt). Wie bei der ersten Bestätigungsfrage zeichnet sich der Fragesatz durch eine entsprechende Frageintonation, aber auch durch die Verbzweitstellung aus. Es fällt auf, dass die langen Beine der Frau für die Gruppe als relevantes Kriterium des attraktiven Aussehens gewertet werden. Auf die witzige Äußerung (Z. 23) folgt ein den Erfolg der Replik bestätigendes Lachen, das die Interaktionsmodalität *Spaß* bestimmt. Zugleich vergewissern sich die anderen Teilnehmer durch gemeinsames Lachen, dass sie aufgenommen werden, und möchten daher wohl auch keine weiteren Kommentare zum Geäußerten geben. Obwohl die Episode hauptsächlich der Besprechung von Aufgaben und Lehrveranstaltungen gewidmet ist, gibt es gleichwohl einzelne Paarsequenzen (Frage – Antwort bzw. Antwort – Kommentierung der Antwort), in denen die stereotypischen Muster zum Vorschein kommen.

Nicht nur ein visueller Input, sondern auch die Erwähnung der Herkunft, des Fachbereichs, des Alters usw. einer weiblichen Bekannten kann den Anstoß für die Verbalisierung stereotyper Vorstellungen über deren Aussehen geben. In dem Fall kann »ein einzelnes Wort einen Rahmen im verstehensnotwendi-

gen Wissen der Rezipienten evozieren (bzw. [die Sprecher] dazu veranlassen, den ganzen Rahmen epistemisch zu aktivieren)« (Busse 2008: 73). Mit Rückmeldungspartikeln, responsivem Lachen, Interjektionen, Adverbialien und Vokativen wird auf den von einem der Interaktanten aktivierten Zusammenhang eines Realitätsbereichs reagiert:

Episode 2

- 25 A: wohea KUMMT di?
(*woher kommt die?*)
- 26 B: ((nennt den Herkunftsort der Bekannten))
- 27 A: o:JE und du lässt sie überraschen?
- 28 C: <<lachend > SCHEISS [drauf>]
- 29 A: <<lachend > [A:Lter>]
- 30 C ja hat sie scho probleME khet det wo du mit eara gredat
hosch im diaLEKT zum vrschto
- 31 oder net?
(*hat sie schon Probleme gehabt dort, wo du mit ihr geredet
hast im Dialekt zum Verstehen oder nicht?*)
- 32 B: ((nickt)) <<:> ja->
- 33 C: oh GOTT;
- 34 B: muss sie muss sie muss sie HOCHdeutsch [reada.
- 35 A: [ich stelle mir
- 36 ((nennt die Einwohnerbezeichnung)) so vor (.),
- 37 <<:>blond (.) lange fiaß (.) SAUgeile fiGU:R|>
- 38 weiß wie KÖRper einsetzen (.)so studiert man auch in ((Name
des Landes)),
- 39 B: ((lacht 0,5 Sek.)) ja (.) <<:> kummsch bei mir vorBEI.>
- 40 A: A:ha;

Im Mittelpunkt der Episode steht die Besprechung der neuen weiblichen Bekannten von Teilnehmer B,⁸ die ausländischer Herkunft ist. Auf eine ironische Frage (Z. 27) mit der Illokution einer Behauptung folgen expressive spontane Äußerungen, die der Belustigung der anderen Teilnehmer dienen. Nach der von C formulierten Entscheidungsfrage, ob die Bekannte Probleme beim Dialektverständnis habe, folgt eine bejahende Antwort, worauf eine expressive minimale Äußerung mit der invokatorischen sekundären Interjektion (»oh GOTT«) folgt, aus der die E-Implikatur der Enttäuschung erschlossen werden kann. Die Nennung der Herkunft der neuen Bekannten aktiviert bei einem der Teilnehmer eine auf stereotypen Vorstellungen fußende Assoziationskette (*lange Beine – saugeile Figur – blond – wissend in Beziehungen*), die auch einen Einblick in das Wertesystem der Gruppe gewährt.

8 | Zum Zeitpunkt der offenen Selbstaufnahme waren die Probanden zwischen 21 und 23 Jahre alt, das Gespräch fand in der Mensa einer österreichischen Universität statt.

Das Kriterium des attraktiven Aussehens ist auch für die ukrainischen Post-adoleszenten relevant, da einzelne Besonderheiten der weiblichen Figur häufig in den Gesprächen thematisiert werden. Es ist jedoch einzuräumen, dass das Ansprechen von bestimmten Themen mit der situativen Einbettung zusammenhängt. Sowohl in den deutschsprachigen als auch in den ukrainischen Daten ist die Thematisierung des weiblichen Aussehens eher mit dem Kommunikationsbereich »zu Hause«, mit bestimmten Partner- (Interaktion zwischen guten Bekannten/Freunden, vorwiegend in dyadischen Gruppen) und Redekonstellationen (Small Talk/Unterhaltung) verbunden:

Episode 3

- 10 A: film nazyvajets'a strip[TIZ.]
(*der Film heißt Striptease*)
- 11 B: <<erfreut> [OH,>]
- 12 A: snimajets'a demi MUR (.) byvšaja žena toma KRUza. (.)
(*Demi Moore ist in der Hauptrolle, ehemalige Frau von Tom Cruise*)
- 13 vona v etom skaži (.) MIsija nevypolnima-
(*sie ist in dem sag mal Mission impossible*)
- 14 B: a:h ja POMniu;
(*ah ich erinnere mich*)
- 15 A: tom KRUZ razV'OLs'a. (.)
(*Tom Cruise ließ sich scheiden*)
- 16 otvečaju kak možno bylo razvestIS',
(*ich antworte, wie konnte er sich von der scheiden lassen*)
- 17 B: ta to voNA mabut'.=
(*das war sie vielleicht*)
- 18 A: =ta vrode ON razvels'a. (..)
(*nee, eher er*)
- 19 i tut tišina takaja žostkaja (.) GL'A,
(*und jetzt so eine tote Stille, sieh mal*)
- 20 kakije u neji SIS'ki ja otvečaju-
(*was für Titten sie hat, ich antworte*)
- 21 B: GDE?
(*wo?*)
- 22 A: <<lachend> čuvak ty izdeVAjess'a,>
23 VIDno gde.
(*Alter, du spinnst ja, man sieht doch wo*)
- 24 B: naŽAD peremotaj,
(*spule zurück*)
- 25 A: u men'a FLEŠka zabita.
26 no jesli ty chočeš šob ja peremoTAL na-
27 SIS'ki tak i skaži.=
(*mein USB-Stick ist voll, aber wenn du willst, dass ich bis zu den Titten zurückspule, so sag es einfach*)

- 28 B: =<<lachend> moTAJ na sis'ki->
 29 ta ne na Z'I (.) na jiji sis'ki,=
(spul bis zu den Titten zurück, nicht auf diese, auf ihre Titten)
 30 A: =nu (.) blin ty za koGo men'a prinemaješ? (.)
(scheiße, für wen hältst du mich?)
 31 nu ladno jesli ja NE ošibajus'-
(na gut, wenn ich mich nicht irre)
 32 a ja nikogDA ne ošibajus',
(und ich irre mich nie)
 33 čuvak poznaKOM' menia s baboj kakoj to -
(Alter, mache mich mit irgendeinem Weib bekannt)
 34 B: v tebe I tak KUča bab.
(du hast doch schon eine Menge Weiber)
 35 A: oni mne ne NRAviats'a.
(ich mag sie nicht)
 ((Pause 2 Sek.))
 36 oto rastTIAžka mne b takuju,
(das ist aber ein Stretching, ich wünsch mir, ich hätte so ein)
 37 B: ((lachend)) DIVčynu čy rostiažku,
(so ein Mädchen oder so ein Stretching?)
 38 A: divčynu z roSTIAžkoj (.) z klasnoj figuroj-
(ein Mädchen mit so einem Stretching, mit einer geilen Figur)
 [beide lachen]

Die Episode stammt aus dem Gespräch zweier Postadoleszenten im Alter von 21 Jahren, die zu Hause einen Film mit Demi Moore in der Hauptrolle sehen. Nach einer kurzen Unterhaltung über den Film und nach Nennung einiger (wenn auch falscher) Details aus der Biographie der Schauspielerin bewundern die Interaktanten die Besonderheiten im Aussehen Moores – aus ihrer sexualisierenden Perspektive. Die ›Bewunderung‹ kommt beispielsweise in der rhetorischen Frage in Z. 16 zum Ausdruck (»wie konnte er sich von der scheiden lassen?«), die eine verneinende Antwort nahelegt. Im Laufe der Unterhaltung wird auf die körperlichen Merkmale der Darstellerin wie Brust, Figur und Körperstretching verwiesen und diese Erkennungszeichen werden über Behauptungen wie in Z. 20 aufgewertet. Das Aussehen der Schauspielerin gibt den Anstoß für Teilnehmer A, mittels Direktiva seine Wünsche (»Alter, mache mich mit einem Weib bekannt«) zu verbalisieren, wobei eine abwertende Bezeichnung für Frauen ausgewählt wird. Es stellt sich heraus, dass der Teilnehmer A schon weibliche Bekannte hat, worauf der Teilnehmer B verweist und seinem Gesprächspartner den Status eines ›Frauenhelden‹ zuweist (Z. 34: »du hast doch schon eine Menge Weiber«). Trotzdem präsentiert Teilnehmer A seine Haltung (*stance*) als ›suchender Mann‹, der sich eine Freundin mit einer guten Figur wünscht. Die weib-

lichen Bekannten des Teilnehmers werden in Bezug auf ihre (vielleicht auch) äußeren Charakteristika gewertet, und zwar mittels Assertiva, die zugleich als Expressiva, d.h. als Ausdruck der Gefühlslage des Sprechers, gedeutet werden können, in diesem Fall seiner Unzufriedenheit (»ich mag sie nicht«).

Im Unterschied zu den deutschen und österreichischen Daten wird das Aussehen der weiblichen Personen in den Gesprächen der ukrainischen Postadoleszenten häufiger thematisiert. Auch die Episoden, in denen über weibliche Autoritätspersonen im Hochschulbereich gelästert wird, bilden hier keine Ausnahme. Während die deutschen und österreichischen Studenten eher Kritik an der vermeintlichen beruflichen Eignung der Dozentinnen übten und vereinzelte spöttische Bemerkungen über deren Aussehen der subjektiven Beurteilung ihrer Kompetenz zu entspringen schienen (z.B. »blond/Blondine«, vgl. Khrystenko 2018: 473), lästerten die ukrainischen Studierenden weniger über deren Qualifikation, beschwerten sich mehr über die hohen Ansprüche in den Veranstaltungen des weiblichen Lehrpersonals und machten sich häufiger über das Äußere lustig (übertriebenes Make-up, Figur, Kleidung sowie Haare und Frisuren). Bei den deutschen und österreichischen Studierenden waren spöttische Bemerkungen über das Aussehen der weiblichen Lehrpersonen nur vereinzelt vertreten und fußten auf der subjektiven Beurteilung ihrer Kompetenz.

Episode 4

- 01 A: včora marinuVAV [utia.
(gestern habe ich eine Ente mariniert)
- 02 B: [KRÜto ja take l'ubl'u;
03 ((lacht 0,5 Sek.))
04 pered ekZAmenom?
(geil ich mag so was auch. Vor der Prüfung?)
- 05 A: da osTAvyv marinad na noč a utrom prosyPAjus',=
(ja die Marinade habe ich über Nacht stehen gelassen und
morgens bin ich aufgewacht)
- 06 B: =<<lachend> šo L'Ocha vse zjiv? >
(was Lo'cha hat alles aufgegessen?)
- 07 A: <<lachend> nu da (.) blin potom šče zej ekZA:men. > (.)
(ja. Scheiße, dann noch diese Prüfung)
- 08 russkij jaZYK.
(russische Sprache)
- 09 vona meni žit' spokijno ne daje (.) ody BAL ostavsia;
(sie macht mir das Leben schwer. Ein Punkt ist noch übrig)
- 10 B: ta vona voŠE namAchana;
(sie ist total bekloppt)
- 11 A: i stroimna [taKA.]
(und so potthässlich)
- 12 B: [štukaTURka.]
(Aufputz/alles Fassade)
- [beide lachen]

Nachdem die Postadoleszenten im Vorfeld der Szene kulinarische Vorbereitungen und Essensvorlieben besprochen haben, beschwert sich Teilnehmer A über die scheinbar schwierige Prüfung, wobei er mittels intonatorischer Hervorhebung mit Hilfe des Demonstrativpronomens »diese« seine negativen Emotionen ausdrückt. Diese Äußerung bildet den Ausgangspunkt, um die Dozentin für russische Sprache zum Lasterobjekt der Szene zu machen. Seine negative Haltung gegenüber der Dozentin verdeutlicht A mit der Bemerkung: »sie macht mir das Leben schwer. Ein Punkt ist noch übrig«, er deutet an, dass ihm nur ein Punkt bis zur Note »genügend« fehlt. B reagiert unterstützend, spinnt die Lästerei über die anscheinend bekannte Lehrkraft weiter, indem er sie mittels Wertadjektiv als »bekloppt« charakterisiert. A greift daraufhin ihr Äußeres auf, nennt sie »pott-hässlich«, die abfällige Replik des Gesprächspartners zielt mit dem Wort »Aufputz« auf das angeblich übertriebene Make-up der Frau, es folgt schließlich gemeinsames Lachen.

Bei der Thematisierung des weiblichen Aussehens waren interkulturelle Unterschiede in den Gesprächen der Postadoleszenten kaum feststellbar. Ein attraktives Aussehen wird in den hier behandelten kulturellen Räumen grundsätzlich positiv bewertet. Relevante Unterschiede gab es nur in Bezug auf die Verbalisierung des Äußeren der weiblichen Hochschulautoritäten, v.a. bei ukrainischen Postadoleszenten, die Dozentinnen häufiger nach dem Kriterium des Aussehens bewerteten.

VERMITTELTE IDENTITÄTEN IN DER THEMATISIERUNG DER BEZIEHUNGSDYNAMIK. EINIGE INTERKULTURELLE UNTERSCHIEDE

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass einzelne Charaktereigenschaften wie Offenheit, Hilfsbereitschaft oder Humor im Frauenbild durchaus positiv bewertet, jedoch viel seltener verbalisiert werden. Meistens handelt es sich dann um Paarsequenzen, in denen die Postadoleszenten diese Eigenschaften bei ihren Partnerinnen kurz hervorheben. Es ist einer notwendigen Begrenzung geschuldet, wenn der Beitrag im Weiteren nur auf die Beziehungsdynamik in den Fällen eingeht, in denen den Frauen eine besondere Rolle zugeschrieben wird. Die möglichen interkulturellen Unterschiede in der Thematisierung dieser Dynamik im deutschsprachigen und ukrainischen Raum betreffen v.a.:

1. Sprachhandlungsmuster: In den deutschen Daten kommt es zur Thematisierung des Beziehungsaufbaus meist durch kommunikative Verfahren, die »narrative Elemente« (Schmidt 2004: 113) wie *Spott* oder *Lästern* bzw. *Klatsch* enthalten. Im ukrainischen Korpus werden kontinuierliche Handlungsabläufe zu der erwähnten Thematik häufiger in spaßigen Phantasien, spaßigen Einschüchterungen und Instruktionen dargestellt. Das Vorkommen von direktiven Sprechakten (z.B. Anweisungen) dominierte auch im ukrainischen Datenkorpus.

2. Geteilte Werte, subjektive Einstellungen und Normen. In solchen Fällen werden auch verschiedene identitätsbezogene Relevanzsetzungen artikuliert (vgl. Kotthoff 2012: 251) und u.U. mehrere Identitäten (*doing being men/doing being youth/doing being student*) zu erkennen gegeben. Im ukrainischen Datenkorpus werden die z.T. von der gesellschaftlichen Ordnung oktroyierten patriarchalischen Ansichten häufiger verbalisiert.

Das postadoleszente Alter ist noch durch die Ablösung von der Herkunftsfamilie und die Beanspruchung bestimmter Korrelate des Erwachsenseins wie Partnersuche oder sexuelle Beziehungen gekennzeichnet. Die Beziehungen der männlichen Bekannten zu ihren Freundinnen werden dann häufig ein Thema in den Klatschgeschichten, wenn »einer der Interaktanten gegenüber den übrigen über einen Wissensvorsprung im Hinblick auf erzählenswerte Vorkommnisse der/des Dritten verfügt« (Schubert 2009: 94):

Episode 5

- 01 A: der KLAUS⁹ dreht mal wieder durch.
 02 (--)
 03 mit seiner typa ist er jetzt ZWEI wochen zusammen;
 04 B: hat er jetzt ENDlich [mal eine?]
 05 A: [hahahaha]
 06 B: das GIBT_S ja nicht;
 07 A: dieses wochenende fahren sie zu ihren ELtern. (.)
 08 gehen zusammen in die berge (.) wo die DREI tage lang|
 09 auf irgend so_ner BERGHütte bleiben.
 10 (--)
 11 er mit den ELTERN-
 12 das kann ich mir ÜBERhaupt nicht vorstellen.
 13 was sagst denn da den ELtern,
 14 entschuldigung wir haben uns <<all,:)> beim SAUFen
 kennengelernt?>
 15 ((gemeinsames Lachen 0,5 Sek.))
 16 B: <<lachend> er kanns ja wie denni machen und der MUTter was
 schenken.>
 17 A: wird er MÜSsen-
 18 B: DENni¹⁰ und klaus sind da beide gleich schnell.
 19 ich verstehe das nicht (.) hätte ich NIE so gemacht,
 20 A: ich und anni sind ja SCHON schnell gewesen-
 21 B: hahaha
 22 A: aber wir haben wenigstens_ne WEIle gewartet (.) bis wir|
 23 das mit den ELtern gemacht haben.
 24 B: mhm (-) STIMMT-

9 | Name geändert.

10 | Name geändert.

In Episode 5 unterhalten sich die Postadoleszenten¹¹ über einen am Gespräch nicht teilnehmenden Bekannten, wobei auch dessen Beziehung zu einer jungen Frau zum Thema des männlichen Klatsches wird. Das Verhalten des Abwesenden wird von Teilnehmer A in Z. 1 als ›durchgedreht‹ charakterisiert. In dem assertiven Sprechakt kommt dank dem zeitdeiktischen Adverbiale *wieder* (»KLAUS dreht mal wieder durch«) die Präsupposition über ein wiederholtes Gebaren zum Ausdruck, welches von einem Gesprächsteilnehmer als unbeachtet beurteilt wird.

Obwohl Beziehungen in diesem Alter wichtig und prestigeträchtig sind und oft »die Integration in den Paarbildungsmarkt zum Ausweis der Normalität« (Kotthoff 2012: 278) gemacht wird, stellen die Studierenden die schnelle Dynamik von Beziehungen häufig in Frage, was auch hier der Grund für die Abgrenzung gegenüber dem zu schnell zur nächsten Stufe fortschreitenden Mitstudenten ist. So reagiert B auf den von A formulierten assertiven Sprechakt (Z. 3: »mit seiner typa ist er jetzt ZWEI Wochen zusammen«) mit der ironischen Entscheidungsfrage in Z. 4 (»hat er jetzt ENDlich [mal eine?]<«), in der mittels Temporaladverb ein Endpunkt in der Partnersuche markiert wird. In Z. 7 erfolgt die narrative Weitergabe von Neuigkeiten über den Abwesenden, seine Freizeitaktivitäten und das bevorstehende Kennenlernen mit den Eltern des Abwesenden werden angesprochen. Es fällt auf, dass die schnelle Vorstellung der Partnerin bei den Eltern sowie die Umstände, unter denen sich beide kennengelernt haben, kritisch beurteilt werden – beispielsweise in Z. 12 (»das kann ich mir ÜBERhaupt nicht vorstellen«), in Z. 19 (»ich verstehe das nicht«) und Z. 22. Die kritische Einstellung des einen Teilnehmers trifft auch bei dem anderen auf Zustimmung (Z. 24: »STIMMT«), beide bringen ihre negative Sichtweise zum Ausdruck, indem sie auf eigene Erfahrungen zurückgreifen (Z. 22) und mittels der adversativen Konjunktion *aber* die vergleichbaren Ereignisse kontrastieren (Z. 20: »schnell gewesen« → Z. 22: »aber wir haben wenigstens ne Weile gewartet«). Interessant ist, dass das *doing gender* im Gespräch auch »in der Etikette des Hofmachens und Kontakt-Anbahnens« (Kotthoff 2003: 142) verbalisiert wird, wenn die Jugendlichen die Notwendigkeit eines Geschenks für die Mutter der Freundin ansprechen. Es ist zu erwähnen, dass im deutschsprachigen Korpus häufiger solche Gespräche vorkommen, in denen zwar die Ernsthaftigkeit der Beziehungen und der Beziehungsstatus (z.B. »vergeben«) betont wird, jedoch werden deutlich seltener in dem Frame ›Beziehungen zum anderen Geschlecht‹ die Relationen ›Versorgung der potentiellen Familie‹ bzw. ›Familienplanung‹ aktiviert.

Andererseits werden bei der Thematisierung des vergebenen Beziehungsstatus in Gesprächen deutscher und österreichischer Postadoleszenten auch oft »altersgebundene Kategorien und Rollen [z.B. *doing being youth*; O.K.] akzentuiert« (Walther 2018: 29). So kann aus der nachstehenden kurzen Episode 6¹² ge-

11 | Das Gespräch wurde als offene Selbstaufnahme in der Universitätslobby geführt.

12 | Die Gruppe setzt sich aus zwei befreundeten Postadoleszenten zusammen (Alter: 22 und 23 Jahre), die Studenten stammen aus Deutschland. Das Gespräch wurde in der Küche in einem Studentenwohnheim aufgenommen.

schlussfolgert werden, dass das junge Alter des Sprechers die Voraussetzung für eine mögliche Unbeständigkeit bildet, was semantisch aus der Informationsstruktur der letzten Replik abgelesen werden kann. Zur Dekodierung der partikularisierenden Implikatur trägt u.a. bei, dass mittels des Abtönungspartikels *doch* (Z. 13) ein Vorwissen aktiviert wird, das auch »in der Kenntnis allgemein üblicher [mit einem bestimmten Alter verbundener; O.K.] Erwartungen und Normen bestehen kann« (Hentschel 1986: 147):

Episode 6

- 07 A: du studierst hier und sie in ENGLand–
 08 es_is SICHer nicht leicht. (.)
 09 mit der FERNbeziehung.
 10 B: wieSO?
 11 A: ALSo bei mir hat das NIE funktioniert–
 12 B: na ja (.) sie kam zu ostern irgendwann komme ich auch nach
 BELgien. (.)
 13 außerdem bin ich doch JUNG,

Obwohl das Datenkorpus noch erweitert werden soll, kann man anhand der analysierten Gespräche schon sagen, dass bei den ukrainischen Studenten im gleichen Alter häufiger patriarchalische Ansichten über die Versorgung der zukünftigen Familie und die Übernahme von Verantwortung zur Sprache kommen, sowohl auf spaßige, aber durchaus auch auf ernsthafte Art und Weise. Meistens geschieht dies in Frotzeleien in Form von »spielerisch-spaßhaften Attacken und spitzen Bemerkungen« (Günthner 2000: 156). Das (spaßige) Sichhineinversetzen in die besagten sozialen Rollen kann mit gesellschaftlichen Konventionen (z.B. durch die Gesellschaft oktroyierten geschlechtlichen Rollenbildern, sozialen Tabus, dem Studienabschluss in jüngeren Jahren und der früheren Sozialisation auf dem ukrainischen Arbeitsmarkt) begründet werden. Natürlich ist einzuräumen, dass diese Ansichten je nach soziodemographischen Charakteristika der beobachteten Teilgruppen auch variabel sein können, jedoch werden die traditionellen bzw. patriarchalischen Standards in ukrainischen Daten häufiger verbalisiert. Die beiden nächsten Episoden 7 und 8 stellen ausgewählte Beispiele für die Thematisierung der zukünftigen Rolle in der Familie in den Gesprächen ukrainischer Postadoleszenten dar – wie etwa in Episode 7, Z. 3, in der einer der Gesprächsteilnehmer sein Studium als »beendet« bezeichnet (*ich habe sowieso das Studium beendet*) und damit implizit den Beginn der nächsten Lebensphase anspricht. In der darauf folgenden Replik wird dann der Einstieg ins Familienleben mit entsprechender Übernahme der Vaterrolle verbalisiert. Das Modalverb *können* kann epistemisch interpretiert werden und auf die Kenntnisse in dem Bereich der »Familiengründung« hinweisen, die »darin vorbewusst oder unbewusst vorhanden« (Lohnstein 2011: 348) und in der kulturellen Gemeinschaft üblich sind:

Episode 7

- 01 A: poky šče treba učytsia a dal'i (-) poBAčy-
 02 ne znaju (.) a TY,
*(man muss noch studieren und weiter mal sehen
 ich weiß noch nicht)*
 03 B: ja vse ravNO vže [otučyvsia;]
(ich habe sowieso schon das Studium beendet)
 04 A: [hahahaha]
 05 B: uže možno simJU zavodyt'–
(man kann schon in Familie machen)
 06 balakat' z dit'my o TOM o siom.
(mit Kindern über dies und das reden)

In der achten Episode wird die spezifische Vorstellung eines kulturellen Stereotyps in Form von Direktiva (Z. 20) und Assertiva (Z. 14-16) aktualisiert, wobei bei der Familiengründung der Mann die Kosten für die Wohnungsmiete übernehmen und der künftigen Familie eine entsprechende Versorgung anbieten soll. Interessant ist, dass diese Verhaltensnormen von einem der Interaktanten in einer Art spaßiger Einschüchterung verbalisiert werden, so dass beim anderen Teilnehmer¹³ kurzes Schweigen eintritt, welches als Zeichen der möglichen Konfusion interpretiert werden kann:

Episode 8

- 11 A: ya zaraBAtyvaju zaraz okolo semi tysiač-
(ich verdiene jetzt beinahe sieben tausend)
 12 B: za komunalku PLAtite?
(bezahlt ihr die Nebenkosten?)
 13 A: ne ya poKA ne za šo ne plaču.
(ich bezahle momentan nichts)
 14 B: nu kak zakončiš (.) žEnišs'a-
 15 poedeš v drugoje mesto BUdeš|
 16 platYT' za vse,
*(sobald du das Studium beendest, heiratest du, ziehst um
 und wirst alles bezahlen müssen)*
 17 A: uh?
 18 B: govor'u kak ženišs'a to budeš platyt' za VSE-
(ich sage, wenn du heiratest, wirst du alles bezahlen)
 19 A: ((zuckt mit den Schultern)) (...)
 20 B: a šo žena BUdeš?

13 | Die Gruppen in den Episoden 7 und 8 setzten sich aus zwei befreundeten Post-adoleszenten zusammen (Alter: 24 und 23 Jahre in der Episode 7; 22 und 23 Jahre in der Episode 8), die Studenten bilden Freundesgruppen, die sich fünf und drei Jahre vor Beginn der Forschung formierten. Die Gespräche wurden in der Universitätslobby (Episode 7) bzw. im Bus (Episode 8) aufgenommen.

(und was wird die Frau?)

[beide lachen]

21 A: ta NIE.

(ach nee)

FAZIT

An den ausgewählten Beispielen ist zu erkennen, dass bestimmte Ausprägungen des *doing gender* in den interaktiven männlichen studentischen Praktiken, die die Frauen thematisieren, beobachtet werden können.

Vor allem wird das an der Konstruktion entsprechender Positionierungen ersichtlich wie der evaluativen und affektiven Positionierungen, die in den analysierten Praktiken durch Aktivierung einer Wissensstruktur (z.B. *Kennenlernen/Paarbeziehung*) entstehen und eine auf spezifischen Werten basierte Frame-Element-Beziehung darstellen. Hier kann man von einer Indexikalität erster Ordnung sprechen, die direkt auf die Heteronormativität der Interaktanten hinweist. Die Thematisierung der Frauen in männlichen Gruppen ist in den analysierten Beispielen mit der Einnahme eines sozialen Standpunktes (heterosexueller Mann) und mit der Konstruktion der Solidarität innerhalb der Gruppe verbunden. Allerdings können die in der Konversation genommenen *stances* einander abwechseln, indem die Postadoleszenten sich selbst als Studenten, Österreicher/Deutsche/Ukrainer oder Sportler positionieren.

Anhand der analysierten Beispiele kann man feststellen, dass sowohl im deutschen als auch im ukrainischen Korpus bestimmte Gemeinsamkeiten sichtbar sind. Wenn man z.B. die Thematisierungen des weiblichen Aussehens betrachtet, betreffen die Gemeinsamkeiten die Häufigkeit des Vorkommens der Praktiken in einem bestimmten Empfängerkreis (in der Regel kommen diese Praktiken in »a close-knit group of intimates« [Androutsopoulos/Georgakopoulou 2003: 9] häufiger vor), die Ähnlichkeiten im spezifischen Wertesystem, die diskursiven Argumentationsmuster (Dominanz der Einordnungs- und Vergleichsschemata) sowie die sprachliche Ausgestaltung dieser Praktiken (Interjektionen, Gradpartikeln in Kombination mit Wertadjektiven, situative Ellipsen, primäre Metaphern).

Mutmaßliche interkulturelle Unterschiede in den für diesen Beitrag ausgewählten interaktiven Praktiken ergeben sich in der Häufigkeit des Vorkommens von bestimmten Sprechakten (Dominanz von Direktiva im ukrainischen Korpus) und der Verbalisierung von bestimmten Verhaltensnormen. Es zeigt sich, dass bei der Thematisierung der Beziehungsdynamik in dem ukrainischen Korpus öfter die Übernahme der Rolle als Familienoberhaupt in spöttischen Handlungen verbalisiert wird, was möglicherweise mit der kritischen Auseinandersetzung mit oktroierten geschlechtlichen Rollenbildern zu verbinden ist. In Bezug auf Lästerepisoden über weibliche Autoritätspersonen kann festgehalten werden, dass die ukrainischen Studenten häufiger das Aussehen (Make-up, Frisur, seltener die Besonderheiten der Figur) der Dozentinnen ansprachen. Das Urtei-

len über das Äußere von weiblichen Autoritätspersonen war in erhobenen deutschen und österreichischen Daten zumindest vereinzelt vorhanden.

Die Verbalisierung von bestimmten emotionalen Zuständen der männlichen Interaktanten bei der Thematisierung der Frauen beeinflusst auch die Wahl der entsprechenden lexikalischen und grammatischen Mittel, mit deren Hilfe Referenz auf das besprochene Objekt genommen wird. In den ukrainischen Daten wurden im Unterschied zu den deutschen häufiger affektive Substantive/substantivierte Adjektive und weniger gastronomische Metaphern zur Charakterisierung der Frau verwendet.

LITERATUR

- Androutsopoulos, Jannis/Georgakopoulou, Alexandra (2003): Discourse Construction of Youth Identities: Introduction. In: Dies. (Hg.): Discourse Construction of Youth Identities. Amsterdam/Philadelphia, S. 1-25.
- Busse, Dietrich (2008): Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. In: Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York, S. 57-87.
- Coates, Jennifer (2003): Men Talk. Stories in the Making of Masculinities. New York.
- Dies. (2013): Women, Men and Everyday Talk. London/New York.
- Connell, Raewyn W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity: Re-thinking the Concept. In: Gender and Society 19, H. 6, S. 829-859.
- Deppermann, Arnulf (2000): Ethnographische Gesprächsanalyse: Zum Nutzen einer ethnographischen Erweiterung für die Konversationsanalyse. In: Gesprächsforschung 1, S. 96-124.
- Fenstermaker, Sarah/West, Candace (Hg.; 2002): Doing Gender, Doing Difference. Inequality, Power and Institutional Change. London/New York.
- Fiehler, Reinhard/Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Kraft, Barbara (2004): Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen.
- Finkbeiner, Rita/Meibauer, Jörg (2016): ›Richtig gut, das Paper: Satz, non-sententiale/unartikulierte Konstituente, Konstruktion? In: Rita Finkbeiner (Hg.): Satztypen und Konstruktionen. Berlin, S. 296-325.
- Grady, Joseph (1999): A Typology of Motivation for Conceptual Metaphor. In: Raymond W. Gibbs, Jr./Gerard J. Steen (Hg.): Metaphor in Cognitive Linguistics: Selected Papers from the Fifth International Conference, Amsterdam, 1997. Amsterdam, S. 79-100.
- Günthner, Susanne (2000): Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion: grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen. Tübingen.
- Harder, Peter (2010): Meaning in Mind and Society. A Functional Contribution to the Social Turn in Cognitive Linguistics. Berlin/New York.
- Hentschel, Elke (1986): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. Ja, doch, halt und eben. Tübingen.

- Khrystenko, Oksana (2018): Einige Besonderheiten der kommunikativen Konstruktion männlicher Geschlechtsidentität (anhand der Aufnahmen in geschlechtshomogenen männlichen Gruppen). In: *Wirkendes Wort* 68, H. 3, S. 465-488.
- Kiesling, Scott F. (2005): Homosocial Desire in Men's Talk: Balancing and Re-Creating Cultural Discourses of Masculinity. In: *Language in Society* 34, H. 5, S. 695-726.
- Kimmel, Michael/Aronson, Amy (Hg.; 2004): *Men and Masculinities: A Social, Cultural, and Historical Encyclopedia*. Santa Barbara/Oxford.
- Kotthoff, Helga (2003): »Was heißt eigentlich doing gender?« Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht. In: *Freiburger FrauenStudien* 12, S. 125-149.
- Dies. (2012): »Indexing gender« unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen. In: Susanne Günthner/Dagmar Hüpper/Constanze Spieß (Hg.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston, S. 251-286.
- Dies./Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen.
- Kulick, Don (2003): Language and Desire. In: Janet Holmes/Miriam Meyerhoff (Hg.): *The Handbook of Language and Gender*. London, S. 119-141.
- Kuße, Holger (2011): Kulturwissenschaftliche Linguistik. In: Csaba Földes (Hg.): *Interkulturelle Linguistik im Aufbruch. Das Verhältnis von Theorie, Empirie und Methode*. Tübingen, S. 117-136.
- Lewandowska, Anna/Antos, Gerd (2011): Methoden des linguistischen Zugangs zu »Interkulturalität«. In: Csaba Földes (Hg.): *Interkulturelle Linguistik im Aufbruch. Das Verhältnis von Theorie, Empirie und Methode*. Tübingen, S. 137-156.
- Linke, Angelika (2016): Einführung: Kommunikation und Kulturalität. In: Ludwig Jäger u.a. (Hg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*. Berlin, S. 351-368.
- Lohnstein, Horst (2011): *Formale Semantik und natürliche Sprache*. 2., durchges. u. erw. Aufl. Berlin/New York.
- Milani, Tommaso M. (2015): Theorizing Language and Masculinities. In: Ders. (Hg.): *Language and Masculinities: Performances, Intersections, Dislocations*. London, S. 8-34.
- Nelson, Aislyn M./Lumpkin, Ellen A. (2011): Sensory Processes of Touch. In: Matthew J. Hertenstein/Sandra J. Weiss (Hg.): *The Handbook of Touch. Neuroscience, Behavioral, and Health Perspectives*. New York, S. 33-58.
- Raymond, Chase Wesley (2014): Race/Ethnicity, Religion and Stereotypes: Disparagement Humor and Identity Construction in the College Fraternity. In: Helga Kotthoff/Christine Mertzlufft (Hg.): *Jugendsprachen. Stilisierungen, Identitäten, mediale Ressourcen*. Frankfurt a.M., S. 95-114.
- Schmidt, Axel (2004): *Doing peer-group: Die interaktive Konstitution jugendlicher Gruppenpraxis*. Frankfurt a.M. u.a.
- Schubert, Daniel (2009): *Lästern. Eine kommunikative Gattung des Alltags*. Frankfurt a.M. u.a.
- Walther, Diana (2018): »Doing youth« – Zur Erweiterung einer Theorie der Jugendspracheforschung. In: Arne Ziegler (Hg.): *Jugendsprachen. Aktuelle Perspektiven internationaler Forschung. Teilbd. 1*. Berlin, S. 25-48.

- Warnke, Ingo H. (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: Ekkehard Felder/Marcus Müller (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks »Sprache und Wissen«. Berlin/New York, S. 113-140.
- Warsitz, Rolf-Peter (2000): Anerkennung als Problem der Psychoanalyse. In: Wolfgang Schild (Hg.): Anerkennung: interdisziplinäre Dimensionen eines Begriffs. Ein Symposium. Würzburg, S. 129-156.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing gender. In: Gender and Society 1, H. 2, S. 125-151.
- Wildgen, Wolfgang (2013): Visuelle Semiotik. Die Entfaltung des Sichtbaren. Vom Höhlenbild bis zur modernen Stadt. Bielefeld.
- Wood, Julian (1984): Grouping Towards Sexism: Boys' Sex Talk. In: Angela McRobbie/Mika Nava (Hg.): Gender and Generation. London, S. 54-84.
- Ziem, Alexander (2014): Frames of Understanding in Text and Discourse. Amsterdam.

Akhi sucht Ukhti

Oder: Sprachkontaktphänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen in deutschsprachigen Heiratsanzeigen¹

NAHLA TAWFIK

Abstract

Following Uriel Weinreich's *Languages in Contact* (1953), a long series of studies have continued to explore language contact phenomena between different language pairs. However, there is a research gap concerning the study of language contact between German and Arabic, a field which is becoming increasingly important due to the recent huge migration waves from the Arab world towards Europe. This article explores phenomena of language contact between both languages, using online German marriage ads that appeared in the *Islamic Online Monthly Newspaper Islamische Zeitung* in Berlin from July 2015 to August 2017. The results identify different code-switching practices, mixing practices of lexical and functional categories as well as hybrid compounds and examples of scriptswitching. It shows that while these practices have a referential function, they contribute as well to constructing the social identity of the advertisers as well as to developing a specific language style of the group. The article highlights contemporary communicative practices of migrants with Arabic background in Germany and contributes to the field of intercultural and identity construction studies.²

Title: *Akhi* Looking for *Ukhti*. Or: Language Contact Phenomena between German and Arabic in Marriage Ads

Keywords: language contact; code-switching; migrants with Arabic background; identity construction; marriage ads

In dem 2013 vom Institut für Deutsche Sprache herausgegebenen Tagungsband *Das Deutsch der Migranten* konstatiert Ludwig M. Eichinger in seinem Artikel *Sprachliche Vielfalt und gesellschaftliche Diversität* die nicht mehr wegzudenkende Präsenz von Sprachkontaktphänomenen im deutschen Alltag:

Für die bundesdeutschen städtischen Interaktionsräume hat sich der sprachliche Alltag in einer Weise verändert, der mit der Beschreibung mehr oder minder isolierter »anderssprachiger« Gruppen nicht angemessen beschrieben wäre. Vielmehr stellen nach dieser jahrzehntelangen Entwicklung seit dem Beginn eines großräumigeren Zu-

1 | *Akhi* bedeutet »Bruder im Glauben«, *Ukhti* »Schwester im Glauben«; Übers. N.T.

2 | Diese Studie wurde im Rahmen des Austauschprogramms Erasmus+ zwischen der Bergischen Universität Wuppertal und der Ain Shams Universität/Kairo 2017/2018 gefördert.

zugs von Personengruppen, die aus anderssprachigen Räumen stammen, heutzutage sprachliche Formen und Ausdrucksweisen, deren Ursprung auf entsprechende Sprachkontakthänomene zurückzuführen ist, einfach einen Teil des alltäglichen sprachlichen Interaktionsgefüges in diesen gesellschaftlichen Formationen dar. (Eichinger 2013: VIII)

Ob das auch für das Arabische infolge der Migrationswellen aus der arabischen Welt und der immer weiter zunehmenden Anzahl der mehrsprachigen Sprecher (Deutsch und Arabisch) in der deutschen Gesellschaft zutrifft, dazu fehlen m.E. bisher aufgrund des in der Vergangenheit mangelnden Bedarfs sprachwissenschaftliche Studien. Heutzutage liegt aber die Relevanz und Aktualität einer neuen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Sprachkontakt zwischen dem Deutschen und Arabischen auf der Hand. Dazu möchte der vorliegende Beitrag einen ersten Schritt leisten. Erstens wird dabei das Ziel verfolgt zu untersuchen, ob Sprachkontakthänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen bestehen, und diese zu sammeln und zu fixieren. Und zweitens sollen deren Erscheinungsformen und Funktionen erforscht werden. Dazu werden deutschsprachige Online-Heiratsanzeigen herangezogen, die im Zeitraum von Juli 2015 bis August 2017 in der Online-Ausgabe der monatlich auf Deutsch erscheinenden *Islamischen Zeitung*³ veröffentlicht worden sind, weil erstens schriftliche Daten einen wichtigen Beitrag leisten können, um mögliche Sprachkontakthänomene zwischen zwei Sprachen mit unterschiedlichem Schriftsystem wie dem Deutschen und Arabischen zu beleuchten. Zweitens treten Sprachkontakthänomene, vor allem Codeswitching, häufig in Publikationen auf, die ein Publikum mit Migrationshintergrund ansprechen (vgl. Gardner-Chloros 2009, S. 21). Drittens erfreut sich die Heiratsanzeige als Textsorte in letzter Zeit infolge von gesellschaftlichen Entwicklungen großer Beliebtheit, vor allem was die immer stärkere Auflösung der traditionellen Familienform und die zunehmende späte Heirat sowie Ehelosigkeit angeht (vgl. Eckkrammer 1999: 135). Darüber hinaus sollte anhand dieser Textsorte, wo es vor allem um Selbstbeschreibung und Wunschpartnerdarstellung geht, der Kontext von Sprache und Identität besonders manifest werden. Es wird von der Annahme ausgegangen, dass hier die Sprache eine Rolle dabei spielt, verschiedene soziale Identitäten bei mehrsprachigen Inserenten zu aktivieren bzw. inklusive Identität zu stiften. Die hier vorgenommene Untersuchung erhebt nicht den Anspruch, ein vollständiges Bild zu vermitteln, sie verfolgt vielmehr das Ziel, das Augenmerk auf bestehende Kontakthänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen zu lenken und diese somit etwas stärker in den Mittelpunkt der zukünftigen Sprachkontaktforschung zu rücken.

3 | Die *Islamische Zeitung* wird als eine unabhängige Monatszeitung und Forum für den Islam in Deutschland und Europa beschrieben (vgl. online unter: <https://www.islamische-zeitung.de>). Als deutschsprachiges Medium spricht sie eine breite Zielgruppe von Glaubensanhängern an, die nicht unbedingt arabischsprachig sind.

1. CODESWITCHING ALS SPRACHKONTAKTPHÄNOMEN

Die Sprachkontaktforschung hat sich als linguistische Teildisziplin in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Teilen der Welt rasant entwickelt und als eine Teildisziplin der Linguistik etabliert.⁴ Seit Uriel Weinreichs *Languages in Contact* von 1953, in dem vor allem die Berührungen zwischen Rätoromanisch und Schweizerdeutsch thematisiert wurden, folgten eine Reihe von Untersuchungen von Sprachkontakthänomenen zwischen verschiedenen Sprachenpaaren. Unter Sprachkontakt wird hier eine reziproke Beeinflussung von zwei Sprachen verstanden. Diese Beeinflussung macht sich »sowohl in individuellen Sprachäußerungen als auch im Sprachgebrauch einer mehrsprachigen Sprachgemeinschaft bemerkbar.« (Riehl 2014: 12) Als Sprachkontakthänomen ist besonders in den letzten Jahrzehnten das Codeswitching als eine Form der Mischung von Sprachen innerhalb von sprachlichen Äußerungen zu einem wichtigen Forschungsfeld gewachsen, wobei darauf hinzuweisen ist, dass der Begriff Codeswitching in der Forschungsliteratur nicht einheitlich definiert und daher unterschiedlich verwendet wird. In diesem Beitrag wird er in Anlehnung an Marina Petkova als Oberbegriff für alle Sprachmischungsphänomene verwendet (vgl. Petkova 2017: 1), wobei er »einzelne Wörter und auch Mehrworteinheiten bis zu ganzen Sätzen umfassen kann« (Riehl 2014: 24). Im Gegensatz zu der früheren Sicht auf Codeswitching als Anzeichen »doppelter Halbsprachigkeit« gehen neue Untersuchungen heute davon aus, dass »die Wahl der Sprachen bewusst erfolgt, und dass Sprachwechsel bzw. Sprachmischungen situationsspezifisch zur Regelung sozialer Beziehungen eingesetzt werden« (De Florio-Hansen/Hu 2007: X).

Diese neue Sicht ist vor allem den Arbeiten *Social Meaning in Linguistic Structures: Code-Switching in Norway* (Blom/Gumperz 1972) und Gumperz' *Discourse Strategies* (1982) zu verdanken. Anhand der Untersuchung des Wechsels zwischen Dialekt und Standard in einer Dorfgemeinschaft in Norwegen wurde gezeigt, dass der Wechsel von sozialen Situationen abhängt und eng mit der sozialen Identität der Dorfbewohner verknüpft ist. Das von Gumperz entwickelte Konzept eines *we-code* (Dialekt) bzw. eines *they-code* (Standard) (vgl. Gumperz 1982: 66) für den gruppeninternen bzw. gruppenexternen sprachlichen Gebrauch ist von großem Einfluss, da es die Funktion bzw. Funktionen von Codeswitching hervorgehoben hat. Dieser Pionierarbeit folgte eine Reihe von Forschungsprojekten und wissenschaftlichen Arbeiten, die intra- und interlinguale Kontakthänomene erforschten.⁵ Einen wichtigen Beitrag leistete in diesem Rahmen Monica Heller. Sie befasste sich vor allem mit der sozialen Funktion von Codeswitching (CS) als »an important part of social mechanisms

4 | In den 1990er Jahren profilierte sich die Sprachkontaktforschung zu einer sprachwissenschaftlichen Teildisziplin, nicht zuletzt durch die Gründung des *ESF (European Science Foundation) Network on Code-Switching and Language*.

5 | Vgl. die Sammelbände von Heller 1988, Auer 1998 und Milroy/Muysken 1995 sowie Müller 2015.

of negotiation and definition of social roles, networks and boundaries.« (Heller 1988: 1) In *Language Choice, Social Institutions, and Symbolic Domination* zeigt sie anhand der Untersuchung diverser CS-Praktiken der französischsprachigen Minderheit in Schulen in Ontario, wie durch Codewechsel zwischen dem Englischen und Französischen in sozialen Institutionen Macht ausgeübt wird und wie Schüler das CS einsetzen, um den Schulnormen zu widerstehen (vgl. Heller 1995: 398). Seit den 1980er Jahren bekam die Sprachkontaktforschung kräftige Impulse durch den konversationsanalytischen Ansatz von Peter Auer. Dieses Forschungsprogramm entwickelte er, um die CS-Praktiken von Kindern italienischer Gastarbeiter in Deutschland im Rahmen des Forschungsprojekts »Muttersprache italienischer Gastarbeiterkinder im Kontakt mit Deutsch« zu untersuchen. Die Ergebnisse sind in seiner Dissertation mit dem Titel *Bilingual Conversation* (Auer 1984) nachzulesen. In späteren Untersuchungen arbeitete er seinen konversationsanalytischen Ansatz weiter aus, auf dem seit der Jahrtausendwende mehr und mehr sprachwissenschaftliche Studien basieren, die das CS zwischen verschiedenen europäischen Sprachenpaaren in verschiedenen Konstellationen sowie auch vermehrt das Türkische in seiner Beziehung zu der deutschen Sprache aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen in den Mittelpunkt stellten. Zu nennen sind hierbei Peter Auers *Türkenslang – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen* (2003); Heike Wieses *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht* (2011); Ibrahim Cindarks *Deutsch-türkisches Code-Switching und Code-Mixing in einer Gruppe von akademischen Migranten der zweiten Generation* (2013).⁶ Der Erforschung von CS anhand schriftlicher Daten sind vor allem die Arbeiten von Angermeyer (vgl. 2005) und Breitkopf-Siepmann (vgl. 2014) gewidmet, die die Erforschung von Code- und Script-Switching zwischen dem Russischen und Englischen anhand von Anzeigen untersuchten, sowie die Studie von Petkova (vgl. 2017) im Rahmen des Forschungsprojekts »sms4science.ch«, die unterschiedliche Aspekte des CS anhand eines Korpus von 26.000 SMS in den vier Landessprachen der Schweiz darstellte. Einen vielseitigen Überblick bietet vor allem der von Sebba, Mahootian und Jonsson herausgegebene Band *Language Mixing and Code-Switching in Writing: Approaches to Mixed-Language Written Discourse* (2012), der CS anhand einer weiten Palette von mehrsprachigen Texten beleuchtet.

Was das CS zwischen dem Arabischen und einzelnen europäischen Sprachen angeht, so ist besonders in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Forschungsarbeiten erschienen, die den Wechsel aus dem Arabischen vor allem ins Englische bzw. Französische und umgekehrt in den verschiedensten Konstellationen thematisieren (vgl. Ben Nafa 2013; Wiedemann 2015; Hamouda 2015; Akeel 2016; Aabi 2019). Was die Sprachkontaktphänomene zwischen dem Arabischen und dem Deutschen angeht, so ist hier vor allem auf Studien über Arabismen in der deutschen Sprache zu verweisen (vgl. Littmann 1924; Tazi 1998; Matta 2005; Osman 2010; Müller 2012). Dabei stellt das Phänomen des CS zwischen dem Deutschen und Arabischen m.E. noch ein wichtiges Forschungsdesiderat dar.

6 | Vgl. auch Dirim/Auer 2004; Hinnenkamp/Meng 2005; Keim 2008.

2. DEUTSCH-ARABISCHER SPRACHKONTAKT IN DEUTSCHSPRACHIGEN HEIRATSANZEIGEN

Im Zuge ihres Bedeutungsgewinns vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels und der Individualisierung (in der feste Partnerschaften und lang währende Freundschaften tendenziell seltener werden) ist die Heirats- bzw. Kontaktanzeige mehr und mehr zum Untersuchungsgegenstand sowohl für die Soziologie als auch für die Linguistik geworden. Als Subtextsorte der Zeitungsannonce definiert sich die Funktion der Heirats- bzw. Kontaktanzeige als eine »Mischung zwischen informativ und appellativ, wobei die informativen Textsequenzen als Unterstützung für den Appell zu sehen sind.« (Eckkrammer 1999: 137) Für eine erfolgreiche Annonce betonten schon 1976 Stolt und Trost die Auswahl des Publikationsmediums, in dem die Anzeige erscheint, damit der richtige Leser sie liest (vgl. Stolt/Trost 1976: 27). Bei den hier zur Analyse herangezogenen Heiratsanzeigen haben sich die Inserenten für die Online-Version der *Islamischen Zeitung* entschieden, vermutlich, um den breitest möglichen muslimischen Leserkreis zu erreichen und somit die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, den richtigen Partner zu finden. Bei den Inserenten handelt es sich um eine sehr heterogene Gruppe, die sowohl deutsche Konvertiten als auch Muslime mit Migrationshintergrund umfasst. Untersucht wurde ein Korpus aus 69 Heiratsanzeigen aus dem Zeitraum von Juli 2015 bis August 2017, die Erscheinungsformen von deutsch-arabischsprachigem CS aufweisen. Ein Augenmerk lag darauf, dass das jeweilige Inserat nur einmal aufgenommen wird (einige Texte werden mehrmals, zum Teil mit leichten Änderungen, inseriert). Damit kein einseitiges Bild entsteht, wurden bei der Auswahl Texte männlicher und weiblicher Inserenten unterschiedlicher Herkunft, Muttersprache und Altersstufen sowie unterschiedlichen soziokulturellen Hintergrunds und Bildungsniveaus erfasst.

Bei der Beschreibung und Analyse der Heiratsanzeigen wurde ein qualitatives, interpretatives Verfahren herangezogen (vgl. Neuland/Schlobinski 2018: XXIII). Im Mittelpunkt stehen als Analysekatoren die lexikalische, die morphologische und die graphische Ebene, da beide Sprachen unterschiedliche Schriftsysteme haben.

Die Untersuchung der ausgewählten Texte hat gezeigt, dass die textsortenspezifischen Merkmale der Kontaktanzeige überwiegend Anwendung fanden: Ein fünfteiliger Textaufbau (Selbstdarstellung, Verbalisierung der Partnersuche, Wunschpartnerbeschreibung, Beziehungsbeschreibung, Bitte um Antwort), der Einsatz von stilistischen Mitteln zur Unterstützung des Appells, die Dominanz von Adjektiven und Substantiven auf lexikalischer Ebene, die Verwendung von langen Aussagesätzen mit vielen Aufzählungen auf syntaktischer Ebene sind zu erkennen (vgl. Opel 2007: 73-87). Da der vorliegende Beitrag aber keine eingehende Beschäftigung mit den textsortenspezifischen Konventionen der ausgewählten Inserate bezweckt, werden im Folgenden – ausgehend von dem oben angekündigten ersten Ziel der Studie – erste Ergebnisse vorgestellt, die diverse Praktiken und Muster von deutsch-arabischsprachigem CS in den untersuchten Inseraten fixieren.

2.1 Negative Fälle: kein gemischter Sprachgebrauch

Es handelt sich hier um Ausnahmefälle, in denen die ganze Anzeige auf Deutsch verfasst wird. Es ist kein gemischter Sprachgebrauch nachweisbar. Die Inserenten bleiben im monolingualen Modus, mit Cindark gesprochen, und »drücken die uneingeschränkte Orientierung zum Einwanderungsland Deutschland aus.« (Cindark 2013: 121) Das folgende Inserat eines deutsch-ägyptischen Ingenieurs mag das verdeutlichen:

Beispiel 1

Ingenieur sucht nette Frau in⁷ Raum Heidenheim

Deutscher-ägyptischer Ingenieur 50 Jahre alt geboren in Ägypten steht auf eigene Beine, wohnt in Heidenheim neben Ulm sucht eine nette Frau zum islamisch heiraten am besten unter 35 Jahre alt. Nationalität ist egal, möglichst ohne Kinder. nicht materialistisch sein, religiös, freundlich, lieb und möchte Familie gründen max. 165 cm groß, und max. 70 kg. Bitte nur ernstgemeinte und reife Frauen, die wissen was Sie genau brauchen und nicht oberflächliche Frauen, sich melden, möglich mit Bilder. (1.12.2017)⁸

In diesem Beispiel wird kein CS festgestellt, jedoch ist der Text interessant im Hinblick auf seine Grammatik. Festzustellen sind hier sprachliche Fehler, vor allem im Hinblick auf die Adjektivdeklinations im Deutschen, eine für arabische Deutschlernende nicht zu unterschätzende Herausforderung, was auf das völlig unterschiedliche Flexionssystem des Arabischen zurückzuführen ist und auch einen Einfluss des Arabischen auf sprachlicher Ebene erkennen lässt. Ebenso bedeutsam wäre hier die Untersuchung der Rolle genderspezifischer Elemente im Hinblick auf die sprachliche Identitätskonstruktion des Inserats. Da aber dieser Aspekt den Rahmen der Untersuchung sprengen würde, wird hier nicht näher darauf eingegangen.⁹

2.2 Arabische Umrahmung des deutschen Textes

Das Arabische wird zwar in der Heiratsanzeige verwendet, man beschränkt sich dabei jedoch darauf, den deutschen Text arabisch zu umrahmen durch den Rückgriff auf die islamische Grußformel *Salamu aleikum* (»Friede sei mit euch«) als Anfangs- bzw. Schlussgruß. Die Formel wird in die lateinische Schrift transkribiert, wobei keine einheitliche Schreibweise in allen herangezogenen Tex-

7 | Die zum Zwecke der Analyse herangezogenen Anzeigen wurden authentisch übernommen. Grammatik- und Rechtschreibfehler wurden von der Verfasserin nicht korrigiert.

8 | Alle zitierten Anzeigen sind der Online-Ausgabe der *Islamischen Zeitung* entnommen: www.islamische-zeitung.de. Die dazugehörigen Links sind nicht mehr online verfügbar.

9 | Dieser Aspekt wird im Mittelpunkt einer laufenden Untersuchung erforscht.

ten festzustellen ist: *Salamu aleikum*, *Salamualikum*, *Assalamu aleikum*, *selamun aleykum* usw. In einigen Beispielen wird auf die Umschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG) zurückgegriffen.¹⁰

Beispiel 2

Die zweite Hälfte und die rechtschaffene Frau gesucht

Salamu aleikum,

ich versuche auf diesem Weg meine zweite Hälfte zu finden. Infos: Bin 36-37 Jahre Alt [...] Ich wünsche mir eine religiöse, ausgebildete und hübsche Frau [...]

Salam. (3.12.2017; Hervorh. N.T.)

2.3 CS zwischen dem Deutschen und Arabischen

Hier sind die meisten untersuchten Texte einzuordnen. Deutsch bleibt die Grundsprache des Inserats. Allerdings lassen sich diverse Erscheinungsformen des CS in unterschiedlichem Grad feststellen.

2.3.1 Gemischtsprachlichkeit im Anfangsgruß

In einigen untersuchten Texten tritt eine Art Gemischtsprachlichkeit schon im Anfangsgruß auf.

Beispiel 3

richtung paradīs

Assalamu aleikum und rahmatu Allah. (1.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 4

Eine Ehefrau gesucht evt. Marocaine

salam aleikum nette Damen. (1.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 5

Marokkanischen Ehepartner gesucht!

Salam und hallo,

ich suche einen marokkanischen Mann für die Zukunft. Ich bin aus Hessen. Du solltest zwischen 29-38 sein und in Deutschland aufgewachsen sein. Raum Hessen wäre ideal. Bei Interesse, melde dich.

Liebe Grüße und Salam. (10.12.2017; Hervorh. N.T.)

10 | Der Anfangsgruß variiert von der Kurzform *Salam* über *Salam aleikum* bis hin zur vollständigen Form: *As-Salāmu 'alaykum wa rahmatullāhi wa barakātuhu* («Friede sei mit euch und Gottes Barmherzigkeit und sein Segen») bzw. *Assalam Alaykum wr wb*. Die Akronyme *wr* und *wb* bedeuten *wa rahmatuhu* (und seine Barmherzigkeit) bzw. *wa barakatuhu* (und sein Segen). Die Verwendung dieser Abkürzungen sagt etwas über die Einschätzung der sprachlichen Kompetenz des potentiellen Lesers und über die verbreitete Verwendung der jeweiligen Abkürzung aus.

Die aufgeführten Beispiele zeigen, wie sich die Gemischtsprachlichkeit im Anfangsgruß auf unterschiedliche Weise realisiert. Im Beispiel 3 wird der deutsche Konjunktiv *und* statt des arabischen Konjunktors *wa* verwendet. Im Beispiel 4 erfolgt die Gemischtsprachlichkeit durch das Hinzufügen der Adressatengruppe »nette Damen«. Hier schimmern zudem u.a. Spuren des Französischen durch die Verwendung des französischen Adjektivs *Marocaine* hindurch. Im Beispiel 5 bedient sich die Inserentin für den Anfangsgruß einer Mischung aus *salam*, der Kurzform der islamischen Grußformel, und dem für deutsche Kontaktanzeigen üblichen *Hallo*: »Salam und hallo«. Im Schlussgruß tritt die Gemischtsprachlichkeit hingegen umgekehrt auf: »Liebe Grüße und Salam«. Das arabische Wort *salam* bildet damit eine Art Rahmen um die ausschließlich in deutscher Sprache verfasste Anzeige. Der konsistente Rückgriff auf die Gemischtsprachlichkeit als Umrahmung des Textes könnte als Hinweis auf eine bewusste Entscheidung für die Kundgabe einer bikulturellen Identität bzw. Ausrichtung gedeutet werden.

2.3.2 Verwendung von arabisch-islamischen Floskeln

Neben der arabischen Umrahmung des deutschen Textes durch den islamischen Gruß werden in den meisten Texten islamische Floskeln¹¹ in die deutsche Matrixsprache entweder mitten im Satz oder am Ende des Satzes eingesetzt.

Beispiel 6

Konvertierte reife Frau gesucht

[...] bin praktizierend *Alhamdulillah* [Gott sei Dank]¹² aber nicht zuuu anstrengend. [...] Und wenn du dazu noch blond bist, dann wärst du ein Traum, weil ich mein Wunsch *inschallah* [wenn Gott will] ist, blonde Kinder zu haben zumindest dunkelblond (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 7

Salamualikum,

bin60J. und stehe mit beiden Beinen im Leben. Suche auf diesem Wege eine liebevolle und ehrliche Frau, religiös und gottesfürchtig, Möge Allah uns allen *insha Allah* den richtigen Partner finden lassen. *Amin* (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Im Beispiel 7 fällt auf, dass mit der islamischen Gebetsabschlussformel *Amin* eine Schreibweise präferiert wird, die sich an die arabische Aussprache des Wortes anlehnt und sich damit von der liturgischen Abschlussformel *Amen* abgrenzt. Das könnte als identitätskonstituierendes Element mit abgrenzender Funktion aufgefasst werden, nämlich der Grenzziehung zwischen Muslimen und Andersgläubigen.

¹¹ | Hier ist auch keine konsistente Schreibweise festzustellen.

¹² | Alle in eckigen Klammern eingefügten deutschen Übersetzungen stammen von der Verfasserin.

2.3.3 Themenbezogenes CS ins Arabische

Neben dem Einsatz von arabisch-islamischen Floskeln wird auch themenbezogen ins Arabische gewechselt, wenn bei der Selbst- oder Wunschpartnerbeschreibung Angaben zur religiösen Orientierung, zu islamischen Praktiken, Geboten und Verboten gemacht werden. Das Arabische wird präferiert, da es in diesem Kontext vermutlich authentischer wirkt sowie effizienter und ökonomischer ist; man braucht hier keine längeren Erklärungen und riskiert auch keine Missverständnisse. In einigen Fällen gibt es auch kein passendes deutsches Wort. Dann dient das CS dazu, eine Lücke im deutschen Wortschatz zu schließen. Die folgenden Beispiele sollen dies veranschaulichen.

Beispiel 8

Doktor an der Uni sucht sie

[...] Ich bete täglich und faste in Ramadan und bin *Hadsch* [jemand, der die Wallfahrt nach Mekka unternommen hat] seit 2007 alhamdulillah [...] Ich suche eine Frau, die Islam praktiziert (Beten, Fasten, *Hijab* [trägt Kopftuch] etc.) und auf ihre Gesundheit und Figur achtet (5.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 9

heirat gleich glück

[...] alles was ich möchte ist eine *mumina* [Gläubige] als frau um den richtigen weg zu gehen *inshaallah*. (1.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 10

Suche *muwahidah* [eine, die nur an einen einzigen Gott glaubt und außer ihm niemand betend verehrt] (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 11

Gesucht wird ein Bruder *auf Manhaj Salaf Salih* [auf dem Weg der rechtschaffenen Vorfahren]

Ich bin Mama von zwei Töchtern, 35 Jahre (sehe jünger aus) 1.67 groß, praktiziere die Religion, kleide mich islamkonform mit dem *khimar* [ein längeres und weites Kopftuch, das die obere Hälfte des Körpers bedeckt]. (7.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 12

Wald bledi [Landsmann] gesucht (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 13

suche eine *muslima*

selamun aleykum,

ich suche auf diesen weg eine fromme *muslima* [Muslimin] die ihren *Iman* [Glauben] mit mir vervollkommen möchte. (10.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 14

Was Du suchst, sucht Dich auch!

[...] Da meine Religion eine zentrale Rolle in meinem Leben spielt, bitte ich Allah swt [»swt« ist die abgekürzte Form von *subhanu wa taala*, dt. »Gott der Erhabene«; N.T.] um einen Ehemann: -der *Taqwa* [Gottesfurcht] in seinem Herzen hat (5.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 15

Ein Partner für die Ewigkeit wird gesucht

[...] Mit so einem Mann möchte ich eine Familie gründen, mit der *Allah swt. InshAllah* zufrieden ist und die auf der *Dunja* [auf Erden] ein guter Ambassador des Islams ist. (1.12.2017; Hervorh. N.T.)

In den aufgeführten Beispielen handelt es sich bei den inserierten arabischen Wörtern sowohl um bereits im deutschen Wortschatz lexikalisierte und etablierte Lehnwörter, zum Beispiel *Hadsch*, *Iman*, *Halal* als auch um Ad-hoc-Entlehnungen auf lexikalischer Ebene, die noch keine breite Akzeptanz gefunden haben (vgl. Breitkopf-Siepmann 2014: 28), z.B. *Hijab/Hejab*, *muwahidah*, *Dunja*, *khimar*, *Taqwa*. Um zu beurteilen, ob diese Wörter in Zukunft Eingang in den deutschen Wortschatz finden und damit lexikalisiert werden oder eher in Vergessenheit geraten, ist es noch zu früh.

Die angeführten Inserate zeigen auch, dass auf morphologischer Ebene die arabische Femininendung *-a* oder *-ah* der deutschen Femininendung *-in* in einigen Fällen vorgezogen wird: *muslima* statt *Muslimin* (vgl. Beispiel 13).

Der folgende Auszug veranschaulicht, wie eine Inserentin eine Art morphologische Einpassung ins Flexionssystem der deutschen Sprache vornimmt, indem sie eine funktionale Kategorie des Deutschen, hier die Genitivendung, mit einer lexikalischen Einheit aus dem Arabischen, dem Wort *Dien*, verbindet:

Beispiel 16

Mein Traum wäre gemeinsam mit meinem Mann den Weg *des Diens* [Religion] zu gehen und sich gegenseitig darauf zu bestärken. (5.12.2017; Hervorh. N.T.)

Auch der Stil in den obigen Zitaten verdient kommentiert zu werden. Es lässt sich zum Beispiel bemerken, dass im Beispiel 12 mit *Wald bledi* ein ländlicher Sprachstil verwendet wird, der über den soziokulturellen Hintergrund der Inserentin Aufschluss geben kann. Ebenso zeigt sich am Beispiel 13 die Bevorzugung der hocharabischen Variante *selamun aleykum* gegenüber der Umgangssprache. Auch an Stilmitteln mangelt es nicht in den ausgewählten Inseraten. So hat zum Beispiel der Chiasmus im Beispiel 14: »Was Du suchst, sucht Dich auch!«, eine verstärkende Wirkung auf die Aussage und hilft, sie einprägsam zu gestalten. Dieses Zitat von dem berühmten Sufi-Gelehrten Rumi könnte als Hinweis auf eine sufische Ausrichtung interpretiert werden.

2.3.4 Wortinterne Sprachmischungen

Auf morphologischer Ebene treten in einigen Fällen zudem hybride Bildungen in Form von Komposita auf, die aus einem arabischen und einem deutschen

Substantiv bestehen. Dabei stellt das deutsche Substantiv das Grundwort dar, das durch das erste arabische Bestimmungswort eingeengt und näher bestimmt wird. Hier kann man von *wortinternen* Sprachmischungen sprechen.

Beispiel 17

Wenn du ein gottesfürchtiger, praktizierender, rechtschaffener Bruder bist [...] und einen *Halalberuf* [einen Beruf, der mit den Vorschriften des Islams konform ist] ausübst (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 18

Du sollst *Allahfürchtig* [gottesfürchtig] wie möglich, eine liebe herzliche Frau und keine Zicke sein (1.12.2017; Hervorh. N.T.).

Im Beispiel 17 wird aus dem deutschen Substantiv *Beruf* und dem arabischen Substantiv *Halal* das Kompositum *Halalberuf* gebildet, im Beispiel 18 wird analog zum deutschen Wort *gottesfürchtig* das Kompositum *Allahfürchtig* mit Hilfe des arabischen Wortes *Allah* gebildet, das im Gegensatz zum Wort *Gott*, das gleichermaßen von Juden, Christen und Muslimen verwendet wird, ausschließlich die islamische Identität betont. Das Bestimmungswort *Allah* wird als Substantiv großgeschrieben, obwohl es sich bei dem Kompositum um ein Adjektiv handelt. Hier könnte davon ausgegangen werden, dass *Allah* großgeschrieben werden sollte, da es – morphologisch betrachtet – als einer der Namen Gottes zu den Eigennamen gehört. Die Großschreibung hat m.E. auch die Funktion, die Größe und Erhabenheit Allahs hervorzuheben.

2.4 Script-Switching

Neben den vorgeführten Erscheinungsformen von CS tritt in einigen Texten auch eine Art Script-Switching auf, indem die Inserenten neben der Verwendung arabischer Wörter in lateinischer Schrift auch die arabische Schrift benutzen:

Beispiel 19

Und die zwei bedingungen von لا إله إلا الله [Es gibt keinen Gott außer Allah] haben nämlich *kufr bit taghut* [Ablehnung von Götzen, Satan usw.] und den *Iman an Allah azzawajal* [der Glaube an Gott] einzig und allein haben. (7.12.2017; Hervorh. N.T.)

Beispiel 20

«وَمِنْ آيَاتِهِ أَنْ خَلَقَ لَكُمْ مِنْ أَنْفُسِكُمْ أَزْوَاجًا لِتَسْكُنُوا إِلَيْهَا وَجَعَلَ بَيْنَكُمْ مَوَدَّةً وَرَحْمَةً» Und unter Seinen Zeichen ist dies, daß Er Gattinnen für euch aus euch selber schuf, auf daß ihr Frieden bei ihnen finden möget; und Er hat Zuneigung und Barmherzigkeit zwischen euch« (5.12.2017).

Im Beispiel 19 erscheint لا إله إلا الله in arabischen Buchstaben inmitten des Satzes. Da keine deutsche Übersetzung folgt, kann angenommen werden, dass bei

dem potentiellen Leser Arabischkenntnisse vorausgesetzt werden. Das Script-Switching kann auch als Blickfänger gedeutet werden, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf dieses Kernprinzip des islamischen Glaubens zu lenken und damit die religiöse Zugehörigkeit des Inserenten zu dieser sozialen Gruppe zu betonen. Im Beispiel 20 erscheint ein Vers aus dem Koran in arabischer Schrift, der die Bedeutung der Ehe im Islam betont, gefolgt von der deutschen Übersetzung. Dadurch, dass die arabische Sprache ein anderes Alphabet benutzt, hebt sie sich in den beiden Beispielen visuell von der deutschen Sprache ab. Hier wird somit ein Kontrast auf der graphischen Ebene erzielt, »der auch denjenigen sofort auffällt, die über keine mehrsprachige Kompetenz verfügen« (Breitkopf-Siepmann 2014: 33) sollte. Die arabische Schrift hat hier eine symbolische Bedeutung und kann mit islamischen Werten verbunden werden.

2.5 Übernahme von kulturspezifischen Diskurskonventionen

In einigen Fällen werden auch kulturspezifische Diskurskonventionen übernommen. Das zeigt sich an der in vielen Texten wiederholten Anrede: *Liebe Geschwister im Islam/im Deen* (dt. »in der Religion«). Hier wird die arabisch-islamische Formel, die häufig als Anruf der Gläubigen oder Eröffnung einer islamischen Predigt, *Khutba*, verwendet wird, aus dem spezifischen Diskurs übernommen und in einer Situation der weltlichen Kommunikation verwendet. Verschiedene Varianten treten auf, wo die Grenzen fließend sind und man nicht eindeutig sagen kann, ob die Anrede aus der islamischen Tradition übernommen und modifiziert wurde oder ob hier eher die ganze Prägung der christlichen Tradition der Predigten *Liebe Brüder und Schwestern im Glauben/im Herren* entnommen wurde und mit arabischen Wörtern gefüllt und somit islamisch geprägt wird. In Anlehnung an Riehl kann hier der Sprachkontakt bei der Übernahme von Diskurskonventionen eine Form von Kulturkontakt darstellen (vgl. Riehl 2014: 157).

Folgende Beispiele sollen das verdeutlichen.

Beispiel 21

[L]iebe Geschwister im Islam (10.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 22

Salam alikum Geschwister im Deen [in der Religion] (5.12.2017; Hervorh. N.T.).

Beispiel 23

As-Salāmu 'alaykum wa rahmatullāhi wa barakātuhi liebe Schwestern der Salafiiyyah [des Salafismus] (5.12.2017; Hervorh. N.T.).

Ein anderes Beispiel zeigt auch, wie der Inserent, der dem für die deutsche Kontaktanzeige textsortenspezifischen Gebrauch von Lexempaaren, wie z.B. *Adam sucht Eva, Prinz sucht Prinzessin* usw. folgen möchte, vermutlich um die Erwartungen des Lesers zu erfüllen und dadurch einen größeren Erfolg zu erzielen,

dieses Muster übernimmt und mit arabisch-islamischem Sprachmaterial füllt, indem er die Anzeige mit »Akhi sucht Ukhti« beginnt, wobei *akhi* »Bruder im Glauben« und *ukhti* »Schwester im Glauben« heißt.

Beispiel 24

Akhi sucht Ukhti

As Salamu alaykum

Kurz zu meiner person:

Ingenieur mit gutem Charakter, religiös, humorvoll, attraktiv, 180 cm, 31 Jahre alt, arbeite und lebe in Hamburg, komme ursprünglich aus Afghanistan [...] Barakallahu feek [Gott Segne dich!], melde dich, dann können wir heraus finden, ob wir für einander bestimmt sind inschallah (15.12.2017; Hervorh. N.T.).

Auffallend ist hier, dass der Inserent keinen arabischsprachigen Hintergrund hat, jedoch werden in der Anzeige einige islamische Formeln eingesetzt, die die Religionszugehörigkeit hervorheben sollen.

2.6 Zusammenfassung: Gemischtsprachlichkeit als exklusiver gruppeninterner Sprachstil

Die Analyse des Sprachgebrauchs der gemischtethnischen sozialen Gruppe von in Deutschland lebenden Muslimen im Hinblick auf Sprachkontakthänomene zwischen dem Deutschen und Arabischen anhand von Heiratsanzeigen hat diverse Praktiken von CS ermittelt. Neben negativen Fällen, wo das CS nicht auftritt (vgl. Milroy/Muysken 1995: 9), variieren diese Praktiken von lediglich einer arabischen Umrahmung des ausschließlich deutschen Textes durch die arabisch-islamische Grußformel, die auf unterschiedliche Weise in lateinischer Schrift transkribiert wird, über die Inserierung von arabischem Sprachmaterial in die deutsche Matrixsprache, wobei Sprachmischungen von lexikalischen und funktionalen Kategorien sowie hybride Komposita festzustellen sind, bis zum Script-Switching. Dabei werden diese Erscheinungsformen sowohl von männlichen als auch weiblichen Inserenten unterschiedlicher Muttersprache, Herkunft, Altersstufe und unterschiedlichen soziokulturellen Hintergrunds und Bildungsniveaus verwendet. Da das Arabische als Sprache der islamischen Religion für Muslime eine Sprache mit Prestigehierarchie ist, findet sich die Gemichstsprachlichkeit nicht nur bei Inserenten mit arabischem Migrationshintergrund, wie aus Beispiel 24 hervorgeht, in dem der Inserent aus Afghanistan stammt.

Die festgestellten Erscheinungsformen der Gemichstsprachlichkeit haben einerseits eine referentielle und verständnissichernde Funktion. Andererseits geben sie die bikulturelle Identität der Inserenten zu erkennen und zeigen, dass die Inserenten sich mit beiden Sprachen, dem Deutschen und dem Arabischen, identifizieren. Durch die überwiegende Verwendung der deutschen Sprache, die die dominante Verständigungssprache der Gesellschaft ist, wird die Verständigung zwischen Menschen aus verschiedenen Hintergründen gesichert, noch dazu wird die Identität des Inserenten als der deutschen Gesellschaft zu-

gehörig aktiviert und sprachlich realisiert. Das kommt auch durch die Berücksichtigung der deutschen textsortenkonstituierenden Merkmale der Heiratsanzeige zum Ausdruck. Durch gemischtsprachliche Äußerungen bzw. Einschübe aus dem Arabischen, das als Sprache der islamischen Religion eine besondere Stellung genießt, wird gleichzeitig die Zugehörigkeit zu der Religionsgemeinschaft kenntlich gemacht. Das Arabische als Sprach- und Schriftsystem spielt hier insofern eine Rolle für die Stiftung inklusiver Identität innerhalb der Gruppe. Gleichzeitig kann dadurch auch Alterität angezeigt werden. Andere, die nicht zu der arabisch-islamischen Sprach- und Religionsgemeinschaft gehören, können durch das CS exkludiert werden.

Die hier festgestellten Praktiken des CS, die ihre eigenen Normen haben, können als »Bestandteil eines gruppeninternen Sprachstils, der die Gruppenidentität zum Ausdruck bringt« (Petkova 2017: 222), betrachtet werden. Der beschriebene Sprachstil weist interessanterweise Gemeinsamkeiten zu der von Volker Hinnenkamp für das »Gemischtsprechen« (Hinnenkamp 2000) der türkischen Migrantenjugendlichen beschriebenen Ausdrucksweise auf. Diese stellt »nicht sprachliche Elemente nebeneinander, sondern mischt sie auf, komponiert sie neu, entwickelt hybride Formen und [...] reflektiert einen eigenen, exklusiven Weg mit Mitteln der Sprachenwahl, der Sprachenvermischung und Sprachaneignung aus beiden linguistischen Gemeinschaften und beiden ›Kulturen‹« (ebd.: 102).

FAZIT UND AUSBLICK: ARABISCH SPRECHEN NICHT NUR DIE ARABER?

Die Erforschung von Sprachkontakthänomenen zwischen dem Deutschen und Arabischen hat durch die unvorhersehbaren Migrationswellen aus der arabischen Welt nach Deutschland in vielerlei Hinsicht an großer Relevanz gewonnen und neue Impulse bekommen. In diesem Beitrag wurden erste Ergebnisse vorgestellt, die diverse CS-Praktiken zwischen dem Deutschen und Arabischen erkennen lassen. Wie weit diese sprachliche Entwicklung läuft, muss weiter erforscht und durch umfangreichere empirische Studien belegt werden, die auch weitere Komponenten der deutschen Grammatik als Analysekatoren in den Mittelpunkt stellen. Zu untersuchen wäre zum Beispiel auch, ob geschlechtsspezifische Aspekte oder Kategorien des Alters und der sozialen Schichtung einen Einfluss auf die Intensität und Erscheinungsformen dieser Praktiken ausüben. Forschungsdesiderate stellen überdies die Fragen dar, welche Gemeinsamkeiten der Sprachgebrauch innerhalb dieser Subkultur und derjenige in anderen Subkulturen mit Migrationshintergrund in Deutschland aufweisen und ob sich die Gemischtsprachlichkeit im Sprachgebrauch auch außerhalb dieser Subkultur niederschlägt und somit allmählich in die deutsche Alltagssprache Einzug hält. Ob man in Zukunft in Anlehnung an Inci Dirims und Peter Auers *Türkisch sprechen nicht nur die Türken* auch sagen kann: *Arabisch sprechen nicht nur die Araber*, das wäre eine Forschungsfrage, der sich die Sprachkontaktforschung in den nächsten Jahren widmen könnte.

LITERATUR

- Aabi, Moustapha (2019): *The Syntax of Arabic and French Code Switching in Morocco*. Cham.
- Akeel, Eman S. (2016): Investigating Code Switching between Arabic/English Bilingual Speakers. In: *English Linguistic Research* 5, H. 2, S. 57–64.
- Angermeyer, Philipp Sebastian (2005): Spelling Bilingualism: Script Choice in Russian American Classified Ads and Signage. In: *Language in Society* 34, H. 4, S. 493–531.
- Auer, Peter (1984): *Bilingual Conversation*. Amsterdam.
- Ders. (1998): *Bilingual Conversation Revisited*. In: Ders. (Hg.): *Code-Switching in Conversation. Language, Interaction and Identity*. London, S. 1–24.
- Ders. (2003): Türkenslang – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Unter Mitarb. v. Lorenz Hofer, Hansjakob Schneider, Teresa Tschui u. Eva Lia Wyss. Tübingen/Basel, S. 255–264.
- Bechert, Johannes/Wildgen, Wolfgang (1991): *Einführung in die Sprachkontaktforschung*. Darmstadt.
- Ben Nafa, Hanan (2013): *Code-Switching Among Arabic-English Adult Bilinguals in the UK: Syntactic Structures, and Pragmatic Functions*. Manchester.
- Blom, Jan Patter/Gumperz, John (1972): Social Meaning in Linguistic Structures: Code-Switching in Norway. In: John Gumperz/Dell Hymes (Hg.): *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York, S. 407–434.
- Breitkopf-Siepmann, Anne (2014): Code-Switching und Entlehnung in der Moskauer Außenwerbung. In: Pia Bergmann u.a. (Hg.): *Sprache im Gebrauch: räumlich, zeitlich, interaktional*. Festschrift für Peter Auer. Heidelberg, S. 23–34.
- Cindark, Ibrahim (2013): Deutsch-türkisches Code-Switching und Code-Mixing in einer Gruppe von akademischen Migranten der zweiten Generation. In: Arnulf Deppermann (Hg.): *Das Deutsch der Migranten*. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin/New York, S. 113–141.
- De Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hg.; 2007): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen*. Tübingen.
- Dirim, Inci (2005): Zum Gebrauch türkischer Routinen bei Jugendlichen nicht-türkischer Herkunft. In: Volker Hinnenkamp/Katharina Meng (Hg.): *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*. Tübingen, S. 19–49.
- Dies./Auer, Peter (2004): *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. Berlin.
- Eckkrammer, Eva Martha (1999): Ich suche Dich. Ergebnisse eines Pilotprojekts zur Kontaktanzeige in Romania und Germania. In: Dies./Nicola Hödl/Wolfgang Pöckl (Hg.): *Kontrastive Textologie*. Wien.
- Eichinger, Ludwig M. (2013): Sprachliche Vielfalt und gesellschaftliche Diversität: Das Deutsch der Migranten. In: Arnulf Deppermann (Hg.): *Das Deutsch der Migranten*. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin/New York, S. VII–XV.
- Gardner-Chloros, Penelope (2009): *Code-Switching*. Cambridge.
- Gumperz, John (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge.

- Hamouda, Abdelhamid (2015): Arabic-English Code Switching in the Egyptian Talk Show ›Shabab Beek‹. Arizona.
- Heller, Monica (1988): Code-Switching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives. Berlin.
- Dies. (1995): Language Choice, Social Institutions, and Symbolic Domination. In: Language in Society 24, H. 3, S. 373-405.
- Hinnenkamp, Volker (2000): »Gemischtsprechen« von Migrantenjugendlichen als Ausdruck ihrer Identität. In: Der Deutschunterricht 52, H. 5, S. 96-107.
- Ders./Meng, Katharina (2005): Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis. Tübingen.
- Keim, Inken (2008): Die türkischen Powergirls. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantengruppe in Mannheim. Tübingen.
- Littmann, Enno (²1924): Morgenländische Wörter im Deutschen. Tübingen.
- Matta, Hilda (2005): Sprachkontakte über die Jahrhunderte. Eine Darstellung der interlingualen und sprachkulturellen Beziehungen zwischen dem Arabischen und den europäischen Sprachen. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 16; online unter: http://www.inst.at/trans/16Nr/06_1/matta16.htm [Stand: 1.4.2020].
- Milroy, Lesley/Muysken, Pieter (1995): One Speaker, Two Languages. Cross-Disciplinary Perspectives on Code-Switching. Cambridge.
- Müller, Gerhard (2012): *Admiral und Laute, Papagei und Zucker*. Arabische Wörter im Deutschen. Eine allgemeine Übersicht. In: Sprachreport 28, H. 4, S. 2-9.
- Müller, Natascha (2015): Code-Switching. Eine Einführung. Tübingen.
- Neuland, Eva/Schlobinski, Peter (2018): Sprachgebrauch in sozialen Gruppen. In: Dies. (Hg.): Handbuch Sprache in Gruppen. Berlin, S. IX-XXVI.
- Opel, Nadja (2007): Ausgewählte europäische Kontaktanzeigen in Printmedien. Hamburg.
- Osman, Nabil (⁸2010): Kleines Lexikon deutscher Wörter arabischer Herkunft. München.
- Petkova, Marina (2017): Code-switching und Gruppenkonstellationen. In: Eva Neuland/Peter Schlobinski (Hg.): Handbuch Sprache in Gruppen. Berlin, S. 218-232.
- Riehl, Claudia Maria (³2014): Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. Tübingen.
- Sebba, Mark/Mahootian, Shahrzad/Jonsson, Carla (Hg.; 2012): Language Mixing and Code-Switching in Writing: Approaches to Mixed-Language Written Discourse. New York.
- Stolt, Birgit/Trost, Jan (1976): »Hier bin ich – Wo bist Du?«: Heiratsanzeigen und ihr Echo. Analysiert aus sprachlicher und stilistischer Sicht. Kronberg.
- Tazi, Raja (1998): Arabismen im Deutschen. Berlin.
- Wiedemann, Felix (2015): Code-Switching im algerischen und tunesischen Rap. Eine vergleichende Analyse von Lotfi Double Kanons »Klemi« und Baltis »L'album avant l'albombe«. Bamberg.
- Wiese, Heike (²2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.

Aus Literatur und Theorie

Es gibt keine einsprachigen Texte!

Ein Vorschlag für die Literaturwissenschaft¹

TILL DEMBECK

Die Erforschung literarischer Sprachvielfalt besteht meist darin, dass man das Vorkommen unterschiedlicher Sprachen in Texten interpretiert – im Hinblick auf ihre kulturellen, sozialen, politischen Implikationen und auf die Erfahrungen, die sie transportieren oder zumindest konnotieren. Sprachvielfalt zeigt in der Regel kulturelle Vielfalt an, wobei, wie man sagt, jede Sprache eine eigene Welt eröffnet; zugleich kann sie immer auch Exklusion bewirken, da die Sprachfähigkeiten eines jeden begrenzt sind. Daher ist das Studium literarischer Sprachvielfalt letztlich immer mit Fragen der Interkulturalität verbunden. Ich möchte die Art und Weise, wie sich literarische Texte auf diese Fragen beziehen, als ihre kulturpolitische Dimension bezeichnen: Literarische Sprachvielfalt lehrt uns, dass Texten im Bereich der Kultur politische Handlungsfähigkeit zugeschrieben werden kann.

Mein Beitrag konzentriert sich vor diesem Hintergrund auf die Grundoperation des Lesens literarischer Sprachvielfalt, d.h. auf die Art und Weise, wie wir in Texten mehr als eine Sprache erkennen. Diese Operation mag trivial und daher eher uninteressant erscheinen. Eine genauere Untersuchung dessen, was sprachliche Vielfalt in (literarischen) Texten sein kann, zeigt jedoch, dass sie in verschiedenen Formen auftritt – und dass es wichtig ist, Mittel und Wege zu finden, diese Formen genau zu beschreiben. Es ist keinesfalls ausgemacht, was es heißt, wenn in einem Text unterschiedliche Sprachen ›vorkommen‹; die Selbstevidenz des eingangs skizzierten Standardverfahrens zur Analyse und Interpretation ist dementsprechend zu hinterfragen.

Aus diesem Grund schlage ich vor, eine Art Werkzeugkasten für die Analyse und die anschließende kulturpolitische Interpretation literarischer Sprachvielfalt zu entwickeln, der im Prinzip auf jeden Text Anwendung finden kann. Es geht dann nicht mehr darum, mehrsprachige Literatur als einen Gegenstand unter vielen (oder gar als ein fest umrissenes Korpus) zu untersuchen. Sondern die Analyse und Interpretation literarischer Sprachvielfalt muss umgekehrt als Frage der Methode aufgefasst werden. Der Vorschlag ist also, Literaturwissen-

1 | Gekürzte und überarbeitete Übersetzung von Till Dembeck (2017): There Is No Such Thing as a Monolingual Text! New Tools for Literary Scholarship. In: www.polyphonie.at 1; online unter: http://www.polyphonie.at/?op=publicationplatform&sub=view_contribution&contribution=105 [Stand: 1.4.2020]. Mein Dank gilt den Herausgebern des Polyphonie-Portals für die Erlaubnis zur erneuten Publikation.

schaft als Mehrsprachigkeitsphilologie neu auszurichten (vgl. Dembeck 2018 sowie Dembeck/Parr 2017).

1. MEHRSPRACHIGKEITSPHILOLOGIE / MEHRSPRACHIGKEITSLINGUISTIK

Manchmal liegt Sprachvielfalt in literarischen Texten nicht offen zutage. Tatsächlich ist dies recht häufig der Fall. Es gibt eine reiche Tradition an Methoden, andere Sprachen zu simulieren, etwa bei der Wiedergabe von Figurenrede: Die Protagonisten in einem ansonsten englischsprachigen Roman können zum Beispiel regelmäßig französische Begrüßungsformeln verwenden, die keiner Übersetzung bedürfen, uns aber signalisieren, dass hier Französisch und nicht Englisch gesprochen wird. Manchmal suggeriert auch die Nachahmung eines Akzents, dass jemand sonst eine Fremdsprache spricht, die zumindest qua phonetischer Interferenz gegenwärtig ist. Manchmal deutet die Verwendung eines Dialekts neben der Standardsprache darauf hin, dass eigentlich ganz verschiedene Sprachen verwendet werden: In den Wildwestromanen Karl Mays sprechen die deutschen Protagonisten manchmal untereinander im sächsischen Dialekt, während sie ihre amerikanischen Gefährten in Standarddeutsch ansprechen, wodurch klar wird, dass Standarddeutsch in diesem Zusammenhang Englisch darstellt. Manchmal können Sprachdifferenzen sogar durch unterschiedliche Metren angezeigt werden, wie es in Shakespeares Komödien der Fall ist, wo der Blankvers im Gegensatz zur Prosa auf einen Oberschichtensoziolekt hinweist, oder in Grillparzers *Goldenem Vlies* (1820), wo der Blankvers von den Griechen gesprochen wird, während es den ›barbarischen‹ Kolchern nicht gelingt, ihre Sprache zu dieser regulären Form zu zähmen (vgl. Weissmann 2017). In all diesen Fällen werden Phänomene, wie sie auch die Mehrsprachigkeitslinguistik beschreibt, etwa Interferenz oder Codeswitching, durch poetische Tricks nachgeahmt.

Schon mit Blick auf dieses (eher triviale) Phänomen liegt auf der Hand, dass es nicht ausreicht, literarische Sprachvielfalt als das manifeste Auftreten von mindestens zwei Sprachen zu denken – wobei mit ›Sprachen‹ hier im Alltagsverständnis des Worts Idiome gemeint sind, deren Sprecher sich nicht ohne Weiteres miteinander verständigen können. Dies gilt, obgleich dieser Fall, eben weil Fragen des Verstehens berührt sind, in seinen kulturpolitischen Implikationen sicherlich besonders interessant ist. Eine umfassendere Bestimmung ist von Rainier Grutman vorgeschlagen worden, der »*hétérolinguisme*« definiert als »la présence dans un texte d'idiomes étrangers, sous quelque forme que ce soit, aussi bien que de variétés (sociales, régionales ou chronologiques) de la langue principale« (Grutman 1997: 37).² Den Fall von Grillparzers *Goldenem Vlies* schließt je-

2 | »[D]as Vorhandensein fremder Idiome, in welcher Form auch immer, sowie von (sozial, regional oder chronologisch definierten) Varietäten der Hauptsprache in einem Text« (Übers. T.D.).

doch auch diese weite Begriffsbestimmung nicht ein. Offensichtlich gibt es also Texte, die es erfordern, auch metrische und andere scheinbar rein ästhetische oder rhetorische Muster als Teil literarischer Sprachvielfalt aufzufassen – und dies schon dann, wenn weiterhin nach der Gegebenheit von mindestens zwei Sprachen im Alltagsverständnis des Worts gesucht wird. Denn auch in Grillparzers Drama gewinnen die Sprachen der Griechen und Kolcher ja im deutschsprachigen Text eine gewisse Präsenz.

Um hier mehr Klarheit zu schaffen, ist es notwendig, einige grundsätzliche Überlegungen zu den methodischen Unterschieden zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft anzustellen. Sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in der Soziolinguistik wird in den letzten Jahrzehnten zunehmend festgestellt, dass es, entgegen der unausgesprochenen Überzeugung vieler Menschen, weder für Personen noch für den alltäglichen Sprachgebrauch und auch nicht für (literarische) Texte die Norm ist, einsprachig zu sein, und dass Einsprachigkeit ein historisch spezifisches, ja, kontrafaktisches Konstrukt oder Regulativ darstellt.³ Ich würde aus philologischer Sicht vorschlagen, noch radikaler zu formulieren: *Es gibt keine einsprachigen Texte!*

Diese Behauptung muss Widerspruch wecken – und deshalb näher erläutert werden. Grundsätzlich stellt sich dabei die Frage, wo man ansetzen möchte. Zunächst ist festzuhalten, dass Sprachvielfalt in Texten leicht übersehen werden kann und womöglich viel weiter verbreitet ist, als man denken sollte. Als Leser dieses Textes mag man zum Beispiel annehmen, man lese gerade einen auf Deutsch verfassten Text, aber es sind nicht nur bereits einige französische Wörter begegnet, sondern man mag dem Text vielleicht auch einen gewissen ›Akzent‹ anhören und dies auf die Tatsache zurückführen, dass es sich streckenweise um eine nicht allzu gut gelungene Übersetzung aus dem Englischen handelt. Aber selbst wenn man einräumt, dass Texte tatsächlich sehr häufig anderssprachige Elemente oder Strukturen aufweisen, ist damit nicht die grundsätzliche Möglichkeit einsprachiger Texte in Frage gestellt. Diese Momente von Anderssprachigkeit mögen durchaus für vermeidbar gehalten werden: Natürlich, so könnte man einwenden, hätte ein Muttersprachler, der sich auf seine Muttersprache beschränkt, solche Verunreinigungen umgehen können. Denn ein Muttersprachler sollte dazu in der Lage sein, sowohl (grammatikalische) Fehler als auch nicht-idiomatische Formulierungen zu vermeiden, und der so entstandene Text müsste dann doch, gemessen an den heutigen Standards der deutschen Sprache, wirklich einsprachig sein.

Man muss sich also grundsätzlicheren Fragen zuwenden. Beispielsweise könnte man darauf hinweisen, dass auch ein in ›reinem‹ Deutsch verfasster Text als die Kombination von Elementen und Strukturen zu betrachten ist, die historisch aus verschiedenen sprachlichen Kontexten stammen. Auch wäre das Konzept einer Muttersprachlichkeit, die Einsprachigkeit garantieren kann, kri-

3 | Vgl. z.B. Makoni/Pennycook 2005, Sakai 2009, Blommaert 2010, Bonfiglio 2010. Von literaturwissenschaftlicher Seite argumentieren ähnlich Yildiz 2012, Martyn 2014, Suchet 2014, Gramling 2016.

tisch zu befragen. Denn letztlich ist es Effekt kulturpolitischer Interventionen, die Bildungssprachen aus vermeintlich naturwüchsigen Erstsprachen heraus entwickeln (vgl. Bonfiglio 2010; Yildiz 2012). Ja, man kann überdies behaupten – und das ist noch entscheidender –, dass Sprechern im Prinzip immer bis zu einem gewissen Grad Lizenzen an Unreinheit gewährt werden, wobei ›Fehler‹ als mehr oder weniger legitime rhetorische Mittel zur Anpassung an die Bedürfnisse einer gegebenen Situation gelten (vgl. Martyn 2004). Unter diesem Gesichtspunkt sind die Anwendung von Mitteln aus verschiedenen sprachlichen Kontexten und die Abweichung von sprachlichen Standards immer schon vorgeesehen, ja, bei der Diversifizierung unserer Mittel zur Erzeugung von Bedeutsamkeit überschreiten wir durchaus regelmäßig die Grenzen der radikal einsprachigen Rede, also einer Rede, die durchgängig genau aus einem System generiert würde. Anders wäre Sprachwandel gar nicht erklärbar. Mit anderen Worten: Man muss davon ausgehen, dass sich im konkreten, stets singulären Sprachgebrauch und zumal in der Literatur, die ja in besonderer Weise auf die Originalität ihrer Ausdrucksmittel bedacht ist, immer schon eine beständige Veränderung dessen vollzieht, was man als Sprachsystem bezeichnet. Im Anschluss an den Linguisten M.A.K. Halliday hat David Gramling die schiere Diversifizierung der Ausdrucksmittel, die vor Sprachgrenzen keinen Halt macht, als »semiodiversity« bezeichnet – im Gegensatz zur »glossodiversity«, dem Nebeneinander wohlbestimmter Einzelsprachen (Gramling 2016: 31-36).

Die Beobachtung, dass Sprechen nicht durchgängig auf Sprachsysteme zu reduzieren ist und es Sprachwandel gibt, ist natürlich alles andere als originell. Die Frage ist allerdings, welche Schlussfolgerungen man aus ihr ziehen will. So hat die Einsicht in die Mechanismen, die den Sprachwandel vorantreiben, nicht dazu geführt, dass Behauptungen wie diejenige, es gebe keine einsprachigen Texte, in der Linguistik hätten salonfähig werden können. Und in der Tat ergibt es für die Sprachwissenschaft völlig zu Recht wenig Sinn, jede potenzielle Vielfalt des Sprachgebrauchs gleich als Nichteinsprachigkeit oder gar als Mehrsprachigkeit zu bezeichnen. Denn es kommt, wenn Sprachvielfalt aus linguistischer Sicht untersucht wird, und zwar selbst mit Blick auf Phänomene der ›superdiversity‹ (vgl. Blommaert 2010), darauf an, die Regelmäßigkeiten im Umgang mit Sprachvielfalt so genau wie möglich zu beschreiben – und nicht die unregelmelte, singuläre Diversifizierung der Ausdrucksformen. Die unterschiedlichen von der Linguistik bestimmten Idiomtypen (z.B. standardisierte Nationalsprachen, Dialekte, Soziolekte) sind dann ebenso wie die Umgangsweisen mit Sprachvielfalt (Formen von Codeswitching, von Interferenz und *translanguaging*) als jeweils relativ stark standardisiert erfassbar. Diese letztlich statistische Erfassung ist die Grundlage linguistischer Arbeit – und aus dieser Perspektive können aus einem hinreichend klar definierten Sprachsystem heraus klar einsprachige Texte produziert werden.

In der Literaturwissenschaft liegt der Fall allerdings anders. Zwar können und müssen auch hier linguistische Begrifflichkeiten verwendet werden, aber dies geschieht unter anderen Vorzeichen. Denn als Literaturwissenschaftler sind wir an jeder Form von Sprachvielfalt interessiert, die in literarischen Texten zu

beobachten ist, was bedeutet, dass wir niemals zu früh zu dem Schluss kommen dürfen, ein Text sei einsprachig und könne also als Ganzer auf die Regeln eines wohlbestimmten Systems linguistischer Standards zurückgeführt werden. Hier macht sich das Erbe der antiken Rhetorik bemerkbar, das die Literaturwissenschaft angetreten hat – und das sie methodisch wie erkenntnistheoretisch in einen Gegensatz zur Grammatik setzt (vgl. Stockhammer 2014). Die Rhetorik interessiert sich immer für den Einzelfall, für die individuelle Situation – so wie die Literaturwissenschaftler, wie die Philologen sich für den singulären Text interessieren (vgl. Szondi 1967). Grammatiker sind wie (die meisten) Linguisten in erster Linie an Regelmäßigkeiten interessiert, und der Einzelfall zählt im Zusammenhang statistischer Belege nicht. Wenn man sich aber für den Einzelfall interessiert, dann sind singuläre Unregelmäßigkeiten, einschließlich sprachlicher Unreinheiten, besonders signifikant. Unter diesem Gesichtspunkt kann die Verwendung von zwei verschiedenen ›Sprachen‹ (wieder: im Alltagsverständnis des Wortes), selbst wenn es sich um eine Verletzung der grammatischen *puritas* handelt, als gleichwertig angesehen werden mit, sagen wir, der Verwendung einer rhetorischen Figur oder einer Trope – als ein Mittel dazu nämlich, in einer bestimmten Situation eine bestimmte Wirkung zu erzielen.

Dass hier nicht nur auf der Ebene der Theorie eine Äquivalenz besteht, sondern diese auch für die (literarische) Textproduktion eine konkrete Rolle spielt, haben die obigen Beispiele gezeigt: Wenn der Unterschied zwischen zwei metrischen Schemata im Rahmen der literarischen Darstellung für den Unterschied zwischen zwei Sprachen eintreten kann, muss es zwischen diesen beiden Unterschieden irgendeine Art von Äquivalenz, ein *tertium comparationis*, geben. Das bedeutet nicht nur, dass man die unterschiedlichen Strukturebenen, auf denen die Vielfalt des Sprachgebrauchs sich entfalten kann, im Falle literarischer Darstellung niemals isoliert voneinander betrachten sollte. Vielmehr muss allgemein dafür plädiert werden, bei der philologischen Beurteilung literarischer Sprachvielfalt immer zu versuchen, sich ein Bild von dem gesamten Netzwerk der Mittel zu machen, die ein Text benutzt, um die ihm innewohnende sprachliche Vielfalt zu regulieren.

Damit ist die These, es gebe keine einsprachigen Texte, zugleich gerechtfertigt und relativiert. Denn eigentlich will sie gar keine Existenzaussage treffen, sondern eine Einstellung umreißen, eine methodische Voraussetzung namhaft machen: *Jeder Text kann im Hinblick auf die Vielfalt der verwendeten sprachlichen Ausdrucksmittel gelesen werden.* Diese Ausdrucksmittel begreifen durchaus auch dasjenige ein, was man traditionell Mehrsprachigkeit nennt und was in der Begrifflichkeit Gramlins als Glossodiversität bezeichnet werden könnte. Die These aber ist hier, dass die Philologie es sich methodisch nicht erlauben kann, Sprachvielfalt auf diese eine Form zu reduzieren – weshalb in diesem Text, um Verwechslungen vorzubeugen, vorzugsweise allgemein von Sprachvielfalt und nicht von Mehrsprachigkeit die Rede ist.

Natürlich gibt es weiterhin gute Gründe dafür, sich besonders für solche Formen literarischer Sprachvielfalt zu interessieren, bei denen in einem Text mindestens zwei Sprachen im alltagssprachlichen Wortsinn verwendet werden, bei

denen also Verstehensprobleme impliziert sind. Gerade die Berücksichtigung dieser Form von Sprachvielfalt legt kulturpolitische Interpretationen nahe – darauf werde ich ganz am Ende dieses Beitrags zurückkommen. Aber selbst dann, wenn wir unser Interesse auf diese Form literarischer Sprachvielfalt einengen, sind wir als Literaturwissenschaftler dazu verpflichtet, auch die Vielfalt im Sprachgebrauch, die auf anderen Ebenen im Text erkennbar ist, zu berücksichtigen. Mit anderen Worten, die Untersuchung der literarischen Sprachvielfalt muss als Mehrsprachigkeitsphilologie ein Instrumentarium entwickeln, das darauf ausgerichtet ist, manifeste wie latente Formen sprachlicher Vielfalt (vgl. Radaelli 2011) in (literarischen) Texten gleichermaßen aufzudecken.

Im Folgenden möchte ich skizzieren, welche spezifischen Werkzeuge dieses Instrumentarium der Mehrsprachigkeitsphilologie umfassen könnte, wobei ich gleichzeitig versuche, die Nützlichkeit dieser Werkzeuge in sehr skizzenhaften Seitenblicken auf Texte aus verschiedenen Epochen und Sprachen zu veranschaulichen. In einem letzten Schritt möchte ich zumindest andeuten, wie wir mit Hilfe des so zusammengestellten Werkzeugkastens (subversive oder affirmative) kulturpolitische Strategien untersuchen können, die im literarischen Gebrauch von Sprachunterschieden am Werk sind.

2. ANALYSEEBENEN

Die Beobachtung, dass mehrsprachige Figurenrede in literarischen Texten auf sehr unterschiedliche Weise dargestellt werden kann, lässt erste Rückschlüsse darauf zu, welche Aspekte für die Analyse von Sprachvielfalt in literarischen Texten wichtig sein könnten. Natürlich kann man hier mit linguistischen Beschreibungsmodellen arbeiten und so zum Beispiel analysieren, wie das Codeswitching in literarischen Darstellungen funktioniert – dies ist in der Tat in letzter Zeit auch in der Sprachforschung selbst ein Thema geworden (vgl. Sebba/Mahootian/Jonsson 2012, Gardner-Chloros/Weston 2015). Wichtig ist es dabei, im Auge zu behalten, wie sprachliche Vielfalt auf den unterschiedlichen Ebenen der Sprachstruktur im (literarischen) Text umgesetzt wird.

Aus der Tatsache, dass in den Romanen Karl Mays die Differenz zwischen unterschiedlichen (standardisierten) Nationalsprachen mittels des Unterschieds zwischen einer Standardsprache und einem Dialekt repräsentiert wird, wurde bereits abgeleitet, dass die Mehrsprachigkeitsphilologie auch dasjenige einbeziehen muss, was man »binnensprachliche Mehrsprachigkeit« genannt hat (vgl. Wandruszka 1979) – das entspricht ja auch dem Vorschlag von Grutman. Es ist darüber hinaus deutlich geworden, dass auch unterschiedliche metrische Schemata verschiedene Sprachen oder zumindest verschiedene Kompetenzstufen in einer Sprache anzeigen können.

Die Interpretation solcher Darstellungen mehrsprachiger Figurenrede in literarischen Texten ist alles andere als trivial: Grutman hat gezeigt, dass die Verwendung von Russisch und Französisch in den Romanen von Lev Tolstoi keineswegs dem Prinzip dessen folgt, was Meir Sternberg »vehicular matching«

(Sternberg 1981: 223) genannt hat: Der Text gibt die Figurenrede nicht dort auf Russisch wieder, wo die Protagonisten Russisch sprechen, und dort auf Französisch, wo sie Französisch sprechen. Vielmehr kann Französisch auch auf Russisch wiedergegeben werden, was meist dann der Fall ist, wenn intimere Situationen erzählt werden (vgl. Grutman 2002: 337-341). Auch die Verwendung des Französischen in Thomas Manns *Zauberberg* von 1924 (um auch das zweite sehr berühmte Beispiel für eine literarische Darstellung des Codeswitching zu bemühen) ist durch einen ziemlich komplexen Kommunikationskontext innerhalb des Geschehens motiviert und muss mit den allgemeinen psychologischen und sozialen Hintergründen, die der Roman entfaltet, in Beziehung gesetzt werden; und es muss natürlich berücksichtigt werden, dass sich die Beredsamkeit Hans Castorps und Clawdia Chauchats im Französischen unterscheidet – die beiden sprechen tatsächlich zwei recht verschiedene französische Sprachen.

In ähnlicher Weise erfordert die Verwendung von Dialekten und/oder Soziolekten, verschiedenen Sprachregistern, Jargons und Akzenten, dass wir der Art und Weise, wie sie repräsentiert werden, große Aufmerksamkeit schenken. Da es zum Beispiel in vielen Fällen keine feste Rechtschreibung für Dialekte gibt, kann die spezielle Rechtschreibung, die verwendet wird, immer schon für sich genommen von Bedeutung sein. (Daher wäre es im Fall von Karl May auch eigentlich angezeigt, von einer Imitation des sächsischen Dialekts zu sprechen.) Der französische Akzent des Riccault in Gotthold Ephraim Lessings *Minna von Barnhelm* (1767) ist eher eine Karikatur; dasselbe gilt für Honoré de Balzacs Versuch, einen deutschen Akzent nachzuahmen, indem stimmhafte und stimmlose Konsonanten vertauscht werden (vgl. Helmich 2016: 70). In beiden Fällen hat die Art und Weise, in der die anderssprachige Rede dargestellt wird, spezifische Konnotationen – ebenso wie die Wiedergabe der kolchischen Rede in freien Versen bei Grillparzer. Feridun Zaimoglus berühmte Nachahmung des Slangs türkisch-deutscher Jugendlicher in *Kanak Sprak* (1995), die freilich explizit eine »Nachdichtung« (Zaimoglu 2011: 19), also die literarische Konstruktion einer diesen Jugendlichen zugeschriebenen Sprechweise, ist, kommt fast ohne türkische Elemente aus und prägt ihren Ton durch die Verwendung norddeutscher Dialekte und/oder Soziolekte, Reminiszenzen an die poetische Sprache der deutschen Romantik, »Hip-Hop-Englisch« (vgl. Yildiz 2012: 186) und Jiddisch. Schließlich lassen sich oft Veränderungen in der Sprechweise einzelner Protagonisten feststellen: In Goethes *Faust* lernt Helena zu reimen, und es ist deutlich zu erkennen, dass dies für sie bedeutet, sich eine neue (moderne!) Sprache anzueignen, die sie fortan in ihren Gesprächen mit Faust verwendet (vgl. Dembeck 2018); und Xiaolu Guos Roman *A Concise Chinese-English Dictionary for Lovers* (2007) zeigt in seinem Verlauf den Fortschritt, den die Erzählerin, eine chinesische Englischlernerin, in ihrem Lernprozess macht.

Der Wechsel zwischen verschiedenen Idiomen, auf all diesen verschiedenen Ebenen, beschränkt sich bei weitem nicht auf die Darstellung von Figurenrede in literarischen Texten. Im Gegenteil, Sprachvielfalt in der Erzählstimme (wenn es eine solche gibt) oder, allgemeiner gesprochen, das Wechseln von Sprachen in literarischen Texten, das nicht mit verschiedenen Sprechern korreliert, ist sehr

verbreitet. Auch in diesem Zusammenhang kann es um sprachliche Unterschiede auf allen Strukturebenen gehen: Das berühmte »Oxen of the Sun«-Kapitel in James Joyce' *Ulysses* (1922) – eines Romans, der viele verschiedene Sprachen und auch viele verschiedene Varietäten des Englischen verwendet – imitiert in seinem Verlauf die Entwicklung der englischen Literatursprache(n) (meist durch Parodien auf bestimmte Autoren) und endet in einem sehr modernen (und zumindest für Nichtmuttersprachler fast unverständlichen) Jargon.

Auf dieser Ebene kann man, zumindest versuchsweise, zwischen Sprachwechsel einerseits und Sprachmischung andererseits unterscheiden, wobei Ersterer die segmentäre Differenzierung der beteiligten Idiome erlaubt, während Letztere die verschiedenen Sprachen in einem solchen Maße integriert, dass diese Differenzierung nicht möglich ist. Beide Formen gehen zuweilen ineinander über, zum Beispiel bei der humoristischen Integration von Wörtern aus der Volkssprache ins Lateinische in der frühneuzeitlichen makkaronischen Dichtung, die eine Anpassung der Flexionsendungen erforderlich machte (vgl. Wiegand 2000). Effekte der Sprachmischung lassen sich wiederum auf allen Ebenen der sprachlichen Struktur beobachten: In Gedichten von Ernst Jandl und Oskar Pastior wird die Vermischung verschiedener europäischer Sprachen, zum Beispiel des Englischen und des Deutschen, so weit getrieben, dass schwer zu entscheiden ist, nach welchen Laut-Buchstaben-Zuordnungen die einzelnen Wörter auszusprechen sind; sie haben die Zugehörigkeit zu einem eindeutigen Idiom verloren und sind in sich mehrsprachig geworden (vgl. Dembeck 2015). In solchen Fällen wird der Wert der einzelnen Grapheme (bzw. Phone-me) durch das Nebeneinander von Material aus verschiedenen Sprachen potenziell verändert – mit Auswirkungen auch auf der Ebene der Morphologie. Auch die Ebene der Syntax bleibt von solchen Veränderungen nicht verschont. David Martyn hat für Martin Luthers Tischgespräche gezeigt, dass das deutsch-lateinische Codeswitching bisweilen zur Verwendung einer lateinischen Syntax in den deutschen Teilen seiner Rede führt (vgl. Martyn 2014). Dasselbe gilt für das, was man gewöhnlich als »wörtliche Übersetzung« bezeichnet – die Nachbildung anderssprachiger Syntax oder anderssprachiger Phraseologismen. In der neueren deutschen Literatur ist dies beispielsweise in vielen Texten von Emine Sevgi Özdamar der Fall, die idiomatische Redewendungen aus dem Türkischen ins Deutsche übertragen, ohne die Kollokationen zu verändern, und damit das Deutsche wie Türkisch klingen lassen.

Im Extremfall kann die Sprachmischung an einen Punkt führen, an dem es schwierig ist, festzustellen, ob ein Text so etwas wie eine »Hauptsprache« hat. Dies geschieht zum Beispiel in Joyce' *Finnegans Wake* (1939). Keinesfalls ist das Englische die Hauptsprache des Textes, da dieses Idiom, auch wenn es das Rohmaterial für den größten Teil der Lexik und auch für die morphosyntaktische Struktur liefert, durch den übermäßigen Gebrauch mehrsprachiger Wortspiele so stark verändert wird, dass man den Eindruck gewinnt, es mit einer ganz neuen Sprache zu tun zu haben. Dabei wäre es aber sogar noch falsch, von der Sprache von *Finnegans Wake* zu sprechen, da sich diese Sprache überdies ständig verändert. Man kann Joyce' *Finnegans Wake* auch als Ergebnis eines Schrei-

bens auffassen, das sich recht streng einer Reihe von Produktionsregeln unterwirft – dazu zählt der Zwang, gleichgeschriebene Homonyme zu vermeiden und die Mehrdeutigkeit des Textes an jeder Stelle zu maximieren, zum Beispiel durch mehrsprachige Paronomasien. Es sind diese Regeln oder, um es mit der Poetik des OuLiPo zu sagen, diese *contraintes*, die seine Sprache verändern. Einen vergleichbaren Effekt kann man sogar durch die Anwendung von *contraintes* erzielen, die auf der Ebene nur einer einzigen, scheinbar wohldefinierten Sprache wirken. Dies ist der Fall in dem berühmten Roman *La disparition* des OuLiPisten George Perec (1969), der als erweitertes Lipogramm nur Wörter verwendet, die den Buchstaben ›e‹ (den häufigsten Buchstaben im Französischen) nicht enthalten – und der damit, zumindest aus der Sicht der Mehrsprachigkeitsphilologie, aber auch ausweislich der von der Sprache des Textes irritierten ersten Rezensionen, eine neue Sprache innerhalb des Französischen etabliert.

Sprachmischung kann allerdings in sogar noch unauffälligeren Formen auftreten – und dennoch philologisch relevant sein. Ein Beispiel hierfür ist die Übertragung von Versbaumustern in andere sprachliche Kontexte. Die Konkretisierung metrischer Formen in Sprachen funktioniert sehr unterschiedlich: Ein dreifüßiger jambischer Vers im klassischen Latein wird anders konstituiert als ein dreifüßiger jambischer Vers im Englischen – das Lateinische besteht aus langen und kurzen, das Englische aus akzentuierten und nicht akzentuierten Silben. Dennoch vermittelt das Schema selbst zwischen den beiden Sprachen, und je nach Konstellation ist dies auch markiert. So sind Hexameter im Deutschen tatsächlich auch als gräzisierungende Sprachform verstanden worden – sie sind in dem Sinne Ergebnis einer Sprachmischung aus dem Deutschen und dem Griechischen (bzw. dem Lateinischen). Dieses Argument mag etwas weit hergeholt sein, aber das Mindeste, was man sagen kann, ist, dass die Verwendung einer ursprünglich anderssprachigen Form der Verskonstitution einen Text potenziell mit dem sprachlichen Kontext, aus dem diese Form stammt, in Beziehung setzt. Die Lyrik zitiert ganz allgemein regelmäßig konkrete poetische Formen – und Sprachen können durch solche Formzitate zumindest beschworen werden. Schließlich ist es möglich, dass das Nebeneinander von Versen in Sprachen mit unterschiedlicher Prosodie potenziell dafür sorgt, dass Interferenzen der Versbauprinzipien auftreten – zeigen ließe sich dies etwa an T.S. Eliots *The Waste Land* von 1922 (vgl. Dembeck 2013a).

Die mit Blick auf den Versbau und die Lyrik zu beobachtenden Formen literarischer Sprachvielfalt sind nur ein Beispiel für eine Reihe vergleichbarer gattungsspezifischer Verfahren. So könnte man behaupten, dass im Drama, insofern es immer schon auf die tatsächliche Aufführung hin geschrieben ist, der Hinweis auf sprachliche Unterschiede durch Kostüme, Requisiten, Schauplätze (fremde Landschaften und Interieurs) und Musik als eine potenzielle Facette des Textes selbst betrachtet werden kann. In der Erzählung können sprachliche Unterschiede ein Mittel des Geschichtenerzählens sein – wie etwa Guos *Concise Chinese-English Dictionary* zeigt. In *Finnegans Wake* ermöglicht die durchgängige Verwendung (mehrsprachiger) Wortspiele sogar eine unspezifische Pluralisierung der Handlungsstränge. Eher innovative Formen der literarischen Sprach-

vielfalt entwickeln sich schließlich mit dem Aufkommen von Phonographie und Film – auch wenn teils strittig sein mag, inwiefern es sich dabei noch um *literarische* Sprachvielfalt handelt: Tonaufnahmen ermöglichen die genaue Wiedergabe von Dialekten oder Akzenten und bereichern so das Potenzial des Hörspiels und des Hörbuchs im Vergleich zum geschriebenen Text. Der Film fügt dem die Möglichkeit hinzu, anderssprachige Schriften zu integrieren, sowohl auf der Ebene der Diegese (zum Beispiel Straßenschilder in einer anderen Sprache als der gesprochenen) als auch in extradiegetischer Schrift (zum Beispiel Sprachwechsel oder Sprachmischung in den Eröffnungstiteln, im Vorspann oder in den Untertiteln).

Ein (vorläufig) letztes Moment literarischer Sprachvielfalt, das eine systematische Behandlung verdient, ist die Übersetzung. Dabei ist es wichtig, auch hier eine große Bandbreite von Verfahren zu unterscheiden. Schon Herausgeberfiktionen, die einen Text als Übersetzung aus einer anderen Sprache ausweisen, angefangen mit Cervantes' *Don Quixote*, geben dieser Sprache eine latente Präsenz, Ähnliches gilt für die stillschweigende Übersetzung von Figurenrede. Neben der bereits angeführten wörtlichen Übersetzung, also der Nachbildung von syntaktischen Strukturen oder von Phraseologismen, muss aber auch die homophone Übersetzung berücksichtigt werden, also die Übersetzung nach dem Klang (vgl. Broqua/Weissmann 2019). Die homophone Übersetzung ist zunächst ein alltagssprachliches Phänomen. Sie ist eine populäre Praxis des Umgangs mit unverständlicher Sprache und als solche in Komödien von Plautus bis zur Moderne in Erscheinung getreten. Bei Eigennamen ist die homophone Übersetzung in der Tat das Standardverfahren, um anderssprachige Wörter in eine Sprache einzuführen. In Rom wird aus ›Hamburg‹ (/ˈhamboek/) ›Amburgo‹ (/amˈburgo/). In vielen literarischen Texten, die in exotischen Umgebungen angesiedelt sind, werden Spuren dieser Art der homophonen Übersetzung von Eigennamen die einzigen manifesten Anzeichen der Sprache(n) sein, die innerhalb der Diegese gesprochen werden. Ein speziellerer Fall tritt darüber hinaus auf, wenn die homophone Übersetzung als Mittel zur Erstellung ganzer Texte verwendet wird, was spätestens seit den 1950er Jahren regelmäßig geschieht. Bei der Untersuchung solcher Übersetzungen kommt es dann darauf an abzuschätzen, wie die beträchtlichen Freiheitsgrade, die bei der Wahl analoger phonemischer Strukturen in der Zielsprache bestehen, genutzt werden. Diese Freiheitsgrade sind in der Tat so groß, dass auch homophone Übersetzungen innerhalb ein und derselben Sprache möglich sind. Beispielsweise hat Felix Philipp Ingold homophone Übersetzungen von Gedichten aus dem Deutschen ins Deutsche vorgelegt.

Das Bündel von Beobachtungen, die bislang zusammengestellt wurden, um einen ersten Eindruck von der Bandbreite der hier interessierenden Phänomene zu bieten, lässt sich abschließend systematisieren. So muss festgehalten werden, dass sich die Mehrsprachigkeitsphilologie zur Beschreibung der vorkommenden *Idiomtypen* nicht allein auf die Begrifflichkeiten der Linguistik beschränken kann. Vielmehr sind (mindestens) die folgenden Ebenen zu berücksichtigen:

1. die Ebene der Idiome, die von ihren Sprechern wechselseitig nicht ohne Weiteres verstanden werden und die je nach Kontext einen recht unterschiedlichen Stellenwert haben können – man kann, zumindest theoretisch, eine standardisierte Landessprache wie das Russische mit einem Schweizer Dialekt mischen,
2. die Ebene der Soziolekte, Dialekte, Register, historischen Idiome usw. sowie
3. die Ebene der metrischen, rhetorischen, ästhetischen *contraintes*, denen sich ein Text womöglich unterwirft.

In all diesen Fällen ist es wichtig, mögliche Interferenzen auf mindestens den folgenden *Ebenen der Sprachstruktur* zu unterscheiden:

1. Grammatik, d.h. Phonologie, Morphologie und Syntax,
2. Lexik,
3. Phraseologie und
4. Rechtschreibung.

Weiterhin lassen sich im Anschluss an die angeführten Beispiele unterschiedliche *Arten der Kontrastierung* von Idiomen ausmachen, und zwar mit Blick auf

1. die Differenz von Sprachwechsel und Sprachmischung,
2. die Verteilung unterschiedlicher Idiome auf unterschiedliche Sprecher (dieser Fall schließt auch anderssprachige Zitate ein, denn auch hier korreliert der Sprachwechsel mit einem Sprecherwechsel) und
3. unterschiedliche Formen der Übersetzung (einschließlich ›wörtlicher‹ und homophoner Übersetzung).

Schließlich lassen sich *gattungs- und medienspezifische Verfahren* unterscheiden, also im Grunde Bündelungen von Verfahren literarischer Sprachvielfalt, die bereits aufgeführt wurden, aber mit Blick auf die spezifischen Darstellungsverfahren unterschiedlicher Genres und/oder Technologien eine besondere Relevanz gewinnen. Nur die Analyse des Zusammenspiels dieser Faktoren kann uns den vollen Grad an Sprachvielfalt bewusst machen, der einem literarischen Text innewohnt.

3. KULTURPOLITISCHE INTERPRETATION

Diese kurze *tour d'horizon* der sehr unterschiedlichen Formen literarischer Sprachvielfalt zeigt zum einen, dass es vieles zu beachten gibt, wenn man die sprachliche Vielfalt eines einzelnen Textes erschließen möchte – selbst wenn die meisten Texte nur einen sehr kleinen Bruchteil der hier beschriebenen Mittel nutzen werden. Natürlich aber darf die schematische Analyse sprachlicher Vielfalt nicht das Ziel einer Mehrsprachigkeitsphilologie sein. Deren Hauptinteres-

se bleibt, ganz im Gegenteil, die Einschätzung der kulturellen, sozialen und politischen Implikationen sprachlicher Vielfalt in literarischen Texten.

Der Vorschlag dazu, wie das analytische Instrumentarium der Mehrsprachigkeitsphilologie in dieses allgemeinere Projekt integriert werden kann, ist zweifacher Natur: Erstens gilt es, flexibel zu bleiben, wenn es darum geht, die auf verschiedenen strukturellen Ebenen des Textes zu erfassenden Phänomene sowohl in Beziehung zueinander als auch zu literarischen wie historischen Kontexten, Semantiken und Politiken zu setzen. Der eher offene, antischematische Ansatz beispielsweise der Akteur-Netzwerk-Theorie könnte sich hier als nützlich erweisen (vgl. Latour 2005): Nur dann, wenn man, wie es Bruno Latours Arbeiten an anderen Gegenständen vorführen, die verschiedenen Beobachtungsebenen gerade nicht voneinander isoliert, sondern Beziehungen zwischen scheinbar disjunkten Phänomenen als Teile interagierender Netzwerke anerkennt, wird die volle Relevanz auch literarischer Sprachvielfalt erkennbar.

Zweitens gilt es, den literarischen Text als kulturpolitischen Akteur ernstzunehmen. Auch diese Forderung lässt sich aus der Akteur-Netzwerk-Theorie ableiten, die Artefakten regelmäßig Handlungspotenzial zuschreibt. Literarische Texte können tatsächlich eine Art *agency* entwickeln, denn sie haben das Potenzial, die Art und Weise, wie wir den Dingen Bedeutsamkeit zuschreiben, zu verändern. Literarische Texte erforschen Alternativen der Weltbeschreibung qua Sprache; sie machen die Dinge also auf andere Art und Weise bedeutsam. Nun ist Kultur, wenn es zulässig ist, einen Begriff, der so umstritten ist, so festzulegen, nichts anderes als der Name für all jene Mechanismen, durch die die Gesellschaft den Dingen Bedeutung zuschreibt – und kulturelle Unterschiede sind Unterschiede in der Art und Weise, wie diese Zuschreibung vollzogen wird (vgl. Dembeck 2013b). Es liegt auf der Hand, dass Sprachen auf sehr unterschiedliche Weise Bedeutung produzieren – deshalb ist literarische Sprachvielfalt immer schon in die Handhabe kultureller Unterschiede verstrickt. Und insofern literarische Texte sich auf gesellschaftliche Politiken der Bedeutungszuschreibung beziehen und in diese eingreifen, wie sie zum Beispiel durch die Untersuchung historischer Sprachpolitiken oder der historischen Semantik von Sprachvielfalt rekonstruiert werden können, sind sie selbst kulturpolitische Akteure. Diese Form der Argumentation stark zu machen, ist das vorrangige Ziel der Mehrsprachigkeitsphilologie. Deshalb könnte ihr Instrumentarium für die Literaturwissenschaft im Allgemeinen von Interesse sein.

LITERATUR

- Blommaert, Jan (2010): *The Sociolinguistics of Globalization*. Cambridge.
- Bonfiglio, Thomas P. (2010): *Mother Tongues and Nations: The Invention of the Native Speaker*. New York.
- Broqua, Vincent/Weissmann, Dirk (Hg.; 2019): *Sound/Writing: traduire-écrire entre le son et le sens/Homophonic translation – traducson – Oberflächenübersetzung*. Paris.

- Dembeck, Till (2013a): No pasaran – Lyrik, Kulturpolitik und Sprachdifferenz bei T. S. Eliot, Paul Celan und Rolf Dieter Brinkmann. In: *arcadia* 48, H. 1, S. 1-41.
- Ders. (2013b): Reading Ornament: Remarks on Philology and Culture. In: *Orbis Litterarum* 68, H. 5, S. 367-394.
- Ders. (2015): Was ist hier defekt? Sprachdifferenz und Laut in Gedichten Ernst Jandls und Oskar Pastiors. In: Britta Herrmann (Hg.): *Dichtung für die Ohren. Zur Poetik und Ästhetik des Tonalen in der Literatur der Moderne*. Berlin, S. 167-189.
- Ders. (2018): Multilingual Philology and ›Monolingual‹ *Faust*: Theoretical Perspectives and a Reading of Goethe's Drama. In: *German Studies Review* 41, H. 3, S. 567-588.
- Ders./Parr, Rolf (Hg.; 2017): *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Tübingen.
- Gardner-Chloros, Penelope/Weston, Daniel (2015): Code-switching and multilingualism in literature. In: *Language and Literature* 24, H. 3, S. 182-193.
- Gramling, David (2016): *The Invention of Monolingualism*. New York.
- Grutman, Rainier (1997): *Des langues qui résonnent. L'hétérolinguisme au XIX^e siècle québécois*. Montréal.
- Ders. (2002): Les motivations de hétérolinguisme: réalisme, composition, esthétique. In: Furio Brugnolo/Vincenzo Orioles (Hg.): *Eteroglossia e plurilinguismo letterario II. Plurilinguismo e letteratura*. Rom, S. 329-349.
- Helmich, Werner (2016): *Ästhetik der Mehrsprachigkeit. Zum Sprachwechsel in der neueren romanischen und deutschen Literatur*. Heidelberg.
- Latour, Bruno (2005): *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford.
- Makoni, Sinfree/Pennycook, Alastair (2005): Disinventing and (Re)Constituting Languages. In: *Critical Inquiry in Language Studies* 2, H. 3, S. 137-156.
- Martyn, David (2004): " ". In: Jürgen Fohrmann (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Stuttgart, S. 397-419.
- Ders. (2014): Es gab keine Mehrsprachigkeit, bevor es nicht Einsprachigkeit gab: Ansätze zu einer Archäologie der Sprachigkeit (Herder, Luther, Tawada). In: Till Dembeck/Georg Mein (Hg.): *Philologie und Mehrsprachigkeit*. Heidelberg, S. 39-51.
- Radaelli, Giulia (2011): *Literarische Mehrsprachigkeit. Sprachwechsel bei Elias Canetti und Ingeborg Bachmann*. Berlin.
- Sakai, Naoki (2009): How do we count a language? Translation and discontinuity. In: *Translational Studies* 2, H. 1, S. 71-88.
- Sebba, Mark/Mahootian, Shahrzad/Jonsson, Carla (Hg.; 2012): *Language Mixing and Code-Switching in Writing: Approaches to Mixed-Language Written Discourse*. New York.
- Sternberg, Meir (1981): Polylingualism as Reality and Translation as Mimesis. In: *Poetics Today* 2, H. 4, S. 221-239.
- Stockhammer, Robert (2014): *Grammatik: Wissen und Macht in der Geschichte einer sprachlichen Institution*. Berlin.
- Suchet, Myriam (2014): *L'imaginaire hétérolingue. Ce que nous apprennent les textes à la croisée des langues*. Paris.
- Szondi, Peter (1967): *Hölderlin-Studien: Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Frankfurt/M.
- Wandruszka, Mario (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*. München.

- Weissmann, Dirk (2017): When Austrian classical tragedy goes intercultural. On the metrical simulation of linguistic otherness in Franz Grillparzer's *The Golden Fleece* (1820). In: *Critical Multilingualism Studies* 5, H. 3, S. 52-74.
- Wiegand, Herrmann (2000): [Art.] »Makkaronische Dichtung«. In: Harald Fricke (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. II. Berlin/New York, S. 527-530.
- Yildiz, Yasemin (2012): *Beyond the Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*. New York.
- Zaimoglu, Feridun (2011): *Kanak Sprak. Koppstoff. Die gesammelten Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*. Köln.

Forum

Irakische Autoren im Migrationsland Deutschland

MOHAMMAD ISMAIL SHIBIB

Man kann mit Recht sagen, dass die gegenwärtige irakische Literatur in der Migration entstanden ist. Den Schwerpunkt dieses Überblicks bildet daher das literarische Schaffen irakischer Autoren in der deutschen Migration und deren Verhältnis zur Heimatliteratur. Dabei liegt das Hauptaugenmerk auf den Erzähltexten, besonders dem Roman, denn während die Lyrik jahrhundertlang die Literatur im arabischen Sprachraum im Allgemeinen und im Irak im Besonderen dominierte, bildet nun der Roman eine Leitgattung des gegenwärtigen Literaturbetriebs im Irak. Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte sich im ›Lyrikland‹ Irak eine neue Kunst bzw. Erzählkunst. Verschiedene Faktoren haben die Entstehung und Entwicklung dieser neuen Kunst beeinflusst.

1. DER IRAKISCHE ROMAN IN DER MIGRATION

Die Ursachen für die Auswanderung irakischer Autoren¹ sind vielfältig: Die Flucht vor politischer Verfolgung, die Suche nach besseren Lebensbedingungen oder nach literarischer und intellektueller Freiheit sowie die strenge, willkürliche Zensur sind häufig aufgeführte Beweggründe. Die Ursachen für die Migration aus dem Irak beschränken sich somit nicht nur auf politische Gründe, sondern es spielen, vor allem nach dem Ersten Golfkrieg, auch Sicherheit und wirtschaftliche Gründe eine Rolle, da die Wirtschaftsblockade zur Verschlechterung der irakischen Wirtschaft nach dem Krieg geführt hat (vgl. Ḥaddad 2004: 9).

Die irakische Migrationswelle begann mit der Machtergreifung durch die Baath-Partei im Jahre 1968, aufgrund der Maßnahmen gegen die Gegner der brutalen Diktatur Saddam Husseins, und nahm während des Irak-Iran-Kriegs (1980-1988) und des Zweiten Golfkriegs (1991) zu (vgl. Ibrahim 2009). Unter den Emigranten waren hervorragende Schriftsteller, die mit ihren im Ausland geschriebenen Texten auch die irakische Literaturszene geprägt haben. Lutfi Ḥaddad schreibt in seinem Buch *Anthologie der zeitgenössischen arabischen Exilliteratur*: »Wenn die Migration und Migrationsliteratur zu Beginn des 20. Jahrhunderts amerikanisch und libanesisch geprägt war, ist die neue Migration europäisch und irakisch geprägt«. Und weiter heißt es: »Wenn der palästinensische

1 | Mit den Bezeichnungen ›Autor‹, ›Schriftsteller‹, ›Dichter‹ ist grundsätzlich die generische Verwendung des Maskulinums verbunden.

Schmerz älter und tiefer ist und die arabische Literatur mit zahlreichen Werken bereichert hat, so hat der irakische Schmerz die gegenwärtige Migrationsliteratur geschaffen.« (Haddad 2004: 9, 22) Frank Hessenland (2006) merkt dazu an: »Die irakische Migrationsliteratur hat in den letzten 40 Jahren maßgeblich die Entwicklung der arabischen Sprache und Dichtung bestimmt.«

Nach dem Fall der Diktatur Saddam Husseins und dem Ende der wirtschaftlichen und kulturellen Okkupation von 1990 bis 2003 konnten im Irak verbliebene Schriftsteller die Texte ihrer Kollegen im Ausland lesen. Sie hatten auch Zugang zu Weltliteratur. Sie wurden von der Angst vor dem Diktator befreit und begannen selbst, über verschiedene Themen zu schreiben. Es fällt auf, dass eine große Anzahl irakischer Romane sowohl im Irak als auch in der Emigration nach 2003 geschrieben und publiziert worden ist. Bemerkenswert ist ferner, dass sich der irakische Roman nach 2003 vor allem auf die Erzähltechnik konzentriert. Dabei experimentieren die Autoren mit neuen Erzähltechniken auf den Ebenen der Form sowie der Sprache und entwickeln auf diese Weise neue Visionen, Gedanken und Themen.

Die in den Migrationsländern erschienenen Romane wie *Irakische schwarze Monde in Schweden* (2003) von Ali Abdulaal und *Unter dem Himmel Kopenhagens* (2010) von Hawraa Al-Nidawi haben das Leben in der Migration und die damit verbundenen psychischen und sozialen Auswirkungen zum Thema. Das Problem der Identität wird in Warid Badir Al-Salems Werk *Die Wunder von Bagdad* (2012) thematisiert. Interkulturalität, Probleme der Minderheiten, soziale Probleme, die politische Realität und die Verfälschung der irakisch-arabischen Geschichte, die heute noch eine umstrittene Geschichte ist (vgl. Thiab 2014), sind die Themen in den Romanen *Der Krieg im Vergnügungsviertel* (1993) von Najem Wali, *Die Nacht des Landes* (2002) von Jassim Hillawi und nicht zuletzt *Der Letzte der Engel* (2014) von Fadhil Al-Azzawi.

Die meisten in der Migration geschriebenen irakischen Romane setzen sich indes mit den Alltagsszenen und den Alltagsgeschichten im Irak auseinander, z.B. *Der Tabakwächter* (2008) von Ali Badir, *Marines Milch* (2008) von Awad Ali, *Die Amerikanische Enkelin* (2009) von Inaam Kachachi, *Die Toten Bagdads* (2008) von Jamal Hussein Ali und *Ein Iraker in Paris* (2012) von Samuel Shimon.

Der Tabakwächter (2008) von Ali Bader ist ein hervorragendes Beispiel für die sich wandelnden Erzähltechniken des Migrationsautors. Herkunftsland und Migrationsland gehen hier ineinander über. Die Hauptfigur, ein Jude, ist nicht in der Lage, sein Heimatland, den Irak, zu verlassen, geschweige denn zu vergessen. Er kann auch nicht in einem anderen Land, z.B. in Israel, leben. Doch selbst im Irak kann er nur dann leben, wenn er einen anderen Namen, eine andere Religion bzw. einen anderen Glauben annimmt und somit seine Identität verleugnet. Dadurch erlebt er eine Art innere Verbannung, die über die geographische Semantik der Migration hinausgeht.

Die Amerikanische Enkelin (2009) von Inaam Kachachi thematisiert die Identitätsproblematik der ethnischen und religiösen Minderheiten im Irak. Die Zugehörigkeit dieser Minderheiten wird erschüttert, wenn Chaos herrscht inmitten der Hauptgruppen, die diese Minderheiten umfassen. Die engen Identitäten

werden gelöscht oder stattdessen breite kosmopolitische Identitäten vorgeschlagen.

Der Krieg und seine Folgen für den Einzelnen sowie die ganze Gesellschaft ist ein wichtiges Thema des irakischen Romans. Beispiele dafür sind Najem Walis Roman *Der Krieg im Vergnügungsviertel* (1993) und *Die Welt minus eins* von Maysaloon Hadi (vgl. Ash-Shibibi 2014).

In Hadis Roman geht es um das Leben im Schatten des Golfkriegs und seine Folgen. Der Roman befasst sich mit der Wirkung des Kriegs auf die irakische Bevölkerung, auf den Körper und den Geist des Einzelnen sowie mit den Tragödien des Schmerzes und dem Gefühl des Verlustes.

Wali hingegen thematisiert die Emotionen der Rekruten, ihre Flucht und ihre Suche nach besseren Lebensalternativen. Er beschreibt ein Leben, das von der Gleichheit des Vergnügungsviertels, der Welt des Gesangs und des Sexes sowie dem Krieg mit all seinen Grausamkeiten bestimmt wird.

Ein anderes wichtiges Thema, das die meisten irakischen Romanautoren aufgegriffen haben, ist die Besatzung und die blinde Gewalt. Die Autoren stellen die Brutalitäten der Kriege dar, die der Irak erlebt hat, und wie diese Kriege die moralischen Werte im Irak aufgelöst und im Land zu kriminellen Akten, wie Entführungen und Geiselnahmen, geführt haben. Das zeigt u.a. der Roman *Die drei Freunde* (2006) von Shakir Khassbak. Khassbak setzt sich darin mit diesem neuen Phänomen in der irakischen Gesellschaft auseinander. Die Entführung ist der Verknüpfungspunkt der Schicksale von drei Freunden, die drei verschiedenen Religionen angehören: Ali ist Muslim, Joseph ist Christ und Zaki ist Sabit.

Auch Einzelschicksale haben sowohl die im Irak als auch in der Migration lebenden irakischen Schriftsteller fasziniert. Jeder Mensch wird allein mit seinem Schicksal in einer Welt konfrontiert, die den Bezug zu Werten und Gerechtigkeit völlig verloren hat, wie in Ahmed Khalafs Roman *Fancy Halter* (2005), den man als psychologischen Roman bezeichnen kann. Auch andere Romanschriftsteller haben die psychische Realität ihrer Figuren aus psychologischer Sicht behandelt, wie Asa'ad Al-Lamis in *Eminas Fenster*, in dem er die Psyche einer terroristischen Persönlichkeit darstellt.

Der irakische Roman hat, wie die Werke u.a. von Najem Wali und Hussein Al-Mozany zeigen, die drei Tabus Sex, Politik und Religion überwunden und versucht, das Unsagbare zu sagen. Bis 2003 war es schwierig, im Irak über Sexualität, Politik und Religion frei und offen zu schreiben. Eine Ausnahme in diesem Zusammenhang bilden die Romane der in der Migration lebenden irakischen Autoren.

Zwischenbilanz

Im Allgemeinen kann man folgende Tendenzen in der zeitgenössischen irakischen Literatur in der Migration, besonders in der Erzählprosa, unterscheiden:

1. Die Schriftsteller konzentrieren sich auf ihre persönlichen Geschichten, Familien und Gesellschaften. Sie drücken sich in ihren Arbeiten zum ersten

Mal frei und individuell aus (vgl. Hessenland 2006). In diesem Zusammenhang kann auf den Roman *Auf der Bananenmatratze* (2006) des 2013 verstorbenen Abdulsattar Nassir (1947-2013) hingewiesen werden. Die vom Erzähler aufgeschriebenen Erinnerungen bilden den Hauptteil des Romans.

2. Die meisten Autoren haben sich von einer bildreichen poetischen Sprache distanziert und damit begonnen, eine einfache direkte Sprache und kurze Sätze zu verwenden.
3. In ihren Texten haben die Autoren die Realität realistisch-fiktional beschrieben. Damit haben sie versucht, Alternativen zur vorgestellten Welt darzustellen.
4. Der gegenwärtige irakische Roman ist gekennzeichnet durch die Abfolge von Ereignissen, was als Alternative zum statischen irakischen Roman vor 2003 zu sehen ist, sowie durch das Überlappen von Vergangenheit und Gegenwart, Realität und Fiktion.

2. IRAKISCHE AUTOREN IN DEUTSCHER MIGRATION

Die in der deutschen Migration lebenden irakischen Autoren kann man in vier Gruppen einteilen:

1. Autoren, die ihre Texte nur auf Arabisch geschrieben haben, wie Salima Salih, Sabri Hashim und Fadhil Al-Azzawi,
2. Autoren, die ihre Texte auf Arabisch verfasst haben und sie ins Deutsche übersetzen lassen, wie Najem Wali und Khalid Al-Maaly,
3. Autoren, die nur auf Deutsch geschrieben haben, wie Abbas Khider und Hikmat al-Sabty,
4. Autoren, die zuerst in arabischer Sprache geschrieben und daneben moderne deutsche Autoren aus dem Deutschen ins Arabische übersetzt haben und im Laufe ihres Aufenthalts in Deutschland dazu übergegangen sind, auch die eigenen Werke in deutscher Sprache zu verfassen, wie Hussein Al-Mozany.

Während einige Autoren, wie Sabri Hashim, Salima Salih, Fadhil Al-Azzawi, Jamil Hussein Al-Saadi oder Abbas Khider, von Anfang an sowohl Gedichte als auch narrative Texte verfasst haben, gingen andere dazu über, nur Romane und Novellen zu schreiben, wie Hussein Al-Mozany und Najem Wali. Eine Ausnahme bildet in diesem Zusammenhang Khalid Al-Maaly. Er schreibt immer noch hauptsächlich Gedichte und übersetzt auch die Gedichte arabischer Lyriker ins Deutsche. Außerdem ist zu erwähnen, dass die meisten Romane von Sabri Hashim und Jamil Al-Saadi in »lyrischer Sprache« geschrieben worden sind.

Da sich die Studien zur Migrationsliteratur in Deutschland hauptsächlich mit den in der Migration geschriebenen Romanen befassen und die meisten in der deutschen Migration lebenden irakischen Autoren von der Lyrik zum Roman übergegangen sind, da sie die Meinung vertreten, mit dem Roman größte

re Freiheit zu haben, konzentriert sich auch die folgende Darstellung der Texte der in der deutschen Migration lebenden irakischen Autoren auf den Roman.

Die in Deutschland lebenden irakischen Autoren unterscheiden sich bezüglich der von ihnen aufgegriffenen Themen und Erzählweisen nicht sehr von den im Irak und in der europäischen Migration lebenden Autoren, und anhand ihrer Werke lassen sich keine klaren Tendenzen ausmachen. Im Allgemeinen kann man jedoch einige Gemeinsamkeiten in ihren Texten feststellen.

Die meisten Texte sind autobiographisch und setzen sich mit dem Leben im Irak während der Regierungszeit Saddam Husseins und nach dem Sturz seines Regimes auseinander, wie Abbas Khiders Gefängnisroman *Der falsche Inder* (2008) und das Frühwerk von Fadhil Al-Azzawi *Die fünfte Burg Al-Qal'a al-khamisa* (1972), der als erster irakischer Gefängnisroman gilt.

In dem *Falschen Inder*² werden in einer tragisch-komischen Weise die Haft und Folter während der Diktatur Saddam Husseins, die Flucht eines jungen Irakers und die damit verbundenen Erlebnisse zum Thema. Der Erzähler findet im Zug von Berlin nach München ein arabisches Manuskript mit dem Titel *Memorien*, das die Fluchtgeschichte eines jungen Irakers namens Rasul Hamid erzählt. Auf seinem Weg trifft er Flüchtlinge aus aller Welt, die wie er auf der Suche nach einem Leben ohne Hunger und Krieg sind und dafür sehr viel opfern.

Flucht ist auch ein Thema in Hussain Al-Mozany's Texten. Im Jahre 1989 hat er erste Gedichte in deutscher Sprache in der von Anja Tuckermann herausgegebenen Anthologie *In die Flucht geschlagen. Geschichte aus dem bundesdeutschen Asyl* veröffentlicht (vgl. Tuckermann 1989). In arabischer Sprache verfasste er wiederum unter dem Titel *Der Herbst der Städte* (1996) Kurzgeschichten sowie den Roman *Das Geständnis des Fleischhauers* (2007). Seine Romane *Der Marschländer: Bagdad, Beirut, Berlin* (1999) und *Mansur oder Der Duft des Abendlandes* (2002) sind die literarische Verarbeitung seiner Flucht aus dem Irak und der Emigration in die Fremde.

Die politische und gesellschaftliche Lage im Irak ist in den Werken irakischer Autoren der Migration immer präsent. Abbas Khiders zweites Werk *Die Orangen des Präsidenten* (2011) setzt sich mit den großen Auswirkungen des Embargos auseinander, das die Bevölkerung Iraks von 1990 bis 2003 erlebt hat. Najem Walis Roman *Ein Ort namens Kumait – die Geschichte einer Beschneidung* (1997) behandelt einen Tabubruch, indem darin die Beschneidung der Männer als Folter bezeichnet wird. Der Tabubruch wiederholt sich in Walis im Jahre 2009 er-

2 | Die Titel, die Abbas für seine Romane auswählt, sind nicht einfach zu deuten, wenn ihr Kontext unbekannt ist. *Der Falsche Inder* spielt auf die Bezeichnung an, die das Regime Saddam Husseins für die irakische Bevölkerung, besonders im Süden, als Schimpfwort verwendet hat. Gemeint ist, dass die Einwohner im Süden Iraks keine echten Araber sind, sondern ihre Vorahren Inder, die mit den britischen Truppen während der Besatzung des Iraks durch die Briten ins Land gekommen waren. *Ein Brief in die Auberginenrepublik* ist eine Anspielung auf die Blockadezeit, in der die meisten irakischen Familien fast jeden Tag nur Auberginen gebraten oder gekocht haben, so dass sich im Irak eine Ironiebezeichnung verbreitete, und zwar ›Pfannenmonster‹.

schienenem Roman *Reise in das Herz des Feindes: Ein Iraker in Israel* (deutsche Übersetzung aus dem Arabischen von Imke Ahlf-Wien). Mit seinem Roman *Engel des Südens* (2011 ins Deutsche übersetzt von Imke Ahlf-Wien) führt uns der Schriftsteller in die jüngste Geschichte des Iraks zurück und schildert das Leben in der südlichen Amaria (bzw. Amarah) im Irak, wo die Ethnien und Religionen vor 2003 friedlich zusammenlebten. Durch die Enthüllung der Lebens- und Liebesgeschichten seiner Figuren zeigt uns Najem Wali in seinem Roman *Die Reise nach Tell al-Lahm* (2004) ein von der Diktatur und zwei Kriegen gezeichnetes Land.

Sabri Hashim schreibt in einer für die arabische bzw. irakische Literatur neuen Erzähltechnik, indem er mythologische wie geschichtliche Elemente und Symbole verwendet, um die Ereignisse im Irak in den vergangenen Jahrzehnten darzustellen und aus philosophischer Sicht zu beleuchten. Das zeigt sich in allen seinen Texten, wie *Die Mulatten* (2000), *Trüffelausspruch* (2005) und *Huraki, das Land der Assyrer* (2008), besonders aber in der *Gitarre von Median* (2009).

Die Migrationsromane sind in Wirklichkeit Romane über das Heimatland. Dieser verlorene Ort der Heimat bildet das Schreibmotiv, nicht der aktuelle, jetzige Ort. Die These wird unterstützt durch die Titel und Handlungsorte der Texte der in der deutschen Migration lebenden irakischen Autoren. Najem Walis Romane zeigen das: z.B. *Der Krieg im Vergnügungsviertel* (1989), *Die Reise nach Tell al-Lahm* (2004), *Ein Ort namens Kumait* (1997) und sein Roman *Bagdad Marlboro* (2014), aus dem Arabischen übersetzt von Hartmut Fähnrich. Was erzählt wird, ist die Begegnung des Erzählers mit einem Unbekannten in Bagdad, wo ein ehemaliger Leutnant der US-Armee während des Zweiten Golfkriegs an der Tötung wehrloser irakischer Soldaten teilnimmt. Nun möchte der Ex-Offizier dem Erzähler ein Heft übergeben, in dem die Träume und Wünsche der getöteten Soldaten verzeichnet sind. Damit will er Buße tun und die Opfernamen vor dem Vergessen retten.

Die Figuren des Romans *Bagdad Marlboro* standen mindestens vier Kriege innerhalb von fünfundzwanzig Elendsjahren durch: Der Kurdenkrieg (von 1961 bis 1970), der Irak-Iran-Krieg oder der Erste Golfkrieg (von 1980 bis 1988), der Kuwait-Krieg oder der Zweite Golfkrieg (August 1990 bis Februar 1991) und der Dritte Golfkrieg (von März bis Mai 2003), der anders als die anderen Kriege war: »Er war die Summe aller Kriege, die wir bisher erlebt haben.« (Zit. n. Löffler 2014) Diese Kriege und der irakische Bürgerkrieg (2014-2017) haben einen großen Teil des Landes zerrüttet, Werte zerstört und die Menschen im Irak traumatisiert. Najem Wali thematisiert in seinem Roman *Bagdad Marlboro* diese Verheerungen.

Najem Wali stellt in seinen Romanen verdrängte Erinnerungen an schreckliche Gewalterfahrungen dar, Kriege, die die Iraker traumatisiert, das Land zerrüttet und Werte vernichtet haben. Der einzige Wunsch der Romanhelden ist das Überleben im Chaos und im Angesicht des draußen tobenden Infernos von Autobomben, Selbstmordattentaten, Entführungen und willkürlichen Milizmorden.

Wie viele von Hussein Al-Mozany's Erzählungen ist auch der Roman *Mansur oder Der Duft des Abendlandes* (2002) zwischen Deutschland und der arabischen Welt angesiedelt. Al-Mozany erzählt darin die Geschichte eines irakischen Soldaten namens Mansur, der versucht, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, indem er behauptet, von einem mittelalterlichen Wandermönch abstammen. Der Roman *Das Geständnis des Fleischhauers* (2007), dessen Handlungsorte Köln und Kairo sind, kann als psychologischer Roman gelesen werden.

Auch Sabri Hashim siedelt seine Romane zwischen verschiedenen Orten (Basra und Berlin) an. Das zeigt sich besonders in seinem Roman *Die Mulatten* (2000). Das Werk ist ein lyrischer Roman, der auf mehreren Schlüsselthemen basiert – darunter die wichtigsten Traditionen in einigen Ländern des Ostens, einschließlich die Bedeutung von ›Ehre‹ und wie man damit umgeht. Basra und Berlin bilden eine wichtige erzählerische Verbindung: Jaber, »der Bezauberte«, verlässt seine Geliebte Siham al-Khulasyah in Basra und flieht nach Berlin, da die Bewohner der Stadt Basra das Verhältnis missbilligen und gegen den Moralbruch eines nächtlichen Treffens der Liebenden rebellieren.

Fadhil Al-Azzawi macht den Irak der 1950er Jahre zum Thema seines Romans *Der Letzte der Engel* (2014) und beleuchtet allgegenwärtige Gewalt, ideologische Machtansprüche, aber auch die kulturelle Vielfalt des Landes.

Fazit

Der irakische Roman vor 2003 kann als realistischer Roman bezeichnet werden und ist nach 2003 durch ein Wechselspiel von Fiktionalität und Faktizität gekennzeichnet. Krimis und Science-Fiction sind kaum im irakischen Roman vertreten; dem arabischen bzw. irakischen Bewusstsein sind diese Genres fremd. Diese Erkenntnis erstaunt umso mehr, wenn man bedenkt, dass schon Elemente aus dem Werk *Tausendundeine Nacht* der Science-Fiction-Literatur zugeordnet werden könnten.

Der moderne irakische Roman hat sich erst in der Migration entwickelt. Alle emigrierten Autoren haben das Gefühl, dass sie und ihre Werke in einer doppelten Migration leben. Sie leben in einem Land, in dem sie keine oder nur eine geringe Leserschaft finden können, und so veröffentlichen sie ihre Werke in anderen Ländern, wie dem Libanon. Der Grund für diese doppelte Migration liegt möglicherweise darin, dass die Romane der meisten Autoren sich nicht mit dem Alltag und dem Leben in Deutschland auseinandersetzen, sondern mit dem Leben und dem Alltag im Irak. Sie thematisieren die Geschichten und die Geschehnisse, die die Verfasser erlebt haben und die noch in ihren Erinnerungen präsent sind. Ihre Erfahrungen sind der Erzählstoff ihrer Werke. Das Identitätsproblem in der zeitgenössischen irakischen Erzählkunst zeigt sich insbesondere in den irakischen Romanen nach der stürmischen Veränderung im Jahre 2003, welche die soziale und politische Struktur im Irak stark betroffen hat. Ein Grund für den Erfolg des modernen irakischen Romans liegt darin, dass er in der Lage ist, die drei Tabus Sex, Politik und Religion zu überwinden.

In der irakischen Literaturszene wird derzeit über die Bezeichnung des irakischen Romans nach 2003 debattiert. Dafür werden verschiedene Bezeichnungen vorgeschlagen: ›Roman nach der Wende‹, ›Roman nach 2003‹ und ›Roman nach der stürmischen Änderung‹. Diskutiert wird auch, ob und wie der irakische Roman nach der Wende die amerikanische Besatzung und ihre negativen Folgen thematisiert.

Die nach 2003 erschienenen Werke haben das Ansehen der irakischen Erzählszene verändert. Mittlerweile handelt es sich um eine im arabischen Raum und in der ganzen Welt viel gelesene Literatur, besonders, nachdem die Werke von Ali Badr, Muhsin Al-Ramli, Abdulhadi Sadun, Sinan Antuan, Luay Hamza Abbas und vielen anderen in verschiedene Weltsprachen übersetzt worden sind und Autoren wie Sinan Antuan für seinen Roman *Oh Mariam*, Ahmed Al-Saadawi für *Frankenstein in Bagdad* oder Inaam Kachachi für ihren Roman *Die amerikanische Enkelin* den *Internationalen Preis für den arabischen Roman* erhalten haben (vgl. Thiab 2014).

Da die Migrationshintergründe unterschiedlich sind und von den politischen, ökonomischen sowie gesellschaftlichen Situationen in den jeweiligen arabischen Ländern abhängen, ist auch das literarische Schaffen der arabischen Migranten bezüglich des Inhalts und der Form sehr unterschiedlich. Einen Sonderfall bilden die Texte irakischer Autoren in der Migration, da sie erst in der Migration die Möglichkeit gehabt haben, frei und ohne Angst zu schreiben. Dabei stehen diese im Gegensatz zu den noch im Irak lebenden Autoren, die aus Angst vor der Diktatur und den gesellschaftlichen Normen nicht ohne Hemmungen schreiben.

3. KURZE BIOGRAPHIE UND BIBLIOGRAPHIE DER IN DEUTSCHLAND LEBENDEN IRAKISCHEN AUTOREN

Die folgende Zusammenstellung versteht sich als erste, vorläufige Übersicht über die zentralen Lebensstationen und die literarische Produktion zeitgenössischer irakischer Exilautoren.

Fadhil Al-Azzawi, 1940 in Kirkuk geboren, hat in Bagdad Englische Literatur studiert. In den 1960er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war er Mitbegründer einer Gruppe für avantgardistische Lyrik. Diese Gruppe setzte sich zum Ziel, die irakische Lyrik im Sinne der Moderne zu erneuern. Sie forderte auch die schriftstellerische Unabhängigkeit von jeglichem politischen Einfluss und lehnte die Versuche der Ideologisierung der Literatur ab. Nachdem Al-Azzawi den Irak im Jahre 1977 verlassen hatte, lebte er in der DDR. Dort promovierte er in Journalistik. Sein literarisches Schaffen umfasst Gedichtsammlungen, Romane, Kurzgeschichten, literaturwissenschaftliche Abhandlungen und Übersetzungen aus dem Englischen und Deutschen ins Arabische, wie u.a. Gedichte von Christian Morgenstern, Texte von Hans Magnus Enzensberger und Tilman Spengler sowie Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*.

Werke:

- (1998): Auf einem magischen Fest. Gedichte. Aus dem Arabischen. Berlin.
- (2000): Die fünfte Burg [1969]. Roman. Beirut.
- (2001): Die Vorfahren. Roman. Freiberg.
- (2002): Seltsame Kreaturen Fadhil al-Azzawis [1969]. Roman. Beirut.
- (2014): Der Letzte der Engel. Roman. Aus dem Arab. v. Larissa Bender. Zürich.

Während Al-Azzawi im arabischen Sprachraum seit seinen literarischen Anfängen zu den meist gefeierten und wichtigsten Autoren seiner Generation gehört, ist er in Deutschland fast unbekannt. Seine Gedichtsammlung *Miracle Maker* (2003) umfasst Gedichte aus sechs früheren Lyrikbänden und gibt einen Überblick über seine dichterische, humorvolle sowie melancholische Beschäftigung mit Mythologien. Im englischen Sprachraum, besonders in den USA, ist er mit der Neuauflage seines Werks *Akhir al-mala'ika* (1992; engl. *The Last of the Angels*, 2007) bekannt. Sein Roman *Madina min Ramad* (2011; »Stadt der Asche«) erzählt eine Liebesgeschichte vor dem Hintergrund des Sechstagekriegs.³

Khalid Al-Maaly, 1956 in As Samawa geboren, verließ 1979 aus politischen Gründen den Irak. Er lebt seit 1980 als Schriftsteller, Übersetzer und Verleger in Köln. Al-Maaly schreibt hauptsächlich Gedichte. 1990 erhielt er den *Förderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen für junge Künstlerinnen und Künstler*.

Werke:

- (1989): Gedanken über das Lauwarme. Prosa. Frankfurt a.M.
- (1992): Klage eines Kehlkopfes. Gedichte. Köln.
- (1994): Phantasie aus Schilf. Gedichte. Berlin.
- (1997): Landung auf dem Festland. Gedichte. Berlin.
- Zusammen mit Mona Naggari (2004): Lexikon arabischer Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts. Heidelberg.
- (2004): Die arabische Welt – zwischen Tradition und Moderne. Heidelberg.
- (2007): Rückkehr aus dem Krieg. Eine Anthologie zeitgenössischer Lyrik aus dem Irak. Arabisch – deutsch. Köln/Frankfurt a.M.
- (Hg.; 2008): Die Flügel meines schweren Herzens. Lyrik arabischer Dichterinnen vom 5. Jahrhundert bis heute. Aus dem Arab. übers. zusammen mit Heribert Becker. Zürich.

3 | Im Sechstagekrieg kämpften Israel und die arabischen Staaten Ägypten, Jordanien und Syrien gegeneinander. Er dauerte vom 5. bis zum 10. Juni 1967.

Übersetzungen aus dem Arabischen ins Deutsche:

- Badr Shakir as-Sayyad (1995): Die Regenhymne und andere Gedichte. Arabisch – deutsch. Übers. zusammen mit Stefan Weidner. Berlin 1995.
- Mahmoud Darwish (1996): Weniger Rosen. Gedichte. Arabisch – deutsch. Übers. zusammen mit Heribert Becker. Berlin.
- Sargon Boulus (1997): Zeugen am Ufer. Gedichte. Arabisch – deutsch. Übers. zusammen mit Stefan Weidner. Berlin.
- Ounsi el-Hajj (1998): Die Liebe und der Wolf, die Liebe und die Anderen. Gedichte. Übers. zusammen mit Heribert Becker. Berlin.
- Abd al-Wahhab al-Bayati (2003): Aischas Garten. Ausgewählte Gedichte. Arabisch – deutsch. Berlin.
- Saadi Yousef (2004): Fern vom Ersten Himmel. Ausgewählte Gedichte. Arabisch – deutsch. Übers. zusammen mit Heribert Becker. Berlin 2004.
- Saif ar-Rahbi (2007): Das Heulen der Wölfe. Ausgewählte Gedichte. Berlin.

Hussain Al-Mozany, 1954 in Amarah/Südirak geboren, wuchs in Bagdad auf. 1978 ging Al-Mozany in den Libanon, wo er als Journalist arbeitete. Seit 1980 lebt er in Deutschland. Er studierte in Münster Arabistik, Islamwissenschaft, Germanistik und Publizistik. Von 1991 bis 1993 hielt er sich in Kairo auf. Er veröffentlichte zahlreiche Erzählungen und Romane in arabischer Sprache und übersetzte Bachmann, Bennis, Grass u.a. ins Arabische.

Werke:

- (1999): Der Marschländer. Bagdad, Beirut, Berlin. Roman. Frankfurt a.M.
- (2002): Mansur oder der Duft des Abendlandes. Roman. Leipzig.
- (2007): Das Geständnis des Fleischhauers. Roman. Berlin.
- (2011): Parallelwelten. Essay. Dresden.

Sabri Hashim, 1952 in Basra geboren, lebt seit 1990 in Deutschland und seit 1996 in Berlin. Er schreibt Romane und Gedichte.

Werke:

- (1995): Der Tanz der Skulpturen. Roman. Damaskus.
- (1995): Die Nacht des Liedes des Sängers. Erzählungen. Damaskus.
- (1997): Die Bucht des Elefanten. Roman. Damaskus.
- (2000): Al-Khalasion (Die Mulatten). Roman. Beirut.
- (2002): Das Spektrum der Taupoesie. Gedichte. Damaskus.
- (2002): Island des Wiedehopfs. Gedichte. Damaskus.
- (2005): Horky Land von Assyrien. Roman. Damaskus.

Abbas Khider, 1973 in Bagdad geboren, lebt seit 2000 in Deutschland (Berlin). Er erhielt verschiedene Auszeichnungen, 2013 wurde er mit dem *Nelly-Sachs-Preis*

sowie dem *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* geehrt, 2017 erhielt er den *Adelbert-von-Chamisso-Preis* für sein bisheriges literarisches Gesamtwerk.

Werke:

- (2008): *Der falsche Inder*. Roman. Hamburg.
- (2011): *Die Orangen des Präsidenten*. Roman. Hamburg.
- (2013): *Brief in die Auberginenrepublik*. Roman. Hamburg.
- (2016): *Ohrfeige*. Roman. München.

Salima Salih, 1942 in Mosul-Irak geboren, studierte Rechtswissenschaft in Bagdad und Journalistik in Leipzig. Von 1967 bis 1969 besuchte sie das Institut für Schöne Künste in Bagdad. 1986 promovierte Salih über die internationalen Entwicklungstendenzen der Massenmedien. Seit 1978 lebt sie in Deutschland und seit 1983 in Berlin. Zwischen 1961 und 1977 arbeitete sie als Journalistin für verschiedene irakische Zeitungen und Zeitschriften. Einige ihrer Texte sind ins Englische, Persische, Spanische und auch Malayalami übersetzt. Sie ist freie Schriftstellerin und Übersetzerin.

Werke:

- (1961): *Weil du ein Mensch bist (Li anka Insan)*. Erzählungen. Bagdad.
- (1963): *Im Laufe des Lebens (Fi Rakb Al-Hayat)*. Erzählungen. Bagdad.
- (1974): *Das Aufstehen (Al-Nuhuth)*. Novelle. Damaskus.
- (1975): *Verwandlungen (Al-Tahawulat)*. Erzählungen. Damaskus.
- (1994): *Blume der Propheten (Zahrat Al-Anbia)*. Erinnerungen. Damaskus.
- (1995): *Baum der Vergebung (Schagarat Al-Maghfira)*. Erzählungen. Damaskus.
- (2005): *Vergessen (Nisian)*. Gedichte. CD.
- (2006): *Die Suche nach dem Khalandaq (Al-Bahth an Al-Khalandaq)*. Erzählungen. Beirut.
- (2013): *Der Abgrund (Al-Hawiya)*. Novelle. Beirut.
- (2014): *Kalkang oder Die tausendundzweite Nacht und die Nächte danach*. Beirut.

Übersetzungen aus dem Deutschen ins Arabische:

- Ingeborg Bachmann (1995): *Das dreißigste Jahr*. Beirut.
- Christa Wolf (1996): *Kassandra*. Beirut.
- Angela Grünert (1999): *Der längste Weg heißt Frieden*. Beirut.
- Christa Wolf (2001): *Medea*. Stimmen. Beirut.
- Christa Wichterich (2002): *Die globalisierte Frau*. Beirut.
- Gotthold Ephraim Lessing (2002): *Philotas*. Berlin.
- Emilie Reute (2002): *Memoiren einer arabischen Prinzessin*. Beirut.
- Uwe Timm (2003): *Am Beispiel meines Bruders (Auszug)*. Litrix.de.

- Markus Werner (2007): Am Hang. Beirut.
- Josef von Ess (2008): Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert. Bd 1. Beirut.

Najem Wali, geboren 1956 in Basra/Irak, hat in Bagdad Deutsche Literatur studiert. 1980 flüchtete er nach Ausbruch des Iran-Irak-Kriegs nach Deutschland. Heute lebt Wali als freier Schriftsteller und Journalist in Berlin. Er ist Kulturkorrespondent der bedeutendsten arabischen Tageszeitung *Al-Hayat* und schreibt regelmäßig u.a. für die *Süddeutsche Zeitung*, die *Neue Zürcher Zeitung* und *Die Zeit*. Für seinen Roman *Bagdad Marlboro* wurde er 2014 mit dem *Bruno-Kreisky-Preis* ausgezeichnet.

Werke:

- (1989): Der Krieg im Vergnügungsviertel. Roman. Aus dem Arab. v. Jürgen Paul. Hamburg.
- (1990): Hier in dieser fernen Stadt. Roman. Aus dem Arab. v. Thomas Schade. Hamburg.
- (1997): Ein Ort Namens Kumait. Die Geschichte einer Beschneidung. Roman. Kairo.
- (2004): Die Reise nach Tell al-Lahm. Roman. Aus dem Arab. v. Imke Ahlf-Wien. München.
- (2008): Jussifs Gesichter. Roman aus der Mekka-Bar. Aus dem Arab. v. Imke Ahlf-Wien. München.
- (2009): Reise in das Herz des Feindes. Ein Iraker in Israel. Roman. Aus dem Arab. v. Imke Ahlf-Wien. München.
- (2011): Engel des Südens. Roman. Aus dem Arab. v. Imke Ahlf-Wien. München.
- (2014): Bagdad Marlboro. Roman. Aus dem Arab. v. Hartmut Fähnrich. München.
- (2015): Bagdad. Erinnerungen an eine Weltstadt. Roman. Aus dem Arab. v. Hartmut Fähnrich. München.

LITERATUR

- Ash-Shibibi, Jamil (o.J.): Identitätsproblem im zeitgenössischen irakischen Roman. Identitätssuche in einem versunkenen Land; online unter: <http://www.ahewar.org/> [Stand: 1.4.2020].
- Haddad, Lutfi (2004): Ontologie der zeitgenössischen arabischen Exilliteratur. Beirut.
- Hessenland, Frank (2006): Literatur und Krieg. Treffen von irakischen Exil-Schriftstellern in Berlin. In: deutschlandfunk.de, 26. Februar 2006; online unter: https://www.deutschlandfunk.de/literatur-und-krieg.691.de.html?dram:article_id=49445 [Stand: 1.4.2020].

- Ibrahim, Abdullah (2009): Zum Exil und irakischer Exilliteratur. In: Al-Ra'i Zeitung v. 12. März 2009.
- Löffler, Sigrid (2014): Erzählen vom unerzählbaren Inferno. Ein Iraker und ein US-Amerikaner kämpfen mit dem eigenen Schuldbewusstsein. In seinem großen Kriegsroman »Bagdad Marlboro« schaut Najem Wali auf ein tiefes Trauma. In: Salzburger Nachrichten v. 5. April 2014.
- Thiab, Safa'a (2014): Die Verwandlung des irakischen Romans und die Wende. In: Al-Sabah Zeitung v. 14. Januar 2014.
- Tuckermann, Anja (Hg.; 1989): In die Flucht geschlagen. Geschichten aus dem bundesdeutschen Asyl. Frankfurt a.M.

Rezensionen

Eszter Pabis: Literarische Grenzgänge. Dimensionen der Fremdheit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur der Schweiz

Wien: Praesens 2017 – ISBN 978-3-7069-0930-3 – 28,00 €

Im abschließenden Kapitel ihrer ersten Monografie, *Die Schweiz als Erzählung. Nationale und narrative Identitätskonstruktionen in Max Frischs Stiller, Wilhelm Tell für die Schule und Dienstbüchlein* (2010), bespricht Eszter Pabis diverse theoretische Ansätze und Konzepte (u.a. eine »Ästhetik der Differenz« und die literaturwissenschaftliche Xenologie), die von der strukturellen Analogie ästhetischer und kultureller Erfahrungen ausgehend den Beitrag der Literatur zur Konstruktion von Alterität und Zugehörigkeit fokussieren. In dem vorliegenden Buch, *Literarische Grenzgänge. Dimensionen der Fremdheit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur der Schweiz*, berücksichtigt Pabis ebenfalls die Interdependenz zwischen ästhetischen Verfahren und der transkulturellen Konstellation sowie die Thematik der Grenzgängerschaft und die besondere Sprachlichkeit des grenzüberschreitenden Schreibens. Dadurch leistet der Band einen Beitrag zur Diskussion um Zusammenhänge zwischen sprachlich-ästhetischer und migrationsbedingter Verfremdung und Polyphonie, welche eine neue Kontextualisierung des Schaffens zeitgenössischer und klassischer Autorinnen und Autoren ermöglicht.

Die zehn Beiträge des Bandes – größtenteils narratologische Untersuchungen zu Prosatexten jüngerer Autoren und Autorinnen aus der Deutsch-

schweiz – sind vielfältig, aber systematisch ausgerichtet. Die einführenden Theoriekapitel problematisieren neuere Beschreibungs- und Interpretationsmodelle der transnationalen, postkolonialen oder polyphonen Schweizer Literatur und jene Grundbegriffe (vor allem aus der Xenologie), die für die Textanalysen erkenntnisleitend sind, so u.a. Fremdverstehen, Verfremdung, Grenzüberschreitung oder Dialogizität. Die anschließenden Textanalysen behandeln unterschiedliche literarische Spielarten der Fremdheit und widmen sich je einem repräsentativen Werk – mit Ausnahme der Kapitel drei und sechs, die mehrere Grenzgängergeschichten bzw. beinahe das ganze Œuvre Max Frischs überblicken. Als Fazit werden in der Arbeit auch weiterführende Forschungspotentiale aufgezeigt. Zum analysierten Textkorpus gehören neben vielrezipierten Texten von bereits kanonisierten Autoren (wie Max Frisch, Hermann Burger, Urs Widmer oder Markus Werner) auch Erzähltexte jüngerer bzw. eingewanderter Autorinnen und Autoren (Martin R. Dean, Angelika Overath oder Melinda Nadj-Abonji). Es lässt sich zwar bezweifeln, ob die Auswahl repräsentativ ist, in der Zusammenstellung der Beiträge spiegelt sich aber auf jeden Fall die Diversität und Komplexität des Gegenstandes. Im Folgenden werden die Einzeltextstudien nicht der Reihenfolge oder

der Relevanz nach kurz vorgestellt, sondern von zentralen Grundbegriffen und Problemfeldern ausgehend, welche narratologische Zusammenhänge zwischen kulturellen und ästhetischen Alteritätsphänomenen und Fremdheitserfahrungen betreffen und eine Engführung textnaher Interpretation und theoretischer Fragestellungen ermöglichen.

Erstens erweisen sich die Begriffe der Grenze und Grenzüberschreitung für Pabis als aufschlussreich, um die Problematik der Fremde und Verfremdung als paradigmatische Merkmale literarischer Texte mit weiteren Alteritätsphänomenen zu verbinden und Einsichten aus der Xenologie in der literarischen Textanalyse produktiv einzusetzen. In Anlehnung an bekannte Thesen von Bhabha, Waldenfelds, Foucault und Iser beschreibt Pabis Grenzzonen als grundsätzlich ambivalent, dialektisch, hybrid und transitorisch: Sie machen die diskursive Konstruiertheit und die Kontingenz der Grenzziehungen generell erkennbar. Grenzen verfügen, so Pabis, auch über eine anthropologische Dimension und sie gehören zu den Grundkategorien der Literatur(-wissenschaft) und Ästhetik. Die narratologischen Strukturen, die Sprache und Metaphorik der Texte Nadj-Abonjis (*Tauben fliegen auf*, 2010) und Ilma Rakusas (*Mehr Meer*, 2009) modellieren beispielsweise die permanente Verschiebung und Vermischung von Identitätskonstruktionen und Bedeutungen und inszenieren außerdem nicht nur die Grenzüberschreitung als räumliche oder politische Erfahrung, sondern auch Übergangserlebnisse, Grenzzonen und Schwellenerfahrungen wie Sexualität, Tod oder Krankheit.

Angelika Overaths *Flughafenfische* (2009) ist zwar weder ein Migrationsroman noch ein Reiseroman, aber auf jeden Fall ein Transit-Narrativ, dessen einziger Handlungsschauplatz ein Flughafen ist, d.h. ein Schwellenort oder ein exemplarischer Nichtort im Sinne Augés. Pabis gewährt einen Einblick in die paradoxen Strukturen des palimpsestähnlich überlagerten Nichtortes (so u.a. in die Dynamik der Fortbewegung bzw. Deplatziertheit und der Statik bzw. der Uniformisierung im Verkehrs- und Konsumraum) und verbindet diese mit dem Textraum des Romans, der sich durch komplizierte intra- und intertextuelle Verweisstrukturen auszeichnet und letztendlich auch das komplexe Verhältnis zwischen Text, Raum und Wahrnehmung thematisiert. Pabis kommt in der textnahen Analyse zu dem Schluss, dass der Roman auf räumlichen Ordnungen und Strukturen aufbaut und sich dem beschriebenen Aquarium analog verhält: *Flughafenfische* liest sich damit als ein Text über den Raum.

Die Deutungsansätze des Postkolonialismus bezieht Pabis auf das latente Weiterwirken hegemonialer Diskurse und das Fortleben ethnozentrischer Einstellungen und asymmetrischer Machtverhältnisse. Urs Widmers *Im Kongo* (1996) wird als Gesellschaftssatire und Erinnerungsroman interpretiert, in dem koloniale Gewaltexzesse, die Schweizer Kriegsvergangenheit und Alltagsrassismen in der Migrationsgesellschaft in einer magisch-realistischen Schreibweise aufeinander bezogen werden. Die Verknüpfungen kolonialer und postkolonialer Gewalterfahrungen, die Auswirkungen his-

torischer Traumata, ihre Medialität und Erzählweisen werden in Martin R. Deans Roman *Meine Väter* (2003) ähnlich thematisiert und narratologisch modelliert. Das »Vaterbuch« problematisiert die (u.a. intermedialen) Zusammenhänge zwischen struktureller, symbolischer oder konkreter Gewalt, ästhetischer Tätigkeit und geschichtlicher Spurensuche und illustriert damit das nachkoloniale Fortbestehen von sexuellen oder patriarchalen Gewaltstrukturen.

Die Fremdheit bzw. die inner-sprachliche Polyphonie von sprachlich hybriden Textstellen ist zentral für die meisten Textanalysen, insbesondere für die Interpretation der Perspektiven- und Stimmenvielfalt in Beat Sterchis Roman *Blösch* (1983), in dem kulturelle Grenzerfahrungen (Geburt, Leben, Tod) und der chiasmatische Charakter der Selbst- und Fremderfahrung in einem besonderen Kontext behandelt werden: Die Analogie von Mensch und Tier manifestiert sich in der Sprachlosigkeit der Figur des Fremden und prägt den narrativen Diskurs als Parallele zwischen Menschen- und Tierkörpern und dem Sprachkörper des Romans: Demontage und Subversion bestimmen sowohl im konkreten Sinn die Handlung und die Thematik (der Schauplatz ist ein Schlachthof, die Protagonisten sind eine Kuh und ein Gastarbeiter) als auch die Sprache und Narrativik.

Die unauflösbare Fremdheit des Fremdwortes entlarvt in Hermann Burgers Brief erzählung *Diabelli, Prestidigitateur* (1979) die Kontingenz, die Selbstreferenzialität, die Künstlichkeit und Simulierbarkeit von Sprache und Identität. Die konstitutive Rolle der radikalen sprachlichen Fremd-

heit interpretiert Pabis im Kontext der Ambivalenz von Auflösung und Vervielfältigung des Subjekts, welche thematische Leitmotive des Textes sind (Diabellis Zauberkunst zielt auf Selbstauflösung und Selbstvervielfältigung) und auch die Position und Konstituierung des Erzählers und des (postmodernen) Subjektes kennzeichnen. An diesem Punkt zeigt sich nicht nur die Relevanz der Analyse-kategorien der Redevielfalt, der Mehr- und Fremdsprachigkeit und der sprachlichen Hybridisierung für die Interpretation literarischer Texte und kultureller Identitätskonstruktionen, sondern auch, welche weiterführenden Perspektiven die vorgelegte Arbeit eröffnet. Die Untersuchung ließe sich nämlich produktiv auf Texte erweitern, die die mediale Diglossie literarisch reflektieren, d.h. mit einer Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden im Spannungsfeld von Mundart und Schriftsprache operieren.

Das Kapitel über die Dimensionen der Fremdheit in Max Frischs Werk stützt sich größtenteils auf die Interpretationen in der *Schweiz als Erzählung* (2010), diese werden aber ergänzt bzw. aus einer neuen Perspektive betrachtet durch eine Fokussierung auf den Zusammenhang zwischen Befremdung und Bildnisverbot, Fremderfahrung und Identitätskonstruktion durch Befreiung aus festgelegten Rollen. Die Analyse des *Stiller* (1954) behandelt die Interdependenz von persönlicher und nationaler Identität sowie den Zusammenhang zwischen Reise- und Fremdheitserfahrungen und Identitätskonstruktion. In *Homo faber* (1957) stehen ebenfalls Transitsituationen im Mittelpunkt bzw. die innersprachliche Polyphonie des Ro-

mans, die eine Interdependenz von Bildnis und Sprache, von ästhetischen und kulturellen Fremdheitserfahrungen vermittelt. Auch das Drama *Andorra* (1961) zeigt den Zusammenhang zwischen Sprache, Bildnis und Identität sowie die fatalen Konsequenzen der antisemitischen Bildnismacherei auf. In der Umdichtung des Schweizer Gründungsmythos in *Wilhelm Tell für die Schule* (1970) verschränken sich die Fremdheitserfahrungen des Protagonisten mit der parodistisch verfremdeten Rhetorik nationaler Identitätsbildung: Die Relevanz der Intertexte und die rhetorischen Verfahren der Satire gehören aber auch zu jenen Aspekten der Fremdheit, welche die Wechselwirkung ästhetischer und kultureller Alteritätsphänomene illustrieren.

Alle im Band besprochenen Texte verfügen auch über eine gedächtnistheoretische Relevanz. *Der ägyptische Heinrich* und *Im Kongo* leisten einen Beitrag zur Diskussion um die Schweizer Vergangenheitsbewältigung und die Migrationsromane, die ähnlich wie Nadj-Abonjis interkultureller Familienroman *Tauben fliegen auf* grenzüberschreitende

Bewegungen zwischen Ostmitteleuropa und dem Westen beschreiben, gewähren einen Einblick in die Verschränkungen von Erinnerungskultur, Geschichtspolitik und kulturellem Gedächtnis in westlichen und in postkommunistischen Gesellschaften. In diesem Kontext ließen sich weitere Grenzängergeschichten (z.B. von deutsch-ungarischen Autorinnen) auf Verflechtungen zwischen Schreibstrategien und migratorischen Identitätsmustern hin untersuchen.

Ein Verdienst des Bandes ist es, dass er nebst der Neueinordnung bzw. Neuinterpretation des Schaffens Deutschschweizer Autorinnen und Autoren die Relevanz der Ansätze aus der Xenologie für die Literaturanalyse beleuchtet. Damit erweisen sich die *Literarischen Grenzgänge* als eine anregende Lektüre nicht nur für Germanisten bzw. Erforscherinnen der Schweizer Literatur und Kultur, sondern auch für alle, die aktuelle Fragen der Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in einer transnationalen Perspektive verstehen möchten.

Anett Szegvölgyi-Pócsik

Birgit Huemer, Eve Lejot, Katrien L. B. Deroey (Hg.): Academic writing across languages: multilingual and contrastive approaches in higher education. L'écriture académique à travers les langues: approches multilingues et contrastives dans l'enseignement supérieur. Wissenschaftliches Schreiben sprachübergreifend: mehrsprachige und kontrastive Ansätze in der Hochschulbildung

Wien: Böhlau Verlag 2019 – ISBN: 978-3-205-20705-4 – 37,99 €

In dem Sammelband werden Ansätze zum wissenschaftlichen Schreiben in verschiedenen Sprachen als wichtige Aspekte von Hochschulbildung disku-

tiert. Das Buch ist aus dem gleichnamigen Symposium hervorgegangen, das 2016 an der Universität Luxemburg stattfand. Gleichzeitig handelt

es sich dabei um den ersten Band der neu gegründeten Reihe *Schreibwissenschaft*, die von der Gesellschaft für wissenschaftliches Schreiben (GewissS) herausgegeben wird.

Der Sammelband enthält zwölf Beiträge in drei Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch), die in folgende vier Teile gegliedert sind: didaktische Herangehensweisen (›Teaching approaches‹), sprachliche Merkmale (›Linguistic features‹), Schreibpraktiken (›Writing practices‹) und eine Zusammenführung der Ergebnisse sowohl des Symposiums als auch der Beiträge des Sammelbands.

Hu eröffnet das Vorwort mit der Aussage, dass Wissenschaft global betrachtet schon immer mehrsprachig war. Sie beschreibt den wachsenden Druck und die rasanten Veränderungen, denen die heutigen Hochschulen als Orte der Forschung und der Lehre unterliegen. Dabei geht sie auch auf die Rolle des Englischen als *Lingua franca* ein und schließt damit, dass wissenschaftliches Schreiben »hochgradig komplex, normativ und politisch« (11) ist.

Huemer gibt in der Einleitung einen knappen, jedoch umfassenden Überblick über die Forschungsentwicklung, die den Beiträgen des Sammelbands zugrunde liegt. Sie stellt Untersuchungen der kontrastiven und interkulturellen Rhetorik vor und benennt sprachvergleichende Studien. Dabei unterteilt sie Letztere in drei Gruppen: 1. Studien, die englische Texte von SchreiberInnen mit Englisch als Erstsprache und SchreiberInnen mit Englisch als Fremd- oder Zweitsprache vergleichend untersuchen, 2. sprachvergleichende Studien, bei denen eine der untersuchten Sprachen

nicht Englisch ist, und 3. sprachvergleichende Studien, bei denen beide der untersuchten Sprachen nicht Englisch sind. Bei dieser Überblicksdarstellung berücksichtigt Huemer außerdem nicht nur Forschungsansätze aus dem europäischen Raum, sondern auch aus Asien und dem Nahen Osten.

Im Weiteren setzt sich Huemer kritisch mit der Sprachnutzung im Hochschulkontext auseinander. Sie hält fest, dass durch die Rolle des Englischen als *Lingua franca* andere Sprachen und die daran geknüpften kulturellen Diskurse marginalisiert werden. Gleichzeitig werden dadurch nicht nur der Hochschulkontext und damit die Lehre und wissenschaftliche Karrieren beeinflusst, sondern ebenso der wissenschaftliche Publikationsbetrieb.

Im ersten Beitrag des Teils, *didaktische Herangehensweisen*, gibt Donahue zunächst einen Überblick über die Forschung der letzten 50 Jahre zum Thema ›Schreiben‹ aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Ziel ist keine neue Schreibpädagogik, sondern die Forderung nach einer Neubetrachtung und Neubewertung bestehender Vorstellungen zum wissenschaftlichen Schreiben und der daraus resultierenden Pädagogik. Anhand der Konzepte ›Translingualität‹, ›Multikompetenz‹ und ›Heteroglossie‹ macht die Autorin deutlich, dass im heutigen Kontext die (Schreib-)Anforderungen an Studierende wechselnd sind und ihr Können daher flexibel und anpassbar sein muss. Donahue hält fest, dass wissenschaftliches Schreiben besonders eine Übertragbarkeit, also Wiederverwendung und Anpassung des Sprach- und Diskurswissens, an unterschiedliche Kontexte erfordert.

Im zweiten, praktisch ausgerichteten Beitrag stellen Kuitunen und Carolan ein konkretes Konzept für die fachinterne Vermittlung des wissenschaftlichen Schreibens am Beispiel des Fachs Geschichte vor. Dabei gehen die AutorInnen zunächst auf die besondere Sprachsituation in Finnland ein, die aus zwei Amtssprachen (Finnisch und Schwedisch) resultiert. Kuitunen und Carolan präsentieren in ihrem Beitrag das Programm *language and communication studies*, das Studierende in die mündlichen und schriftlichen Praktiken des wissenschaftlichen Schreibens einführt und auf recht abstrakte Lernziele ausgerichtet ist. Darüber hinaus wird das Feedback Studierender zu diesem Programm vorgestellt.

Gegenstand des dritten Beitrags sind Heckenausdrücke und ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Kommunikation. Vold vergleicht Studien zu Heckenausdrücken und stellt erhebliche kulturelle Unterschiede in ihrer Verwendung fest. Daraus resultierend fragt Vold nach einem passenden didaktischen Ansatz für wissenschaftliche Schreibkurse zur Vermittlung von Heckenausdrücken. Sie wägt die Bildung gruppenspezifischer Vermittlungsmethoden gegen einen plurilingualen Ansatz ab und spricht sich für Letzteren aus.

Im ersten Beitrag des zweiten Teils, *sprachliche Merkmale*, stellt Gardner das Korpus *British Academic Written English* (BAWE) vor. Im BAWE-Korpus sind Texte Studierender aus 300 Studiengängen enthalten, die sowohl unterschiedliche Textsorten (z.B. Essays oder Forschungsberichte) umfassen als auch aus unterschiedlichen Studienphasen (erstes bis viertes Stu-

dienjahr) stammen. Gardner benennt Studien, die dieses Korpus für sprachvergleichende Analysen verwendet haben, und präsentiert insbesondere mehrere Untersuchungen, die BAWE für einen Sprachvergleich des wissenschaftlichen Schreibens von chinesischen und englischen SchreiberInnen nutzen. Der Beitrag schließt mit Hinweisen auf das Forschungspotential des Korpus. Zudem werden die Befunde des Sprachvergleichs als Liste von Empfehlungen für die Didaktik des wissenschaftlichen Schreibens zusammengefasst.

Thielmann untersucht im fünften Beitrag die grammatische Zusammensetzung des Passivs im Englischen und Deutschen ausgehend davon, dass diese Form in wissenschaftlichen Texten primär als Möglichkeit der Agensunterdrückung betrachtet wird. Er macht deutlich, dass unser heutiges Verständnis einen sehr offenen Passivbegriff beinhaltet. Für die weitere Analyse begrenzt Thielmann das Passiv auf die entsprechenden Komponenten *to be + past participle* und *sein* bzw. *werden + Partizip II* und zeigt auf, dass das Passiv ebenso zur thematischen Strukturierung wie zur Leserführung genutzt werden kann. Darüber hinaus weist er darauf hin, dass zwischen dem deutschen und dem englischen Passiv durchaus ein Unterschied sowohl grammatischer als auch funktionaler Art besteht.

Im sechsten Beitrag ist der ›Literaturüberblick‹ als Teiltext wissenschaftlicher Texte Gegenstand der Untersuchung. Hierfür haben Deroey, Huemer und Lejot zwölf Abschlussarbeiten in den Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch von Masterstudierenden der Universität Luxem-

burg analysiert. Diese Untersuchung ergab drei Elemente (Bericht, Diskussion und Textorganisation), die abhängig von der Sprache mit unterschiedlicher Häufigkeit auftraten. Ausgehend von den Befunden zeigen die Autorinnen Möglichkeiten eines mehrsprachigen Schreibkurses auf und benennen dessen Vorteile.

Eine Besonderheit dieses Beitrags besteht darin, dass alle Überschriften zwar auf Englisch, zwei Drittel des Textes jedoch auf Französisch und Deutsch geschrieben sind. Der im Vorwort erwähnte »kulturell und sprachlich hybrid[e] Mikrokosmos« (u), die Universität Luxemburg, wird in diesem Beitrag lebhaft veranschaulicht.

Dengscherz stellt im siebten Beitrag des Sammelbands vor, wie Sprachrepertoires und Sprachbiografien das Schreiben beeinflussen und wie im Schreibprozess mehrere Sprachen Anwendung finden können. Die Daten stammen aus dem Projekt PROSIMS (»Strategien und Routinen für professionelles Schreiben in mehreren Sprachen«) der Universität Wien zur Entwicklung einer Theorie mehrsprachigen Schreibens.

In der Analyse unterscheidet Dengscherz zwischen heuristischen und rhetorischen Anforderungen an das Schreiben. Anhand von zwei Fallbeispielen legt sie offen, dass SchreiberInnen individuell unterschiedliche Strategien nutzen, um ihre verschiedenen Sprachen einzubeziehen. Sie hält jedoch trotzdem einige übereinstimmende Tendenzen fest. So werden mehrere Sprachen beim inhaltsbezogenen Nachdenken (heuristische Anforderungen) genutzt, während das Formulieren hauptsächlich in der Zielsprache des Textes abläuft (rhetorische

Anforderungen). Im Formulierungsprozess können, so Dengscherz, mehrere Sprachen zur Wortschatzkomensation verwendet werden. Dengscherz hält fest, dass die Nutzung von Sprachen durch sowohl situative Faktoren als auch individuelle Zugänge beeinflusst wird.

Im achten Beitrag setzt sich Rheindorf mit der Autorpositionierung auseinander. Diese dient zum Aufbau von Autorität, Integrität und Glaubwürdigkeit des/der VerfasserIn selbst, so Rheindorf, und wird i.d.R. durch spezifische sprachliche Mittel mit feinen Abstufungen aufgebaut. Ausgehend von bestehenden Studien zeigt Rheindorf die Schwierigkeit der Autorpositionierung am Beispiel österreichischer AbsolventInnen mit Deutsch als L₁ und Englisch als L₂, die Schwierigkeiten bei der Autorpositionierung im Englischen aufweisen. Anhand von Daten aus insgesamt 52 Kursen zum wissenschaftlichen Schreiben zeigt Rheindorf mithilfe von Verben zur (Rede-)Wiedergabe die Notwendigkeit, Studierende für die einzelnen Positionsabstufungen zu sensibilisieren.

Giannoutsou untersucht im neunten Beitrag, welchen Einfluss Mobilität, der globale Austausch und das Englische als Lingua franca auf die Arbeit von WissenschaftlerInnen haben. Hierfür führt sie teilstrukturiertere narrative Interviews mit 17 WissenschaftlerInnen der Universität Hamburg durch und hält fest, dass die Befragten einen starken Druck spüren, sich im Englischen zu profilieren. Außerdem bedeutet mehrsprachiges Schreiben für die Probanden vorrangig Schreiben in ihrer Muttersprache und im Englischen. Damit hat

das Englische als Berufssprache (*professional English*) erheblichen Einfluss auf die Sprachenpolitik, die alltäglichen Abläufe und die Hierarchien der Hochschule und damit auf die Wissenschafts- und Lehrpraxis.

Der erste Beitrag des vierten Teils ist m.E. ein besonderer Text. Deroey fasst die Kernaussagen der Podiumsdiskussion zusammen, die im Rahmen des Symposiums 2016 stattfand. In der Verschriftlichung hält Deroey nicht nur die Aussagen selbst fest, sondern berücksichtigt auch, welche/welcher TeilnehmerIn die Aussage gemacht hat. Im Rahmen der Podiumsdiskussion wurden hochaktuelle Themen besprochen: die Ausgangslage an den Hochschulen im Umgang mit Mehrsprachigkeit, das Wissen um mehrsprachige Schreibprozesse und die daraus resultierenden didaktischen Implikationen ebenso wie Forschungsmöglichkeiten. Der Beitrag schließt mit vier Kernaussagen zur akademischen Schreibforschung und Lehre.

Redder knüpft im elften Beitrag an die Podiumsdiskussion an. Sie geht darauf ein, dass die diverse Mehrsprachigkeit der AkteurInnen für die akademische Bildung ausgeschöpft werden sollte. Damit stellt Redder das Englische als Lingua franca in Frage und argumentiert für eine komparative und mehrsprachige Wissenschaftsbildung, die durch die Einrichtung eines »Zentrum[s] für die Komparatistik der Wissenschaftskommunikation« (261) entsprechende hochschul- und wirtschaftspolitische Maßnahmen finden soll.

Der Band schließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse aller Beiträge. Lejot gliedert diesen Text in

drei Teilabschnitte. Sie beschreibt zunächst beispielhaft einzelne Projekte, die Mehrsprachigkeit erforschen und sich mit der Vermittlung von Sprachen im Hochschulkontext beschäftigen. Anschließend bewertet Lejot die Beiträge des Bandes und stellt einerseits fest, dass wissenschaftliche Studien unterschiedlicher Sprachen mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufweisen und andererseits die Bedeutung von Nuancen zwischen den Sprachen von den linguistischen Studien des Bandes betont wird.

Weiter macht Lejot Vorschläge für weiterführende Forschung und gibt dabei einige positive Beispiele aus dem studentischen Tandemlernen. Der Beitrag schließt mit dem Hinweis, dass nicht nur ein Vergleich zwischen den Sprachen wichtig ist, sondern ebenso der interdisziplinäre Vergleich innerhalb einer Sprache berücksichtigt werden sollte.

Der Sammelband ist nicht nur inhaltlich gründlich redigiert. Auch äußerlich handelt es sich um ein wertig präsentiertes Buch. Die drei Sprachen des Titels sind jeweils unterschiedlich hervorgehoben. Dabei fällt das Englische durch Fettmarkierung besonders auf und knüpft so an eine inhaltliche Aussage an: die zentrale Stellung des Englischen in der Wissenschaft. Die Mehrsprachigkeit wird zudem durch einen bereits auf dem Buchcover im abgebildeten Vierfarbkugelschreiber verkörpert, der als Metapher für einen Menschen (der Kugelschreiber) mit unterschiedlichen Sprachkenntnissen (Farben) betrachtet werden kann. Ein kleines Detail, dass ebenfalls zum positiven Gesamteindruck beiträgt, sind die unterschiedlichen Perspektiven auf den Stift. Er ist aus insgesamt drei

Blickwinkeln sichtbar, wenn man das Buch aufschlägt und den Einband von außen als Ganzes betrachtet.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Sammelband nicht nur theoretische Betrachtungen und praktische Ansätze verbindet, sondern auch die Bandbreite schreibwissenschaftlicher Forschung sprachenübergreifend abdeckt. Damit bietet er sowohl einen Einstieg in die Thematik des mehrsprachigen akademischen Schreibens als auch neue Gedanken und Ansätze für ForscherInnen des Felds. Das Versprechen des Einbands,

»eine Bereicherung für das wissenschaftliche Schreiben in mehrsprachiger Umgebung« zu sein, wird eingelöst, wobei m.E. nicht nur die Beiträge eine Bereicherung sind, sondern auch der Gesamteindruck, der sich zum positiven Vorbild eines Sammelbands zusammensetzt, der ganzheitlich, durchdacht und mehrsprachig ist. Damit bildet das Buch einen gelungenen Auftakt für die vielversprechende, zukunftsweisende Reihe *Schreibwissenschaft*.

Anna Tilmans

Walter Fähnders: Projekt Avantgarde. Avantgardebegriff und avantgardistischer Künstler, Manifeste und avantgardistische Arbeit

Bielefeld: Aisthesis 2019 – ISBN 978-3-8498-1310-9 – 19,80 €

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts jähren sich die Jubiläen der Avantgarde. Walter Fähnders hat nun einen *Projekt Avantgarde* betitelten Band vorgelegt, der nicht nur seine bisherigen Forschungen miteinander vernetzt, sondern zudem eine zuverlässige Basis für die Arbeit mit und an der historischen Avantgarde liefert.

Eine Reihe von Jubiläen haben in den letzten Jahren die Erinnerung an die europäischen Avantgarden aktualisiert, so z.B. das Dada-Jubiläum 2016.¹ Doch schon zuvor wurde im *Centenaire*² europaweit an den Ersten Welt-

krieg erinnert. Keine konzertierte Erinnerung gab es in Deutschland, nur in Nordrhein-Westfalen stellte das umfangreiche Verbundprojekt »1914 – Mitten in Europa« Fragen an die Geschichte des Ersten Weltkriegs. Die Auftaktkonferenz dieses Projektes im September 2013 war mit *Aggression und Avantgarde* betitelt. Das Begriffspaar lässt natürlich zunächst an die Anfänge der Begriffsgeschichte im Militärischen denken – Avantgarde als

bundenen Vermittlungskonzepte 2014. Wikipedia verzeichnet einen Eintrag über die europäischen Ereignisse zum *Centenaire*, allerdings ohne das deutschlandweit einzigartige Verbundprojekt »1914 – Mitten in Europa« des Landschaftsverbands Rheinland, vgl. online unter: https://en.wikipedia.org/wiki/First_World_War_centenary [Stand: 1.4.2020].

1 | Vgl. online unter: <http://www.dada100zuerich2016.ch/> [Stand: 1.4.2020].

2 | Unter www.centenaire.org informiert die *République Française* über die Maßnahmen der Erinnerung und Erforschung des Ersten Weltkriegs sowie die damit ver-

Vorhut. Darüber hinaus stellt der Herausgeber des Konferenzbandes, Thomas Schleper, damit erstens eine Matrix zum Verständnis der Ambivalenz 1914 bereit, die nicht im Narrativ der Zerstörung endet, sondern das Potential der Hoffnung weiterhin befragbar macht: »als Grundwiderspruch einer Epoche [...], deren Janusköpfigkeit bzw. Paradoxie schon hinlänglich nachgewiesen und besprochen wurde.« (Schleper 2014a: 16)³ Und zweitens bietet er damit ein Denkmodell an, mit dem die gegenwärtigen Aufgaben dieser Erinnerungsarbeit in den verantwortlichen Institutionen vom Museum bis zum Schulunterricht (und nicht zuletzt auch in der universitären Lehre) reflektiert werden können. Das Spannungsfeld, das das Begriffspaar zwischen Krieg und Utopie, zwischen Untergang und ästhetischer Progression entwickelt, lässt nicht zuletzt über die Adressat*innen dieses Bandes nachdenken. Denn das *Centenaire* war an vielen Orten als Gemeinschaftsprojekt angelegt, in dem die Erinnerungen Einzelner, die Forschung ganzer Institutionen, die Außenpolitik ebenso wie die bildenden und kulturpraktischen Institutionen einbezogen waren. Wer also versteht was unter Avantgarde? Oder anders gefragt: Wer braucht was von dem Begriff und wie lässt sich das Jubiläum zum Anlass nehmen, nicht nur zu erinnern, sondern auch zu gestalten?

Mit der Auseinandersetzung um das Gedenken an den Ersten Weltkrieg setzte 2014 ein Nachdenken über die nationale Direktion von Jubiläen und Kulturereignissen ein, die

2019 mit der Erinnerung an das Bauhaus auf der kulturproduktiven Ebene transnational und auf der politischen Ebene durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie die Kulturstiftung des Bundes weitergeführt wurde. In der Zusammenführung von Kunst und Leben, der Formel für Avantgarde schlechthin, wie sie im Rahmen der Jubiläen zum Ersten Weltkrieg, zum Dadaismus und zum Bauhaus interdisziplinär, transinstitutionell und transnational versucht wurde, gewinnt der Begriff der Avantgarde an Relevanz. Mehr noch: Die Avantgardejubiläen verbinden die langjährige Ausstellungsgeschichte des Begriffs mit der Frage nach seiner aktuellen Wirksamkeit und den Aufgaben, die dies an die Kulturinstitutionen in Politik, Kunst- und Literaturbetrieb, Vereinsarbeit, Förderung etc. stellt. Ermöglicht haben das erneute Nachdenken über die Geschichten der Avantgarden nicht zuletzt die Forschungen von Walter Fähnders – u.a. in Kooperation mit Hubert van den Bergh oder als langjähriges Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt – zu den Themenfeldern Avantgarde, Manifest und Arbeit, die er in dem hier besprochenen Band zusammenführt.

Walter Fähnders' *Projekt Avantgarde* ist im Bauhausjahr 2019 bei Aisthesis in der von ihm zusammen mit Walter Delabar und Dieter Heimböckel herausgegebenen Reihe *Moderne Studien* erschienen. Dabei ist gleich festzustellen, dass sich die Kernelemente des Bandes aus bereits publizierten Texten Walter Fähnders' zusammensetzen, dass also der Ver-

3 | Vgl. ergänzend und erläuternd zur Einführung Schleper 2014b.

dienst des Bandes nicht nur in den Einzelstudien liegt, sondern in der Verbindung der bisher separaten Forschungsstränge zu einem Gesamtnarrativ *Avantgarde*, das insbesondere durch die Erweiterung der Perspektive auf Arbeit als Thema der Avantgarde neue Ansätze in einem bereits komplex und vielfältig besprochenen Forschungskontext auslotet.

Gut strukturiert und gut verständlich eignet sich der Band darüber hinaus auch als Einstieg in das Forschungsfeld verschiedener Disziplinen in der Lehre. Komparatistisch und intermedial angelegt, stellt Fähnders hierin einen Fundus historischer Ereignisse und Netzwerke der Avantgarden in Europa bereit. Ein Personenregister erleichtert die Recherche nach einzelnen Daten und Ereignissen. Auch wenn die methodischen Zugriffe durch die Begriffsdefinition und die Themen ›Künstler*in‹ und ›Arbeit‹ sowie die Textsorte ›Manifest‹ den Band strukturieren, so wird die Entwicklung der Avantgarde sowohl chronologisch als auch raumtheoretisch nachvollzogen. Besonders schön und in dem eher textorientierten Format des Bandes überraschend sind die hochwertigen Abbildungen, die die Publikation durchziehen und so einige reizvolle Archivfunde sichtbar machen. Allein die aktuellen Theorie-Debatten um den Begriff der Avantgarde und sein praktisches Wirkungspotential für das 21. Jahrhundert, wie es z.B. das Verbundprojekt »1914 – Mitten in Europa« in den Blick genommen hatte, bleiben ausgespart. Diese nachzuzeichnen ist aber auch nicht Ziel des Bandes, sondern:

neben einer kritischen Akzentuierung des Forschungsstandes die vielfältigen Stimmen der Avantgarde und ihrer Bewegungen zu präsentieren und den Blick erneut auf eine Bewegung zu richten, die sich vor mehr als einem Jahrhundert anschickte, von der Kunst aus die Welt zu verändern – wie anmaßend und utopisch, wie erfolgreich oder vergeblich oder nachhaltig auch immer. (7)

Und darin harmoniert er mit dem literaturhistorischen Programm der Reihe *Moderne-Studien*.

Als *Projekt Avantgarde* überschrieben, grenzt sich Fähnders' Ansatz einerseits vom Begriff der Theorie ab, wie sie Peter Bürger (vgl. 1974) in der deutschsprachigen und Renato Poggioli (vgl. 1968) in der französisch- und englischsprachigen Forschung eingeführt haben, und knüpft an Jürgen Habermas' *Projekt Moderne* an.

Was also ist *die Avantgarde*? Wie lässt sich ein Begriff fassen, der nicht nur, aber vornehmlich retrospektiv geprägt ist, mal epochal, mal strukturell auf Kunstbewegungen verweist und nachweislich nicht nur die künstlerische Utopie, sondern auch die kriegerische Offensive, wie im Futurismus, vertritt? Dazu gilt es zunächst, so Fähnders, den Avantgardebegriff aus seiner Phantomexistenz zwischen wissenschaftlich-theoretischer Unübersichtlichkeit, künstlerischer Weiterschreibung und medialer Omnipräsenz zu befreien. Der Autor rekonstruiert hierzu die vertraute Begriffs- und Wortgeschichte anhand von historischen Belegen aus Militär, Politik und Avantgarde. Was dabei zu

kurz kommt, ist die Hinterfragung der systemtheoretischen Implikationen von Begriffen wie Militär, Politik und Künsten und ihr konstruiertes sowie potentielles Verhältnis zueinander, auf das Jacques Rancière (vgl. 2004) im Kontext der Avantgarden hingewiesen hat. Das tut jedoch der eindrucksvollen zeitlichen Parallelität keinen Abbruch, die Fähnders beim Begriffstransfer in die europäischen Künste und darüber hinaus nachzeichnet. Dabei kommen eine Vielzahl reizvoller Lesetipps zutage, so z.B. der Band *Ismos* (1931) von Ramón Gómez de la Serna, der nicht weniger als zwei Dutzend Ismen präsentiert (vgl. 17) oder auch eine Serie von *Sozialistischen Flugblättern* aus der Feder Herwarth Waldens von 1919 (vgl. 135). Mit der Trias ›militärisch‹, ›politisch‹ und ›künstlerisch‹ unterlegt Fähnders dem Avantgardebegriff ein Gliederungssystem, das die Differenzierung zwischen den parallelen Bewegungen ermöglicht. Der Herausforderung zwischen retrospektiver Begriffskonstruktion und paralleler Weiterschreibung begegnet er, indem er erstens an einer Definition der avantgardistischen Kunstschaftenden (als Seher*innen, die räumlich exponiert einen weiteren Blick in Zukunft und Vergangenheit werfen) arbeitet, zweitens über die Ismen ein konzeptionelles Selbstverständnis der Avantgarden erstellt sowie dessen Dynamiken nachzeichnet und drittens das Verhältnis von Moderne und Avantgarde ausdifferenziert. Hier begegnen sich der Projektcharakter von Moderne und Avantgarde, doch wo Habermas mit dem Projekt Moderne die Arbeit an den noch nicht integrierten Potentialen der Vergangenheit meint,

wendet Fähnders im *Projekt Avantgarde* den Blick Richtung Zukunft und holt das Potential für die Gegenwart von dort: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit fallen in dieser Blickrichtung zusammen, was Fähnders wenig später als Präsentismus, das Präsentische, ausdifferenziert. Der Unterschied zwischen den Projekten liegt also in der zeitlichen Perspektivierung, dabei zeichnet das *Projekt* aus, dass es, mit Bezug auf Schlegels Igel-Fragment (vgl. Schlegel 1964: 47), den Kern einer Idee darstellt, die aber noch nicht weiter auf ihre Realitätskompetenz hin überprüft worden ist. In der Denkbewegung des Projekts Avantgarde ist dieses Fragment allerdings bereits behauptete oder auch gesetzte Realität, der fragmentarische Anteil ist die Neuheit oder auch die Irritation, die es auslöst. Das Nachdenken über die Möglichkeiten einer vierten Dimension, wie es Anfang des 20. Jahrhunderts sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Künsten stattfand, liefert die naturwissenschaftliche Basis für die Neupositionierung der Künste nicht als Proberaum für Ereignisse und Überlegungen, sondern als der Genese von Realitäten vorgeordnete Instanz: »Insofern zielt die Avantgarde gar nicht, jedenfalls nicht immer, auf ein Einholen des Zukünftigen, des Proklamierten in die Gegenwart, sondern definiert sich eben durch ein Sichsetzen als Realität.« (42)

Daran anschließend liegt die Frage nach der Position der Handelnden in diesem Konstrukt auf der Hand. Das Folgekapitel über Künstler*innen der Avantgarde greift dies auf. In dem Spagat zwischen »avantgardistischer Allmachtsphantasie« und »Selbstent-

hebung des Künstlers« (46) zeichnet Fährnders die Konstruktion des Künstler-Ichs im Gefolge der Subjektkrise, mit den Konzepten einer Selbstnobilitierung als Außenseiter*innen, Prophet*innen, Führer*innen und Seher*innen, hin zu einem wirkungsästhetischen Transfer des Kunstbegriffs auf den Prozess zwischen Werk und Rezipient*innen nach. Im Blick bleibt dabei stets das Verhältnis von Kunst und Politik, so schließt das Kapitel mit einer vergleichenden Darstellung der Avantgarde des italienischen Futurismus, in der ungarischen Räterepublik, im revolutionären Russland bis zur Absage an die avantgardistischen Künste im Stalinismus.

Das dritte Kapitel »Manifest und Manifestantismus« nimmt die Fäden Kunst und Politik erneut auf und greift zudem auf die Frage nach der Konstituierung eines semantischen Feldes ›Avantgarde‹ zwischen historischer Aneignung und retrospektiver Setzung zurück, indem es Gattungstheorie und -geschichte des Manifests als künstlerische Ausdrucksmittel befragt. Das umfasst einen Abschnitt zur Gattungsgeschichte, einen exemplarischen Blick auf das Gründungsmanifest des italienischen Futurismus, der mit der Publikationsgeschichte auch die poetologischen Prägungen Marinettis sichtbar macht, ebenso wie eine Typologie der avantgardistischen Textform schlechthin. Dabei, so Fährnders, ist das Besondere am avantgardistischen Manifestantismus nicht die Tatsache, dass »ein Künstler eine Programmklärung veröffentlicht« (117), sondern, dass er oder sie diese als ›Manifest‹ kennzeichnete. In der Moderne wandert das Nachdenken über die Kunst in das Werk hinein, die Kunst-

werke werden selbstreferentiell, die Literaturwissenschaft fasst diese Bewegung mit dem Begriff der Poetologie. Wie in einer Art Schnelldurchlauf gerät das Manifest zu dem Ausdrucksmittel der Avantgarden, das sich einer Grenzziehung zwischen Text und Bild verweigert und in der »Avantgardistische[n] Manifestkritik« (123) das Nachdenken über sich selbst als Kernkompetenz der Moderne integriert: »Der dadaistische Umgang mit dem Manifest hat aber eine weitere Dimension, die auf eine Unterminierung der Herrschaftsfunktion des Manifestes aus ist und als avantgardistische Selbstreflexion, auch Selbstkritik beim Umgang mit der neu eroberten Gattung gelten kann.« (123)

»Avantgarde und Arbeit« ist das letzte Kapitel überschrieben, eine Forschungsperspektive, die, sobald sie aufgeworfen ist, offensichtlich in der Befragung von Bewegungen erscheint, die sich dem Verhältnis von Kunst und Leben widmen. Der Ansatz ist jedoch neu. Möglicherweise ist es gerade der wirkungsästhetische Schwerpunkt der Avantgardeforschung, der diese Perspektive verhindert hat. Gemeint ist damit natürlich nicht die Verbindung der parallelen Arbeiterdichtung mit der Avantgarde, so Fährnders (vgl. 132). Die kritische Sichtung des Textmaterials von Julius Bab über Erich Mühsam bis zu Gustav Landauer zeigt, dass Arbeit zunächst als Negativ-Begriff genutzt wird: Der Arbeit wird in der Bohème die Faulheit als Verweigerung bürgerlicher Lebenspraxis gegenübergestellt. An die Politisierung durch die Novemberrevolution anschließend wird Arbeit im Expressionismus zunehmend zum Anlass, über eine Gleichwertigkeit von geistiger und körperlicher Ar-

beit nachzudenken: »Es geht Walden darum, das sich der Proletarier des Wertes und der Würde seiner Arbeit vergewissert. Eine ›geistige‹ Aufwertung der Arbeiter durch eine kulturell-künstlerische Praxis des Proletariats wird verworfen« (136). Auch in den dadaistischen Texten ist der Begriff ›Arbeit‹ präsent – als Assoziationsappell im Kontext dadaistischer »Indifferenz« (138) und im Anschluss an die Novemberrevolution in einem zunehmend politisierten Kontext. Die Futurist*innen wiederum manifestieren den Transfer von Arbeit in Kunst. Die *Arts-and-Crafts*-Bewegung wiederum adaptiert eine weitere Facette von Arbeit: das »Glück der freien Arbeit« (151; vgl. Vogeler 1919: 11), die »werktätige Arbeit« (155; vgl. Jung 1989: 127), die für die Verbindung von Sinn/Nutzen und Kunstwerk eintritt. Auch im Konstruktivismus ist ›Arbeit‹ präsent, indem das Selbstverständnis des Schaffenden durch das des Produzenten oder der Produzentin ergänzt wird. Ein weiterer Aspekt, den Fähnders hier einbringt und damit eine wichtige Verbindung zwischen den literatur- und kunstgeschichtlichen Disziplinen in der Avantgardeforschung herzustellen sucht, ist die Relevanz des Themas Arbeit in den Bereichen der Architektur, des Städtebaus, des Kunstgewerbes und Designs:

Insofern vermitteln avantgardistische Wohnsiedlungen, Fabrikenwürfe oder Alltagsgegenstände, zeigt die Konstruktion einer Rednertribüne, eines Arbeiterclubs oder eines Wohnraumes, um die sich Konstruktivisten, aber ja auch Expressionisten, Futuristen, Suprematisten u.a. gekümmert haben, ein sehr genaues Bild vom Projekt der Überfüh-

rung von Kunst in Leben. Eine Prämisse dafür war ein rundum positiv gefasster Arbeitsbegriff – deshalb ja auch der unbedingte Appell: ›Arbeitet!‹ (175)

Thomas Schleper hat in seinem Beitrag *Aggression und Avantgarde. Skizze zum gespaltenen Elan der Moderne* (vgl. 2014b) an den damals sehr bekannten Philosophen Henri Bergson erinnert, der in einer Denkbewegung, die sich gegen die »Metaphysik des qualitativ nicht reflektierten Wachstums« (ebd.: 466) richtet, auf die Mechanisierung des Lebens im Zuge der intellektuellen Dynamisierung aufmerksam gemacht hat. Arbeit als Thema der Avantgarde im Kontext von Lust und Frust, antibürgerlicher Distanzierung und künstlerischem Selbstverständnis bietet auch hier einen interessanten Anknüpfungspunkt. Fähnders' Reflexion über Anselm Ruests Stirner-Rezeption und die Ausdehnung des Arbeitsbegriffs – »Ich setze Dich mit Deiner Arbeit, will sagen: Deinem gesamten Tun und Schaffen und Hervorbringen, dessen Du Herr bist« (R[uest] 1919: 98, zit. n. 148) – sowie die Anbindung an die Kunstgewerbebewegung und den Städtebau stellen eine Antwort auf das von Bergson skizzierte Szenario dar.

Den Abschluss des Kapitels zu »Avantgarde und Arbeit« bilden Beispiele von sich selbst als arbeitend (z.B. im Schlaf) deklarierenden Künstler*innen, die auf die Unsichtbarkeit intellektueller Prozesse aufmerksam machen. Die »Ausblicke« beschließen den Band, indem sie Rezeptionshülsen vom »Scheitern und Tod der Avantgarde« (179) über den »Januskopf Avantgarde«, (182) die Fragen nach der »Präsenz der Avantgarde« (184) und ihrer (Un-)Sichtbarkeit

aufgreifen und auf Wirkungsdimensionen bringen, wie sie das Projekt »1914 – Mitten in Europa« intendiert hat, indem Fähnders hier mit rezeptionstheoretischen Dimensionen auf-

räumt, die aus dem 20. Jahrhundert stammen, vergleichbar dem Nachdenken über das Ende der Moderne.

Jasmin Grande

Literatur

- Bürger, Peter (1974): Theorie der Avantgarde. Frankfurt a.M.
- Jung, Franz (1989): Wie lange noch? Theaterstücke. Hg. v. Wolfgang Storch. Hamburg, S. 105-131.
- Poggioli, Renato (1968): The Theory of the Avant-garde. Übers. v. Gerald Fitzgerald. Cambridge.
- Rancière, Jacques (2004): The Politics of Aesthetics. Hg. u. übers. v. Gabriel Rockhill. New York.
- R[uest], A[nselm] (1919): Arbeit und Verzweiflung. In: Der Einzige 9, Beiblatt Der Stockfisch, S. 97-99.
- Schlegel, Friedrich (1964): Athenäum Fragment (206). In: Ders.: Kritische Schriften. Hg. v. Wolfdietrich Rasch. München, S. 47.
- Schleper, Thomas (2014a): Aggression und Avantgarde – Kongress in Konzertanz. In: Ders. (Hg.): Aggression und Avantgarde: Das Rheinland am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Essen, S. 14-35.
- Ders. (2014b): Aggression und Avantgarde. Skizze zum gespaltenen Elan der Moderne. In: Ders. (Hg.): Aggression und Avantgarde: Das Rheinland am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Essen, S. 460-468.
- Vogeler, Heinrich (1919): Siedlungswesen und Arbeitsschule. Hannover.

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik



GiG im Gespräch 2020 / 1

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,
liebe Mitglieder der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik,
sehr geehrte Leserinnen und Leser der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik,

von der GiG-Tagung im vergangenen Jahr, die am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft in Germersheim (Universität Mainz) stattfand und unter anderem für die Verleihung der ersten beiden GiG-Preise einen ganz besonderen Rahmen bot, konnte ich bereits in der letzten Ausgabe der ZiG 2019/2 berichten. Das Protokoll der Mitgliederversammlung, die ebenfalls in Germersheim abgehalten wurde, haben wir inzwischen verschickt.

Nun geht es also um die nächste GiG-Tagung, die unter der Leitung des Kollegen Tomislav Zelić an der Universität Zadar in Kroatien organisiert wird. Wir sind deswegen schon länger im Gespräch und er hat vor geraumer Zeit mit den Vorbereitungen begonnen. Es wurde auch der Termin festgelegt und in der Mitgliederversammlung bekannt gegeben. Vor dem Hintergrund der turnusmäßig ursprünglich für 2020 vorgesehenen IVG-Tagung in Palermo war für unsere Planung der GiG-Tagung die Erfahrung leitend, dass es für uns alle kaum machbar ist, im selben Jahr die Teilnahme an beiden Tagungen in terminlicher und finanzieller Hinsicht zu realisieren. Auch der DAAD signalisierte uns, dass er es mit Blick auf eine Förderung überaus begrüßen würde, wenn unsere nicht im selben Jahr wie die IVG-Tagung stattfände.

Inzwischen hat sich vieles aufgrund der pandemischen Situation verändert. Wie Sie bestimmt erfahren haben, musste die IVG-Tagung vor dem Hintergrund der derzeitigen Ungewissheiten um ein Jahr verschoben werden.

Wir haben im Vorstand der GiG die Dinge nun in alle Richtungen erneut abgewogen und uns schließlich im Austausch mit dem Kollegen Tomislav Zelić darauf verständigt, die GiG-Tagung ebenfalls um ein Jahr zu verschieben. Eine ganz wesentliche Voraussetzung für diese Entscheidung haben wir besonders sorgfältig abgeklärt und dabei die Expertise eines Notars in Anspruch genommen, denn bei der nächsten Tagung stehen im Rahmen der Mitgliederversammlung der GiG wieder Gremienwahlen an. Es hat sich ergeben, dass auch in dieser Hinsicht einem neuen Termin nichts entgegensteht.

Die nächste GiG-Tagung wird nunmehr vom 19. bis zum 22. April 2022 in Zadar stattfinden.

Den *Call for Papers* u.a. mit der Einreichungsfrist für Ihre Beitragsvorschläge (15. April 2021) sowie dem Termin der Bekanntgabe der Annahme der Beiträge (15. Juni 2021) finden Sie schon hier im vorliegenden Heft der ZiG. Alle Termine

haben wir so austariert, dass Sie gegebenenfalls schon im Herbst 2021 ihre Flüge buchen können, denn zu diesem Zeitpunkt sind die Tarife besonders günstig.

Die Tagung in Zadar im Jahr 2022 wird das Thema *Interkulturelle Räume. Historische Routen und Passagen der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des Mittelmeerraums* fokussieren. Wie bei den GiG-Tagungen üblich, changiert das Thema zwischen den besonderen Schwerpunkten des Tagungsortes einerseits und ihren übergreifenden fachlichen Dimensionen andererseits. Im Fall unseres fachlichen Austauschs in Zadar wird es darum gehen, Interkulturalität in und zwischen unterschiedlichen Räumen im Ausgang von der deutschen Sprache, Literatur und Kultur vom Altertum in langen zeitlichen Perioden, nämlich über das Mittelalter bis zur Neuzeit und Gegenwart, zu beleuchten. Der Mittelmeerraum ist hierfür ein ausgezeichnetes Beispiel; aber auch Beiträge zur sprachlichen, literarischen, kulturellen, sozialen, politischen, ökonomischen, ökologischen Interkulturalität mit Bezug auf andere Regionen und Räume generell werden erbeten.

Da die nächste GiG-Tagung nun allerdings in weitere Ferne gerückt ist als bisher geplant, möchte ich schon heute und an dieser Stelle die auf Kulturregionen bezogene Forschung etwas ausführlicher skizzieren – gewissermaßen im Sinn eines anregenden Ausblicks auf die kommende Tagung ebenso wie auch, um unsere nächsten Gastgeberinnen und Gastgeber und ihre Arbeit in Zadar vorzustellen. Dass sie sich in ihrer Forschung intensiv mit interkulturell-germanistischen Zugängen zu ihrer Region, dem Mittelmeerraum, befassen, macht dies besonders interessant.

Und zwar wird in diesem Zusammenhang der Begriff der ›Euromediterranen Germanistik‹ verwendet, der mit verschiedenen theoretischen Grundlagen in Verbindung gebracht werden kann. Vor dem Hintergrund der Aufnahme Kroatiens in die EU im Jahr 2013 fanden inzwischen mehrere Tagungen statt, in denen der Mittelmeerraum als historische ebenso wie gegenwärtige Region der Interkulturalität unterschiedlicher Kulturen, aber auch als kulturgeschichtlicher Raum mit einer besonderen Tradition der Europaidee reflektiert wurde.

Zu den historischen Vordenkern einer Mediterranistik bzw. der Fokussierung eines geographischen Raums in der Geschichtsforschung gehört zunächst ohne Frage Fernand Braudel mit seinem Hauptwerk *La méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*, zuerst 1949 erschienen.

Die Entwicklung des Begriffs und Konzepts einer ›Euromediterranen Germanistik‹ wurde weiterhin angeregt durch das von Paul Michael Lützeler begründete Modell der ›Transatlantischen Germanistik‹, das Prozesse kultureller Wechselbeziehungen unterschiedlicher Qualitäten im Sinn von »Komplementarität, Konkurrenz und Antagonismus« (Lützeler 2013: IX) akzentuiert. Zu den Grundannahmen dieses transkontinentalen und interkulturellen Modells, die auch für die ›Euromediterrane Germanistik‹ gelten, gehören die Akzentuierung des Transfers in mehrere Richtungen sowie die Berücksichtigung verschiedener Wissenschaftstraditionen beziehungsweise Diskurse in den Germanistiken der Mittelmeerregion. Ein Unterschied besteht hingegen darin, dass der Mittelmeerraum von einer ganzen Reihe von Sprachen und somit von Philologien geprägt

ist, so dass der Zugang der ›Euromediterranen Germanistik‹ nur einer unter verschiedenen ist und sich deswegen bewusst als Teil dieses Spektrums begreift, zu dem die maghrebinischen und ägyptischen sowie levantinischen Germanistiken zumindest teilweise gerechnet werden können.

Interessanterweise werden wichtige Impulse auch auf literarische Autoren zurückgeführt. Hierzu gehört Hermann Broch, dessen Beforschung maßgeblich von Paul Michael Lützeler geprägt wurde. Zu der jüngeren Generation der Broch-Forscherinnen und -Forscher gehört Tomislav Zelić. In Zusammenarbeit mit Zaneta Sambunjak haben Paul Michael Lützeler und Tomislav Zelić überzeugend entwickelt, dass Hermann Brochs Denken in seiner Einbettung in den Kontext der Donaumonarchie des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu sehen sei und seine Auseinandersetzung mit dem Zerfall der Werte hiervon nicht abgelöst werden dürfe (vgl. Zelić/Sambunjak/Lützeler 2018). In der Suche nach Ursprüngen Europas wurde auch von Hermann Bahr auf die euromediterrane Tradition verwiesen und Dalmatien sogar als Vorbild für Österreich anempfohlen (vgl. Bahr 1909; Zelić 2016).

In jüngerer Zeit hat Dieter Heimböckel den Begriff des ›Mediterranismus‹ in die Diskussion eingebracht und sich dafür stark gemacht, ihn als Denkfigur zur Erforschung des ›südlichen Blicks‹ zu akzentuieren (vgl. Heimböckel 2017). In seinem programmatischen Artikel in der ZiG zeigt er entsprechende begriffliche und konzeptuelle Grundlagen auf und plädiert für die Weitung fachlicher Grenzen, um dem komplexen Gegenstand gerecht werden zu können. Damit macht er dankenswerterweise zugleich mit Bezug auf das Forschungsfeld der philologischen Mediterranistik die unhintergehbaren Verbindungen von Interkulturalität und Inter- bzw. Transdisziplinarität kenntlich.

Alle diese Fäden, in denen die Interkulturalitätsforschung in Bezug auf einen besonderen Raum enggeführt wird, kulminierten sogar schon in der Begründung einer Zeitschrift: 2019 ist das erste Heft der neu lancierten *GEM (Germanistica Euromediterrae)* in Zadar erschienen. Herausgegeben wird die *GEM* von Tomislav Zelić, Anita Pavić Pintarić und Zaneta Sambunjak, die in der Abteilung für Germanistik der Universität Zadar tätig sind und auch die Organisation der GiG-Tagung 2022 in ihren Händen haben. Die *GEM* hat sich zum Programm gemacht, die germanistische Forschung zum Mittelmeerraum zu repräsentieren und dies sowohl in historischer Tiefe vom Mittelalter bis zur Gegenwart als auch in fachlicher Breite mit linguistischen, literaturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Beiträgen. Dies entspricht im Übrigen auch der germanistischen Interkulturalitätsforschung, wie sie in der GiG vertreten wird. Mit diesem – gewissermaßen zweidimensional angelegten – Fächer der historischen Tiefe und fachlichen Breite verspricht die *GEM*, sich als wichtiges Organ zu profilieren, indem eine facettenreiche Auseinandersetzung mit der Mittelmeerkultur auch im Sinn einer Heuristik etabliert wird. Insofern kann diese Zeitschrift durchaus Modellcharakter für vergleichbare weitere wissenschaftliche Journale und Jahrbücher erhalten.

Im ersten Band, der übrigens auch graphisch und im Layout professionell und besonders ansprechend gestaltet ist, werden neun literaturwissenschaftliche

und sechs sprachwissenschaftliche Beiträge von Kolleginnen und Kollegen aus dem Mittelmeerraum (Serbien, Griechenland, Bosnien und Herzegowina, Slowenien, Mazedonien, Kroatien) sowie Österreich und Deutschland präsentiert. Dabei werden u.a. Texte heute wenig beachteter Autorinnen und Autoren wie Paula von Preradović (Johann Georg Lughofer, Ljubljana) und Jako Philipp Fallmerayer (Stefan Lindinger, Athen), aber auch ›Höhenkammliteratur‹ wie Canettis *Stimmen von Marrakesch* (Branka Ognjanović, Kragujevac) sorgfältigen Analysen unterzogen. Unter den linguistischen Arbeiten finden sich solche, die sich durch anregende Fragestellungen und konzeptuelle Grundlagen auszeichnen, in denen linguistische Methoden mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen verbunden werden. So setzt sich etwa Alexa Mathias (Hannover) mit stereotypen Einstellungsmustern der mitteleuropäischen Gesellschaften gegenüber dem sogenannten Balkan auseinander.

Es würde mich freuen, wenn ich Ihr Interesse wecken konnte, denn Sie finden Nr. 1 online unter <https://morepress.unizd.hr/journals/gem>.

Mein ganz herzlicher Dank gilt den Kolleginnen und Kollegen in Zadar schon an dieser Stelle für ihre freundliche Bereitschaft, die GiG-Tagung nun im Jahr 2022 zu veranstalten. Ich freue mich schon jetzt auf das Wiedersehen mit Ihnen allen.

Mit herzlichen Grüßen und meinen ganz besonderen guten Wünschen für Sie verbleibe ich

Ihre

Gesine Lenore Schiewer

LITERATUR

- Bahr, Hermann (1909): Dalmatinische Reise. Berlin.
- Braudel, Fernand (1949): La méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II. Paris.
- Heimböckel, Dieter (2017): Mediterranismus oder vom Nutzen und Nachteil einer Denkfigur zur Erforschung des ›südlichen Blicks‹, in: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 8, H. 2, S. 73-85.
- Lützeler, Paul Michael (2013): Transatlantische Germanistik. Kontakt, Transfer, Dialogik. Berlin.
- Zelić, Tomislav (2016): Traditionsbrüche. Neue Forschungsansätze zu Hermann Bahr. Frankfurt a.M. u.a.
- Ders./Sambunjak, Zaneta/Lützeler, Paul Michael (2018): Hermann Broch im Kontext der Donaumonarchie. Tübingen.

Call for Papers

Interkulturelle Räume. Historische Routen und Passagen der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des Mittelmeerraums

*Tagung der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik vom 19.-22. April
2022 an der Universität Zadar in Kroatien*

Das europäische ebenso wie das globale Selbstverständnis bestimmt sich maßgeblich über abstrakte oder konkrete, historische oder aktuelle Räume. Beispielsweise erscheint die europäische Auseinandersetzung mit dem Mittelmeer, dem Mittelmeerraum und der mediterranen Kultur paradigmatisch für die Erforschung von Phänomenen der Interkulturalität.

Einst wurde das Mittelmeer als Wiege der europäischen Kultur angesehen. Später drohte es aufgrund der sogenannten Entdeckung Amerikas, der Eröffnung des Suezkanals oder aus anderen Gründen in Vergessenheit zu geraten. Es war und ist seit jeher Schauplatz für zeitweilig friedliche, gefährliche oder kriegerische interkulturelle Begegnungen und Auseinandersetzungen von verschiedenen Individuen, Nationen und Religionen, Wirtschafts- und Rechtssystemen, Völkern, Gemeinschaften und Gesellschaften. Es war nicht nur Konfliktherd und Kriegsschauplatz, sondern auch Mittelpunkt für die europäische Identifikation – und Differenzierung. In der jüngsten Vergangenheit wurde es erneut zum Kulminationspunkt spannungsvoller Sichtweisen: Das Mittelmeer wird nicht nur als ein interkultureller Grenz- und Übergangsraum für Händler, Seefahrer, Piraten, Nomaden, Exilanten, Migranten und Touristen diskutiert, sondern auch Echo- und Resonanzraum für das europäische Denken und Dichten.

Unter der Grundannahme, dass etwa das Mittelmeer – wie auch viele andere Regionen der Welt – ein von Interkulturalität geprägter Raum par excellence ist, möchten wir auf der GiG-Tagung 2022 der Frage nachgehen, wie sich Interkulturalität in und zwischen unterschiedlichen Räumen in der deutschen Sprache, Literatur und Kultur vom Altertum über das Mittelalter bis zur Neuzeit und Gegenwart darstellt.

Wir erbitten Beitragsvorschläge zur sprachlichen, literarischen, kulturellen, sozialen, politischen, ökonomischen, ökologischen Interkulturalität mit Bezug auf Räume generell und insbesondere den des Mittelmeers unter systematischen, historischen oder aktuellen Gesichtspunkten in der gesamten Breite des Faches von der Sprachwissenschaft, Translatologie und DaF/DaZ-Didaktik über die Mediävistik und Literaturwissenschaft bis zur allgemeinen Kultur- und Geisteswissenschaft.

Besondere Berücksichtigung soll die Vielfalt der methodischen und theoretischen Ansätze im Fachbereich der Interkulturellen Germanistik einschließlich interdisziplinärer Forschungsansätze in Zwischenbereichen von Germanistik, Meditteranistik und Europastudien finden.

In den Sektionen zur deutschsprachigen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart möchten wir im Allgemeinen die Untersuchung von interkulturellen Räumen – wie die Darstellung des Mittelmeeres, des Mittelmeerraumes und der mediterranen Kultur – in den Brennpunkt der aktuellen Interkulturalitätsforschung stellen.

Eine wichtige Rolle spielen dabei u.a. auch interkulturelle Gegensätze, Widersprüche, Dichotomien und die Traditionen des Mit-, Neben- und Gegeneinanderlebens, plurikulturelle Erfahrungen, Konflikte und Versöhnungen zwischen Leit- und Subkulturen, Assoziation und Dissoziation, Integration und Desintegration, Emanzipation und Hegemonie, Universalismus und Identifikation, interkulturelle und internationale Rezeption und Perspektivierungen, literarische Interkulturalität, literaturgeschichtliche Parallelen und interkulturelle Verwandtschaften, interkultureller Transfer, Internationalität, Intertextualität und Intermedialität.

Die Sektionen zur Sprachwissenschaft, Translatologie und DaF/DaZ-Didaktik sollen Beiträge umfassen, die interkulturelle Räume, kulturspezifisches Wissen und das gemeinsame kulturelle Erbe aus unterschiedlichen Standpunkten betrachten. Dabei ist u.a. an kontrastive, sprachgeschichtliche, kontaktlinguistische, pragmlinguistische, translatologische oder didaktische Untersuchungen gedacht.

Innerhalb des vorgegebenen Rahmens der Tagung lassen sich z.B. auch die folgenden Themen bearbeiten: Sprachkontakt in interkulturellen Räumen wie dem Mittelmeerraum, interkulturelle Regionen als Dialogräume, Sprachkonflikte im Mittelmeerraum und anderen Räumen, Kulturkontakte, (Miss-)Verständnisse in der interkulturellen Kommunikation, Mehrsprachigkeit und interkulturelle Lernprozesse, Selbst- und Fremdverstehen, Interkulturalität in der Wissensvermittlung.

Im Bereich der Translationswissenschaft können beispielsweise diese Themen bearbeitet werden: Regionen wie der Mittelmeerraum als Schauplatz von Übersetzungsprozessen, Translation als interkulturelle Mediation oder interlinguale Transferprozesse, Translation und Wanderbewegungen.

Die Einzelvorträge sollen eine Länge von 20 Minuten nicht überschreiten; vorgesehen ist eine anschließende Diskussion von jeweils 10 Minuten.

Abstracts im Umfang von max. einer DIN-A4-Seite (Times New Roman 12 pt., ca. 2500 Zeichen inkl. Leerzeichen) können ab sofort (unter Angabe der E-Mail-Adresse) bei den Organisatoren der Tagung eingereicht werden, müssen diese aber spätestens bis 15. April 2021 erreichen: gig2022@unizd.hr

Über die Annahme der Beitragsvorschläge wird bis 15. Juni 2021 entschieden.

Wissenschaftlicher Tagungsausschuss:

- Prof. Dr. Gesine Lenore Schiewer (Universität Bayreuth, Präsidentin der GiG)
- Prof. Dr. Dieter Heimböckel (Universität Luxemburg, Vorstandsmitglied der GiG)
- Prof. Dr. Paul Michael Lützeler (Washington University, St. Louis, Vorstandsmitglied der GiG)
- Ao. Univ.-Prof. Dr. Anita Pavić Pintarić (Allgemeine Sprachwissenschaft)
- Univ.-Doz. Dr. Helga Begonja (Angewandte Sprachwissenschaft)
- Ao. Univ.-Prof. Dr. Zaneta Sambunjak (Ältere deutsche Literatur/Mediävistik)
- Ao. Univ.-Prof. Dr. Tomislav Zelić (Neuere deutsche Literatur und Vorsitz)

Eine Homepage zur Tagung befindet sich im Aufbau; über deren Internetadresse werden die Beiträgerinnen und Beiträger rechtzeitig unterrichtet.

Erhoben wird eine Tagungsgebühr in Höhe von 50 Euro, die neben der Teilverpflegung auch für die Kosten eines Teils der Rahmenveranstaltungen verwendet wird.

Reise- und Übernachtungskosten können seitens der veranstaltenden Universität leider nicht übernommen werden. Wir bitten Sie daher, sich rechtzeitig selbst um eine Finanzierung zu bemühen. Referentinnen und Referenten, die an einer deutschen Universität unterrichten, können sich beim DAAD um eine Unterstützung bewerben.

Die GiG wird einen Antrag für Mitglieder aus DAC-Ländern beim DAAD stellen (<http://www.daad.de/imperia/md/content/entwicklung/dac-liste.pdf>).

Eine Auswahl von schriftlich ausgearbeiteten Beiträgen wird im GiG-Tagungsband, in der *GEM (Germanistica Euromediterrae) – internationale Zeitschrift für euromediterrane Germanistik* und in der *ZiG – Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* erscheinen.

Autorinnen und Autoren

Amann, Wilhelm, Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 2, avenue de l'Université, 4365 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: wilhelm.amann@uni.lu.

Arendt, Christine, Dr., Università Cattolica del Sacro Cuore, Facoltà di Scienze linguistiche e Letterature straniere, Morozzo della Rocca 2/A, 20123 Milano, Italien; E-Mail: christine.arendt@unicatt.it.

Dembeck, Till, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 2, avenue de l'Université, 4365 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: till.dembeck@uni.lu.

Grande, Jasmin, Dr., Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Institut »Moderne im Rheinland«, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Deutschland; E-Mail: jasmingrande@gmail.com.

Heimböckel, Dieter, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 2, avenue de l'Université, 4365 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: dieter.heimboeckel@uni.lu.

Khrystencko, Oksana, Dr., Pädagogische Universität Sumy, Fachbereich Germanistik, Romenska Str. 81, 40002 Sumy, Ukraine; E-Mail: oksana.khrystencko@gmx.net.

Mein, Georg, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 2, avenue de l'Université, 4365 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: georg.mein@uni.lu.

Rohner, Melanie, Ass. Prof., Universität Bern, Institut für Germanistik, Länggassstrasse 49, 3012 Bern, Schweiz; E-Mail: melanie.rohner@germ.unibe.ch.

Roth, Daniela, Dr., St. Mary's University, Faculty of Arts, Halifax, Nova Scotia, B3H 3C3, Kanada; E-Mail: daniela.h.roth@gmail.com.

Schaub, Christoph, Dr., Universität Vechta, Kulturwissenschaften, Driverstraße 22-26, 49377 Vechta, Deutschland; E-Mail: christoph.schaub@uni-vechta.de.

Schiewer, Gesine Lenore, Prof. Dr., Universität Bayreuth, Interkulturelle Germanistik, 95440 Bayreuth, Deutschland; E-Mail: gesine.schiewer@uni-bayreuth.de.

Shibib, Mohammad, Ass. Prof., Universität Bagdad, Sprachenfakultät, Germanistische Abteilung, Bagdad Al-Waziriya, Mujamaa Bab Al-Muadham for Colleges, Irak; E-Mail: dr.shibib@yahoo.de.

Sieburg, Heinz, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 2, avenue de l'Université, 4365 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: heinz.sieburg@uni.lu.

Szegölgyi-Pócsik, Anett, Universität Debrecen, Institut für ungarische Literatur- und Kulturwissenschaft, Egyetem tér 1, 4032 Debrecen, Ungarn; E-Mail: pocskanett@gmail.com.

Tawfik, Nahla, Ass. Prof., Universität Ain Shams, Sprachenfakultät Al-Asun – Germanistik, El-Khalyfa El-Mamoun Abbassia, 11566 Kairo, Ägypten; E-Mail: nahla.nagy@alsun.asu.edu.eg.

Tilmans, Anna, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Schreibzentrum, Postfach 17, Norbert-Wollheim-Platz, 60323 Frankfurt am Main, Deutschland; E-Mail: tilmans@em.uni-frankfurt.de.

Uerlings, Herbert, Prof. Dr., Universität Trier, Fachbereich II – Germanistik, Universitätsring 15, 54286 Trier, Deutschland; E-Mail: uerlings@uni-trier.de.

Zanucchi, Mario, PD Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Deutschland; E-Mail: mario.zanucchi@germanistik.uni-freiburg.de.

Hinweise für Autorinnen und Autoren

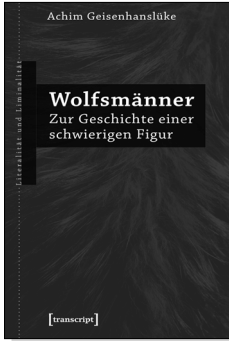
Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* (ZiG) ist ein *Peer-reviewed-Journal*. Das heißt, dass alle Beiträge in anonymisierter Form von mindestens zwei Gutachtern gelesen und beurteilt werden.

Hinweise zur Einrichtung der Beiträge sind online unter www.zig-online.de zu finden.

Die Manuskripte sind in deutscher oder englischer Sprache als MS-Word®-Dokument oder im RTF-Format mit einem englischsprachigen Abstract an folgende Adresse einzureichen:

contact@zig-online.de

Literaturwissenschaft



Achim Geisenhanslücke

Wolfsmänner

Zur Geschichte einer schwierigen Figur

2018, 120 S., kart.

16,99 € (DE), 978-3-8376-4271-1

E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4271-5

EPUB: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4271-1



Sascha Pöhlmann

Stadt und Straße

Anfangsorte in der amerikanischen Literatur

2018, 266 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-4402-9

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4402-3



Werner Nell, Marc Weiland (Hg.)

Kleinstadtliteratur

Erkundungen eines Imaginationsraums
ungleichzeitiger Moderne

April 2020, 540 S., kart.

49,00 € (DE), 978-3-8376-4789-1

E-Book: 48,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4789-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Literaturwissenschaft



Thorsten Carstensen (Hg.)

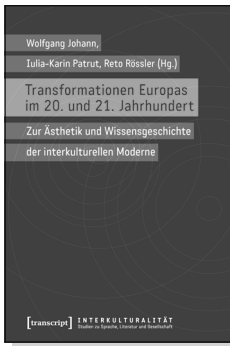
Die tägliche Schrift

Peter Handke als Leser

2019, 386 S., kart.

39,99 € (DE), 978-3-8376-4055-7

E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4055-1



Wolfgang Johann, Iulia-Karin Patrut, Reto Rössler (Hg.)

Transformationen Europas

im 20. und 21. Jahrhundert

Zur Ästhetik und Wissensgeschichte
der interkulturellen Moderne

2019, 398 S., kart., 12 SW-Abbildungen

39,99 € (DE), 978-3-8376-4698-6

E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4698-0



Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein,
Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)

Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

10. Jahrgang, 2019, Heft 2: Poetiken des Übergangs

2019, 190 S., kart., 2 SW-Abbildungen

12,80 € (DE), 978-3-8376-4460-9

E-Book: 12,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-4460-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

